



1263.

.d

Fm M



No. 220

E. 6.



B r i e f e

über

A m e r i k a

---

nach der neuesten, verbesserten und mit dem  
dritten Theile vermehrten Ausgabe,  
aus dem Italienischen des Hn. Grafen  
Carlo Carli übersetzt.

---

Dritter Theil,

in welchem Hn. Bailly's Meinung in Absicht  
auf Plato's Atlantis untersucht, und des  
Hn. Grafen von Buffon Hypothese von  
der allmählichen Erkaltung der Er-  
de geprüft wird.

---

Gera, 1785.

bei Christoph Friedrich Wetmann.

1209



4299



92491

Nov. 17

---

# Vorbericht

des

## Uebersetzers.

**U**eberhäufte Geschäfte machten es dem Hn. Hennig zu Gera unmöglich, die Uebersetzung dieses dritten Theils der Lettere Americane zu der bestimmten Zeit zu liefern, und die Verlagshandlung mußte sie daher einem andern Verfasser übertragen.

Dieser hat sich bemüht, das Original wenigstens in Ansehung einiger

## Vorbericht.

niger Allegaten, der Rechtschreibung der Namen aus fremden Sprachen u. d. hier und da zu berichtigen: allein er mußte sich dabey nur auf dasjenige einschränken, was ihm vor allen andern einer Berichtigung zu bedürfen schien; eine Arbeit von der Art erfordert ungleich mehr Zeit, als er dazu anwenden konnte.

Noch findet er nöthig zu erinnern, daß so oft in den L. A. von Meilen ohne weitere Bestimmung die Rede ist, jedesmal Italienische Meilen angenommen werden müssen.

---

## I. B r i e f.

Auch ich habe die zwey Werke des Herrn Bailly, seine Sendschreiben über den Ursprung der Wissenschaften ic. und seine Briefe über Plato's Atlantis gelesen. Sie haben vollkommen recht, theuerster Vetter: daß dieser berühmte Mann die Wiege der Wissenschaften und die Atlantis nach Spizebergen verlegt, dazu verleitete ihn Ueberzeugung von der Hypothese des Grafen von Buffon über die allmähliche Erkaltung der Erdkugel; denn eben hieraus zog er den an sich ganz richtigen Schluß: wenn die Länder unter den Polen zuerst bewohnt gewesen  
Br. üb. Amer. 3. Th.            2            sind,

sind, wenn dort eben der Grad der Wärme war, der jetzt im heissen Erdstriche herrscht, so mußten Afrika und Südastien unbewohnbar, mithin wüste seyn. Sie setzen hinzu, ich hätte Ihnen den vormaligen Zustand der Regierungsformen, Gesetze, Gebräuche, Künste und Wissenschaften von Amerika in jenen Briefen entwickelt, die Sie die amerikanischen nennen; hätte Ihnen gezeigt, daß die Atlantis mitten im atlantischen Oceane zu suchen sey; hätte auch, durch Vergleichung alter Volksfagen mit physikalischen und astronomischen Beobachtungen, bestimmt, wenn und wie jene grosse Insel, die vorher durch eine schmale Meer Enge von unserm festen Lande und von Amerika abgesondert war, untergegangen seyn mögte. Deswegen, sagen Sie, müßte ich entweder meine Meinung aufgeben, oder mich zu einer genauern Prüfung der Hypothesen des Grafen von Buffon und Herrn Bailly's entschliessen, in dem beyde unzertrennlich in einander verketet wären. Das heißt, wenn Sie's nicht ungütig nehmen wollen, Sie sperren mich zwischen Thür und Angel.

Für



Für den Geschäfts Mann sind die Wissenschaften dasjenige, was das Winter Quartier für Generale ist, wenn Schnee und Eis sie aus dem Felde treiben. Sie verweilen dann im Zirkel ihrer Freunde, an der Tafel beym Wein, am Kamin mit der Pfeife in der Hand, oder wie's ihnen sonst behaglich seyn mag; denken nicht mehr an überstandene Beschwerden und Gefahren; suchen langweilige trübe Stunden hinzuscherzen: indessen seufzen sie doch mit ungeduldiger Sehnsucht nach der Wiederkunft des Frühlings, um dann die gewohnte Bahn der Ehre und des Ruhms von neuem zu betreten.

Ein solches Winter Quartier könnte ich auch halten, ohne deswegen zu vergessen was Kornelius Gallus am Schlusse seiner ersten Elegie so schön und passend sagt:

Felix qui meruit tranquillam ducere  
vitam,

Et laetos stabili claudere fine  
dies;

ich könnte mir eine leichte Materie zu bearbeiten wählen, zumal in einer Stadt, wo die aufgeklärtesten Männer ebendieselben Ge-

genstände selbst zu durchdenken geneigt sind, durch ihr eigenes Beyspiel dazu aufzumuntern, Wissenschaften und Gelehrte mit Nachdruck unterstützen. Allein, lieber Vetter, Sie reizen mich zum Kampfe mit zween der berühmtesten Helden in Frankreich, fast möchte ich sagen in Europa. Bende gleichen Goldmünzen ohne Zusatz, die überall bekannt und gültig sind: ganz das Gegentheil von Papiergeld, welches keine Probe, keine Vergleichung aushalten kan, das man blos innerhalb der engen Grenzen desjenigen Landes kennt, wo Gewalt, Umstände, politische Verhältnisse, oder auch scheinbarer Vortheil ihm einen Werth leihen, der ihm im Innern abgeht. Buffon und Bailly sind Männer, die sich durch Wissenschaft, Scharfsinn, Gelehrsamkeit und Beredsamkeit über viele erheben; bende haben das Verdienst, sehr viel aufgeklärt, sehr viele ausländische Kenntnisse verbreitet zu haben; ihnen gebührt das Bürgerrecht in allen Ländern Europens; sie gehören nicht mehr Frankreich allein, sondern dem ganzen menschlichen Geschlechte, welches

ches ihren außerordentlichen Bemühungen  
 so viel zu danken hat. Ich weiß sehr wohl, an welcher erha-  
 benen Seele sie stehen; aber das hindert  
 mich nicht zu ahnden, daß Hn. Bailly's auf  
 die Theorie der Erde gegründete Hypothese  
 in trügerische Täuschung verhüllt seyn könne.  
 Vielleicht ist es Irrthum von mir. Ich habe  
 daran gezeifelt, und zweifle noch immer  
 daran. Gleichwohl war ich entschlossen, kei-  
 nem Gedanken an die Atlantis und an Ame-  
 rika weiter nachzuhängen; ich wollte ganz  
 gleichgültig dabey seyn, ob eine Meynung,  
 die nicht die meinige wäre, Beyfall in der  
 Welt fände und gleichsam triumphirte. Al-  
 lein Sie haben seit der zartesten Kindheit  
 uneingeschränkte Gewalt über mich, Ihnen  
 kan ich nichts abschlagen. Ich will also,  
 fast wider meinen Willen, damit den Anfang  
 machen, daß ich Ihnen den Plan jener Wer-  
 ke im Auszug vorlege; alsdenn mag es ent-  
 weder damit genug seyn, oder ich setze die  
 verlangte Untersuchung fort, wiewohl in  
 gewissen Abschnitten, so wies meine Zeit er-  
 lauben wird.

Das vortreffliche Werk des Hn. Bailly, die Geschichte der ältern Astronomie, ist Ihnen recht gut bekannt. In diesem Werke beweist er mit sinnreich verbundenen Gründen und Beweisstellen, daß die Erfindung der Astronomie weder den Braminen, noch den Sinesen gehöre; daß schon vor der Sündfluth Astronomie gewesen sey; daß ein altes verlornes Volk, welches im nördlichen Asien ohngefähr unter dem 60 Grade der Breite gewohnt, diese Wissenschaft getrieben habe. Die Ueberreste jenes Volks läßt er mit ihren Kenntnissen nach Indien und Sina wandern. Hieraus erklärt er auch wie es zugehe, daß die Braminen die Finsternisse berechnen, ohne Gründe angeben zu können, und daß ihre älteste Sprache und Schrift für das Volk verloren, nur noch sehr wenigen Priestern verständlich ist.

Dieses Werk schickte Hr. Bailly dem Hn. Voltaire zum Geschenk. Dieser Universal Gelehrte erstaunte darüber: allein er hatte schon in verschiedenen seiner Schriften, besonders in den Fragmenten über Indien, wo er von der Religion, den Sitten und

Wissen

Wissenschaften der Hindus, das heißt der Braminen, weitläufig handelte, den Satz behauptet: alle menschliche Kenntniß sey von Indien ausgegangen; er machte also in verschiedenen Briefen Einwendungen dagegen, daß die Braminen aus dem frühern Besitze der Wissenschaften entsetzt werden sollten. Schon lange, sagt er in seinem ersten Briefe vom 15. Sept. 1775, sehe ich den alten Braminen Stamm für das ursprüngliche Volk an: und nun setzt er hinzu, das einzige Denkmal von einigem Alterthum, welches sich noch in der Welt befinde, seyen die Fragmente des Schastabad, welches vor fünftausend Jahren geschrieben sey, und die frühere Kultur, die frühern Kenntnisse jener Nation beweise.

Auf die neuen Gründe des Hn. Bailly antwortete Voltaire unterm 9 Jenner 1776; sein Brief fängt so an: Ich bin so frey um Schonung für die Braminen zu bitten. Er macht darinnen die Bemerkung, jene Ganga-riden hätten unter einem glücklichen Himmelsstriche die Sterne leichter und mehr mit Muffe beobachten können, als die Kalkas- und

Usbeck, Tataren. Er nimmt an, durch die Kriege der Asiaten sowohl als der Europäer wären die Arbeiten derjenigen Schulen, wo Zoroaster und Pythagoras Belehrung gesucht, ein wenig in Unordnung gerathen. Reliquien von alten Wissenschaften, sagt er, finden sich noch zu Benares: dorthin, nicht nach den Ländern Gog und Magog, zogen die Griechen um sich zu unterrichten; aus dem nördlichen Asien kamen bloß Bären und Lyrer um die Schäflein im Süden zu verschlingen. Er räumt auch ein, daß es gegenwärtig weniger Kenntnisse gebe; allein, sagt er, in Athen ist auch kein Plato mehr, noch ein Cicero in Rom. \*)

Hr. Bailly verwies nochmals auf die Spuren von einem Volke im nördlichen Asien, welches nicht mehr zu finden sey. Voltaire beruft sich dagegen zu wiederholten malen auf die Wahrscheinlichkeit, nach welcher die Astronomie in Gegenden entstanden seyn müßte,

\*) Songez, je Vous en prie, qu'il n'y a plus de Platon dans Athènes, ni de Cicéron dans Rome.

müßte, wo das Klima sanfter und die Nächte heiterer sind. Er zeigte dabey wenig Lust zu glauben, daß die Erde von ihrer Wärme verlohren habe, und noch davon allmählig verliere.

Diese Zweifel veranlaßten verschiedene Briefe von Hn. Bailly, die 1777 unter dem Titel: Briefe über den Ursprung der Wissenschaften und der asiatischen Völker, im Druck erschienen.

Ich muß Sie einigermaßen mit diesem Werke bekannt machen. Im ersten Briefe sucht er zu beweisen, daß die Sinesen, wegen ihrer natürlichen Unempfindlichkeit und Trägheit, unmöglich die Wissenschaften haben erfinden können. Deswegen haben sie auch auf dem Stern Warten niemahls Fern Gläser, noch Pendel zu genauer Zeit Bestimmung gebraucht. Sie kennen den Cykel von 19 Jahren. Dieser war in Asien gewöhnlich: Methon brachte ihn nach Griechenland, und er ward die goldene Zahl. Die Sinesen haben ihn verbessern wollen, aber minder genaue Cykel ausgedacht. Er stammt also nicht aus Sina. Dort ist So hi als Vater der Astronomie be-

177

A 5

rühmt

rühmt. Dieser setzte das Jahr auf 365 Tage, bestimmte Sonnenstands- und Nachtgleichen Punkte 2c. mithin war die Wissenschaft älter. Fo- hi kam als Fremder nach Sina; er brachte sie aus den höhern Gegenden Asiens mit.

Der zweyte Brief handelt von den Persern zwischen dem kaspischen Meere und dem persischen Meerbusen. Ihr Reich fällt 3209 Jahre früher als unsere Aere. Die Verehrung der Sonne ist von gleichem Alter. Hr. Bailly beweist aus seinen Beobachtungen in der Geschichte der Astronomie, daß sie diese Wissenschaft studirt haben; aber er setzt hinzu, Djemschid, der Erbauer von Persepolis und der Stifter ihres Reichs, habe sie von einem ältern Volk erlernt. Die Chaldäer in Babilonien, noch ältere Astronomen, kannten die Kometen als Körper, die in einer gewissen Zeit eine gewisse Bahn durchlaufen; sie hatten einen Cykel von 600 Jahren für die Wieder Erscheinung der Planeten an eben dem Punkte am Himmel. Auch diese Kenntnisse gehören frühern Zeiten an. Eben so sind ihre Kenntnisse und Lehren



ren von der Seelen Wanderung, von dem  
zwey Wesen, von der Astrologie zc. den Hin-  
dus oder Braminen fremd, und früher als  
diese. Selbst die Sprüche des Schastah  
sind nicht Resultat von Wissenschaft der Leh-  
tern; sie haben blos grobe Fabeln hinzuge-  
fügt. Sie zählen fünftausend Blut Adern  
im menschlichen Körper, dessen Zerglie-  
dung ihnen doch verboten ist. Alles beweist,  
daß sie nur durch Ueberlieferung etwas wis-  
sen, daß die ursprünglichen Kenntnisse durch  
Unwissenheit und Aberglauben verdorben  
und verwirrt sind. Sie sagen wirklich selbst,  
daß die alten Braminen aus Norden ge-  
kommen seyen. Diese waren blos Schüler  
von jenen grossen Männern, die so zu sagen  
die Wissenschaften schufen. Die Schan-  
skrita, als die älteste Sprache, die geheiligte  
Schrift, die nur sehr wenige Braminen  
verstehn, ist für das Volk verloren: sie ist  
also kein Eigenthum dieser Nation.

Im dritten Briefe bemüht sich Hr. B. eine  
Uebereinstimmung zwischen den Sinesen, Chals-  
däern und Hindus in Volks Ueberlieferun-  
gen, Gebräuchen, Religion und Philosophie

zu zeigen. Die Libationen der Römer, das heißt das Weinausgießen beym Anfange der Mahlzeit, findet man in Sina und bey den Tataren. Ueberall weiß man etwas von einer allgemeinen Ueberschwemmung: die Chaldäer setzen sie in die Zeiten Nisuthrus; die Sinesen unter Pehrun, der sich auf einem Nachen gerettet habe. Die Hindus erzählen, vor zwanzigtausend Jahren sey der Erdboden vom Meere bedeckt worden, und nur ein Weib nebst sieben Männern davon gekommen. Eine ähnliche Tradition giebt es auch in Norden; doch erhält sich da noch die Idee von einem goldenen Alter vor der allgemeinen Ueberschwemmung. Diese Sage von einer goldenen Zeit ist nichts anders als Erinnerung an ein verlassenes Vaterland. Folglich sind die südlichen Völker Asiens weiter nichts als Kolonien einer ältern Nation. Alle Völker haben die Anhöhen und Berge auf gewisse Art verehrt. Die Hindus thun dieses mit dem Pir: pen: jal, einem von den Bergen des Kaukasus, und wallfahrten dahin: die Sinesen mit dem Chang: pe: jang, einem Berge in der Tataren.

Von

Von dort sind jene Völker heruntergekomen, und zwar nach der allgemeinen Ueberschwemmung. Die Fabel von den Riesen ist asiatischen Ursprungs. Die Riesen bewohnten, wie die Elephanten, die nördlichen Länder zu einer Zeit wo dort die Hitze eben so empfindlich war, als sie es jetzt unter der heißen Zone ist: daher die Fabel von den Empörungen gegen Jupiter, daher die Lehre von der Seelenwanderung, und aus dieser die Verehrung des Dalai-Lama, so wie auch die Grundsätze der Religion der Japaner, der Sinesen, der Hindus etc. Auch in der Religion der Egyptier findet Herr Bailly etwas Gleichförmiges.

Die Uebereinstimmung der Wissenschaften bey den alten Völkern ist der interessante Gegenstand des vierten Briefs. Die Periode von 600 Jahren, die Vorliebe zu der Zahl 60 nebst deren häufigem Gebrauch, die Eintheilung des Thier Kreyses in 12 oder 24 Theile, haben sich in Asien angefangen und von dort überallhin verbreitet. So wie die Eintheilung des Thierkreyses 4600 Jahre vor Christo geschah, (welches Hr. B. in der

Gesch.

Gesch. der Astron. beweist,) so fällt sie 1300 Jahre früher als die Sinesen ein Volk wurden. Ebendenselben Ursprung haben die Meilen Maaße, die alle mit der persischen Parasange zusammentreffen.

Allein diese Uebereinstimmungen zwischen verschiedenen Völkern sind nicht durch Umgang oder Handel entstanden; dazu waren ihre Länder zu gros und zu öde; zudem gestatten Nationen, die in sich zusammengedrängt sind, nicht leicht fremden Sitten und Begriffen den Zugang: (dieses wird im fünften Briefe bewiesen.) Sie entstehen vielmehr aus der gemeinschaftlichen Abkunft dieser Völker, und sind folglich Ueberreste einer ältern Nation; dieses sucht Hr. B. im sechsten Briefe vermittelst sehr sinnreicher Analogien und Betrachtungen darzuthun.

Indessen behält er sich vor, im siebenten zu beweisen, daß jenes alte Volk, von welchem die Nationen des südlichen Asiens, so wie auch die Egyptier, abstammen, die Wissenschaften zur Vollkommenheit gebracht, und eine aufgeklärte erhabene Philosophie gehabt habe. Die Lehre von den Kometen,  
der

der Satz, daß es Antipoden gebe, das System vom Universum, alles dieses setzt aber eine erstaunliche Reihe von Kenntnissen, Betrachtungen, aufgeführten und wieder eingerissenen Systemen, eine lange Reihe von Jahrhunderten zum voraus. Solche Kenntnisse sind Arbeiten und Erndte eines erhellten astronomischen Zeitalters. Jenes Volk scheint unter 490 Vv. gewohnt zu haben; von da sind die Wissenschaften, oder genauer, Ueberreste und Trümmer davon, gegen Süden gewandert. Hiermit beschäftigt sich Hr. B. im achten Briefe.

Nun bemerkt er zuerst, daß die nördlichen Völker jederzeit gegen Mittag hinunter gezogen sind, nicht umgekehrt die südlichen gegen Mitternacht; und daß, wenn die Menschen aus dem Norden nach Europa herabgezogen sind, ihnen der Zug nach den südlichen Gegenden Asiens noch leichter seyn mußte. Mit diesen Betrachtungen stimmen auch die Traditionen der Sinesen, Perser, Chaldaer und Römer vollkommen überein. Nun aber ist das Land, aus dem sie herabwanderten, Scythien oder Sibirien, wo der  
Wei-

Weizen, die Gerste und das Korn, so nach Europa gebracht worden, von selbst wachsen. Zoroasters lehre von den Jahreszeiten, daß nämlich der längste Tag das Doppelte des kürzesten sey, läßt auf einen Tag von 16 Stunden schließen. Das Land, welches einen solchen Tag hat, ist die Tatarey, nördlicher als Persien, nämlich unter  $49^{\circ}$ , wodurch sich die alte Ausmessung des Erdballes, wie sie Aristoteles annahm, bestätigt. Die Periode des Umlaufs der Fixsterne, die Wallfahrten der Indier, selbst die Fabel vom Phönix, die auch in der Edda vorkommt und den Tod oder die Abwesenheit der Sonne während 65 Tagen bedeutet, alles dieses kan nur auf ein Land unter  $710$  NDr. passen.

Allein, in Sibirien herrscht Kälte, Schnee und Nebel; wie konnten dort die Menschen Wissenschaften und Astronomie erfinden, und sich zu einer Vollkommenheit erheben, die wir nicht eher erreicht haben, als nach so vielen Jahrhunderten, wo unablässiges Studium, vielfältige Hülfsmittel von Kunst und Fleiß zusammenwürkten? Herr  
Bailly

Bailly braucht nun im neunten Briefe die Buffonsche Hypothese von dem Central Feuer und sucht zu beweisen, daß Sibirien vor alters ein Klima wie das unter der heißen Sonne gehabt habe; worauf er dann im zehnten Briefe erweislich machen will, daß, nach eben dieser Hypothese, die Erdkugel nach und nach erkalte. Die nördlichen Völker sind also der Sonnenwärme nachgezogen, indem sie sich gegen Mittag wendeten, eben so wie die Elephanten und andere große Thiere. Wir müssen daher zuerst die Hypothese des Hn. Grafen von Buffon untersuchen und zugleich die neuen Gründe des Hn. Bailly prüfen, ehe wir zur Atlantis übergehen. Von beyden will ich Ihnen einen kurzen Auszug geben, nebst einigen Bemerkungen, wie sie mir die Materie oder die Lust zu plaudern darbieten wird.

Br. üb. Amer. 3. Th. B 2. Brief.



## 2. Brief.

Es leidet keinen Zweifel, daß die Erdkugel in sich selbst eine eigene Wärme habe, ein Centralfeuer, welches von demjenigen, das sie von der Sonne empfängt, ganz unabhängig ist. So viele Vulkane die auf der ganzen Oberfläche Feuer auswerfen, die warmen Bäder, die Solfataren, die Erdbeben und selbst die Electricität, zeugen deutlich dafür. Nicht minder beweisen es auch die hohen Berge, welche die Sonne ganz bescheint, wo Schnee und Eis das ganze Jahr liegen bleiben, da doch im härtesten Winter unterirdische Höhlen und Keller warm sind. Tief im Meere steigt das Thermometer auf  $10^{\circ}$ , und nach Verhältniß der grössern Tiefe noch höher. Am Boden der Brunnen erhält sich kein Schnee, entsteht kein Eis; ja, das daraus geschöpfte Wasser hat eine Laulichkeit, die es an freyer Luft verliert.

Die neuern Philosophen haben diese Erscheinungen fleißig untersucht. Nach ihrer ersten Beobachtung ist die Wärme im Sommer

überall





überall gleich, ausgenommen am Senegal, aus einer Lokalsache, weil dort der Wind über den glühenden Sand streicht; der Winter hingegen ist verschieden. In den Schriften der Akademie der Wissenschaften zu Paris von den Jahren 1735, 1741 und 1765 befinden sich Tabellen und Beobachtungen von den Herren Reaumur und Mairan, aus welchen sich ergiebt, daß in einem Zeitraume von 56 Jahren die Sommerwärme zu Paris auf 26 Grad über dem Gefrierpunkte gestanden hat, so wie unter allen Himmelsstrichen, vom Aequator bis zum Polarzirkel. Nur am Senegal fand man einen Unterschied von etwa 7 Gr. gegen den Sommer zu Paris. Die Kälte hingegen kan sehr beträchtlich verschieden seyn; denn in Sibirien findet man bis auf 60 auch wohl 70 Grade unter dem Gefrierpunkte.

Die Physiker überzeugten sich, daß die belebte Natur einer doppelten Art von Wärme unterworfen sey, nämlich der aus dem Innern der Erde und der von der Sonne; und nun suchten sie sowohl den Grad als den Unterschied der einen und der andern zu er-

forschen. Unter andern bewies Hr. Mairan in verschiedenen Vorlesungen in der Akademie, daß zu Paris die Sonnenwärme im Sommer sechs und sechszigmahl grösser sey als im Winter; daß hingegen die Vergleichung des Grades der Kälte mit dem Grade der Wärme keinen grössern Unterschied als von  $\frac{1}{7}$  gegeben habe. Hieraus zog er den Schluß, daß die Wärme der Erde unter der Breite der Stadt Paris im Sommer 29, im Winter aber 471 mahl grösser als die Sonnenwärme sey. Der Graf von Buffon begnügte sich nicht mit der für Paris angestellten Berechnung; er machte sie beiläufig allgemein für die ganze Erd Kugel, und fand wirklich das Verhältniß der Wärme der letzteren zu derjenigen die uns die Sonne schenkt, wie 50 : 1.

Diese Erdwärme ist als die Weltseele betrachtet worden, als die Grundursache aller Dinge: das glaubten Heraclit und Hippasus, so wie in neuern Zeiten Descartes und Leibniz. Allein nach der Vorstellung des Hn. Grafen von Buffon, hat diese Wärme, dieses Feuer anfangs unendlich grösser seyn

seyn müssen. Wenn sie also gegenwärtig zureicht, das Quecksilber, das Wasser und alle flüssige Wesen im Flusse zu erhalten, wenn es wahr ist, daß die Erde aus verglasbaren Theilen besteht, wie Quarz, Sand, Granit, Schiefer, Schisten, Thon, alle Metalle und metallartige Mineralien sind, so mußten alle diese Materien flüssig seyn und glühen; aus diesem Zustande sind sie vermittelst einer allmähligen Abkühlung in ihren gegenwärtigen übergegangen. Die Planeten sind aus dem nämlichen Stoffe gebildet: folglich haben alle gleichen Ursprung gehabt, haben alle die nämlichen Veränderungen, wiewohl nach Verhältniß ihrer verschiedenen Entfernungen, ihrer Massen und ihrer Dichtigkeit, erlitten.

Durch diese Grundsätze auf die Betrachtung der Natur im Ursprung der Dinge geleitet, wagte nun der Graf von Buffon seine Hypothese. Nach dieser sind die Planeten nichts anders als Theile und abgeschlagene Funken von der Sonne, die ein Komet bei seiner Annäherung an den grossen Planeten davon getrennt hat; dadurch haben je-

ne Bruchstücke eine Wurfbewegung erhalten, haben nachher vermöge der Centralkraft und der Attraktion ihre Stellen in verschiedenen Entfernungen eingenommen, so daß sie sich nunmehr um die Sonne schwingen.

Die Frage von der Möglichkeit solcher Sonnen Funken darf uns eben so wenig aufhalten als die Untersuchung ob ein Komet sie bewürken könne, ohne in die Sonne zu versinken, oder wenn er sie auch bewürkt, ob sie sich nachher um die Sonne drehen können, ohne daß sie in diese zurückfallen. Schätzen Sie blos, wie ich, die Geduld, den Scharfsinn, den Fleiß des grossen Naturforschers in Berechnung der Grade der Abkühlung dieser glühenden und flüssigen Materie bis zu dem Moment, wo sie dem Gefühl der lebendigen Geschöpfe erleidlich ward, bis zur Bildung dieser Geschöpfe, bis zu der gegenwärtigen Temperatur, und denn bis zu der gänzlichen Erkaltung, oder bis zu der endlichen Erlöschung jenes Centralfeuers und der ganzen belebten Natur.

Hierzu ward ein Mann ersodert wie der Graf von Buffon, der nicht nur entschied-

nen

nen Hang und entschiedenes Talent für die Naturgeschichte, sondern auch Mittel genug besäße, kostbare Untersuchungen und weitläufige Versuche anzustellen. Er legte Schmelzöfen an, zog aus seinen und andern Gruben Metalle und verglasbare Materien, und brachte sie in verschiedenen Gestalten und Gewichten über das Feuer. Als dann berechnete er die Grade, wo jedes zu glühen anfieng und wieder kalt wurde: aus dem Resultate so vieler und so mühsamer Versuche, setzte er gründlich berechnete Tafeln zusammen, die die Grade des Glühens und des Erfaltens der Planeten anzeigen.

Ich habe nicht nöthig die ganze Reihe dieser Berechnungen hier einzuschalten; die Resultate davon, wie sie im vierten Supplementbande S. 282. sich befinden, sind uns hinreichend.

So brauchte also die flüssige glühende Masse, woraus der Erdball bestand, um Konsistenz und Dichtigkeit zu bekommen, einen Zeitraum von 2936 Jahren; der Mond 644; Merkur 2127; Venus 3596; Mars 1130; Jupiter 9433; Saturn 5140. Die

Trabanten und der Ring sind mit in Rechnung gebracht.

Zum ersten Grade der Abkühlung, so daß man sie hätte anrühren können, wurden bey der Erde 34270 $\frac{1}{2}$  Jahr erfordert; bey dem Monde 7515; bey dem Merkur 24813 bey der Venus 41969; bey dem Mars 13034; bey dem Jupiter 110118; bey dem Saturn 59911.

Ferner werden die Zeiten bestimmt, in welchen diese Körper ihre gegenwärtige Temperatur von innerer Wärme erlangt haben. Hierzu hatte die Erde 74832 Jahre nöthig; der Mond 16409; Merkur 14192; Venus 91643; Mars 28538; Jupiter 240451; Saturn 130821.

Bei der weitem Berechnung der successiven Abkühlung von der gegenwärtigen Temperatur bis zu  $\frac{1}{2}$  das heißt bis zum Sterben der Natur, finden sich für die Erde 168123 Jahre; für den Mond 7254; für den Merkur 187765; für die Venus 228540; für den Mars 60326; für den Jupiter 483121; für den Saturn 262020. Hieraus folgt, daß der Mond von seinem 7515 Jahre bis zu seinem 72514, und nicht länger, be-

leb-

lebte Natur haben konnte: folglich ist sie in ihm seit 2318 Jahren erloschen; vorausgesetzt, daß die Erde ihre gegenwärtige Temperatur nach 74832 Jahren erlangt hat. Eben so ist Mars schon 14000 Jahre kalt. Merkur kan gegenwärtig bewohnt seyn, und noch 162952 Jahre in diesem Zustande beharren. Die Erde konnte nach 40062 Jahren belebte Natur haben, und wird sie noch 168123 Jahre behalten; sie war der siebente Weltkörper, der sich bewohnen ließ. So war Venus der erste, und sie behält diese Eigenschaft der Bewohnbarkeit 228540 Jahre. Saturn war der vierzehnte bewohnbare Körper und wird es 262020 Jahre bleiben. Jupiter hat den für belebte Natur gehörigen Grad noch nicht erreicht; er ist also, wegen übermäßiger Hitze, noch nicht bewohnbar, wird es auch nicht eher werden als in 0791 Jahren; worauf er in diesem Zustande 367498 Jahre bleiben wird. Sie sehen wohl, daß der Graf von Buffon die Dauer aller 17 planetarischen Körper berechnet, daß ich aber die Trabanten und den Ring ausgelassen habe, weil sie uns bey unserm Gegenstande nicht interessiren.

Nach diesen Berechnungen und Beweisen für seine Hypothese, bestimmt er im neunten Bande die Epochen der Natur, deren er sieben annimmt. Hier haben Sie einen Auszug davon.

Die erste Epoche begreift die Zeit der Verdichtung des Erdballs in 2936, und den ersten Grad der Erkaltung in 34270½ Jahren.

Die zweite enthält das Entstehen der Berge und Felsen, so wie auch der Metalle. In diesem Abschnitte befindet sich unter andern physikalischen Bemerkungen auch diese, daß Gold und Silber in den südlichen, Eisen aber, Kupfer und Bley in den nördlichen Ländern gefunden werden; ingleichen, daß die Bergketten in Amerika und Afrika, die sich von Mitternacht gegen Mittag erstrecken, unter dem Aequator die größte Höhe haben; ein Beweis für das ununterbrochene Umdrehen der Erde in ihrer jetzigen Gestalt.

Die dritte zeigt den Erdball mit Wasser bedeckt, so daß nur die hohen Berge frey sind: nach dem Aufhören des Glühens, welches die Dämpfe vervielfältigte, war das

Ge



Gewässer auf die Erdkugel wieder herabgefallen. Wallfische, Seeungeheuer, Fische, Muscheln ic. bekamen Leben. Wälder entstanden auf den Gipfeln der hohen Berge. Das Wasser trat zurück, verlor sich zum Theil in die Erdrisse; nun brachen die Vulkane aus: diese erschienen fünftausend Jahre nach der Abtrocknung und Verdichtung des festen Landes, das heißt, funfzigtausend Jahre nach der Bildung des Erdballs.

Bei der fünften Epoche handelt er von dem Daseyn der Elephanten und anderer Thiere in Sibirien und im Norden, zu der Zeit als die Wärme des Klima's daselbst derjenigen gleich war, welche die Bewohner der Länder unter 10 Grad auf beyden Seiten des Aequators haben. Später als diese Thiere ist der Mensch geschaffen.

Die sechste enthält die Austretung des Meers von den Polen nach der Linie zu; die Absonderung der festen Länder; die Insel Atlantis.

In der siebenten endlich erscheint der Mensch, voll Industrie und vielvermögend, wie er den Kräften der Natur durch Erfindung

bung der Künste, der Wissenschaften 2c. zu Hülfe kommt. Hier hat der Herr Graf eben die Meinung wie Hr. Bailly; so wie dieser umgekehrt mit ihm behauptet, die Erde kühle sich nach und nach ab, um dadurch zu beweisen, daß der Norden Asiens die Gegend sey, aus welcher die Menschen, und mit ihnen Wissenschaften und Künste, nicht nur gegen Mittag, sondern auch nach Afrika und Griechenland gewandert wären.

Ich muß also zu Hn. Bailly zurückkehren, und Ihnen die Gründe vorlegen, wodurch er die Buffonsche Hypothese zu unterstützen sucht.

Er merkt an, Hr. von Amonton sey der erste gewesen, der die Wärme im Sommer mit der im Winter des Jahres 1702 verglichen, und das Verhältniß wie 7: 6 gefunden habe. Durch dieses Resultat ward Hr. von Mairan zu einer genauern Untersuchung genöthigt; er lieferte daher in den Jahren 1759 und 1765 die von dem Herrn Grafen angeführten Tabellen.

Indem Hr. Bailly sich über diese Tafeln weitläufiger ausbreitet, erinnert er, daß

daß die Summe der Sonnenstrahlen, die in einer gegebenen Zeit herabschießt, mit dem Erhöhungsbogen der Sonne, oder mit dem Winkel, welchen diese Strahlen mit dem Horizonte machen, im Verhältnisse stehe. Halley setzt diese Proportion wie 3: 5 für das Klima von Paris. Folglich empfängt diese Stadt im Sommer dreymahl mehr Sonnenstrahlen als im Winter. Nach Halley's Grundsätzen soll auch auf das senkrechte Einfallen jener Strahlen Rücksicht genommen werden; dieses giebt für die beiden Jahreszeiten ein Verhältniß wie 3: 1, mithin fand er, daß die Wärme im Sommer sich zu der im Winter wie 9: 1 verhalten müsse; doch hält er sich an das Verhältniß des Hn. von Mairan, nämlich 3: 1, als das Mittel aus allen.

Als denn geht er weiter zu Beobachtungen über den längsten Tag, oder über die längste Zeit, welche die Sonne am Horizonte steht, und bemerkt, daß sie zu Paris im Sommer Sonnenstillstand sechszehn, im Winter Sonnenstillstand aber, acht Stunden betrage. Mithin muß die Sonne den Erdball

wenig

wenigstens einmahl mehr erwärmen; allein dieser empfängt dreyemahl mehr Sonnenstrahlen, folglich muß auch die Wärme sechsmahl stärker seyn. Bringt man also alle mitwirkenden Ursachen und Differenzen, welche hier einzurücken zu weitläufig seyn mögte, in Anschlag, so wäre der Unterschied nach des Hn. von Mairan Berechnung wie 1: 17, und würde, wenn man Halley's Angabe damit verbindet, wie 1: 50 werden.

Indessen sind doch die Erfahrungen am Thermometer hiervon verschieden. Das Thermometer zeigt eigentlich nichts weiter als die Grade der Ausdehnung und Verdichtung flüssiger Materien: da nun jene von der Wärme oder Kälte der Luft, ingleichen von den Graden der Ausdehnung, abhängen, so ergeben sich auch die Grade der Wärme und umgekehrt. Es giebt in der Natur eine Skale für die Grade der Wärme und Kälte. Der äußerste von jenen wirkt gänzliche Verdunstung; der äußerste von diesen, völliges Erfrieren, Sterben der belebten Natur. Der Abstand zwischen beyden ist unendlich groß. Dieser läßt sich  
 zwar

zwar eigentlich nicht bestimmen; doch weiß man zu Paris eine Kälte von 7 Gr. unter dem Gefrierpunkte; zu Petersburg unter 30; in Sibirien unter 70 Gr. allein die absolute Kälte steht noch weit tiefer. Die Kunst kan deren Grad noch verstärken. Hr. Farenheit zu Paris tauchte ein Reaumurisches Thermometer in Salpetergeist mit Schnee vermischt, und es sank bis 32 Gr. Hr. Braun fand es bey dem nämlichen Versuche zu Petersburg am 25 Dec. 1755 auf 170 Gr.; und als er die Kugel am Thermometer zerschlug, fand er das Quecksilber verdichtet, so daß es wie Blei gehämmert werden konnte. Hr. Lomonossow wiederholte diesen Versuch am 6 Jenner 1760 mit einem stärkern Thermometer; das Quecksilber fiel bis auf 592 Gr., und ward eine ganz dichte Masse. Wenn nun zu London, wo das Quecksilber im Winter von Natur auf 15 Gr. fällt, durch Kunst eine noch einmal so grosse Kälte, nämlich von 30 Gr., hervorgebracht wurde, und in Rußland, wo die gewöhnliche Kälte 30 Gr. beträgt, die künstliche Kälte auf 592 Gr. anstieg, welchen

then Grad mögte sie wohl in Sibirien erreichen, wo bey natürlicher Kälte das Quecksilber auf 70 Gr. sinkt? Vielleicht auf 14000. Hr. Mairan setzt die absolute Kälte auf 1000 — 0; der Hr. Graf von Buffon auf 10000 — 0; Hr. Bailly aber nur 1000 — 0.

Ein solches Maas mußte angenommen seyn, ehe die Wärme der Sonne und der Erde bestimmt werden konnte. Nun stieg, nach wiederhohlten Versuchen, die Sonnenhize zu Paris ohngefähr auf 26 Gr. über den Gefrierpunkt, mithin 1026 Gr. über die absolute Kälte; hingegen war der Grad der Winterkälte ohngefähr 7 Gr. unter dem Gefrierpunkte, das heißt 993 Gr. über das Maas der absoluten Kälte; folglich war zu Paris das Verhältniß der Wärme im Sommer zu der im Winter wie 1026 zu 993, oder wie 32 zu 31. Also ist zwischen der brennenden Sommerhize und der starrmachenden Winterkälte keine andere Differenz als  $\frac{1}{32}$ . Hieraus folgt, einmahl, daß zu Paris der Unterschied zwischen der Winter- und Sommerwärme nur  $\frac{1}{32}$  beträgt; und dann, daß die Wärme, welche die Sonne im

im Sommer der Erde mittheilt, nur sechs mahl grösser als diejenige ist, die sie ihr im Winter zusendet. Allein in der letztern Jahreszeit verlieren wir, anstatt des sechsten Theils Wärme, nur  $\frac{1}{32}$ ; folglich ist der Ueberschuss ganz Erdenwärme, und diese bringt das Centralfeuer hervor. Und wirklich, als Hr. Beromagny ein Thermometer, welches in freyer Luft auf 2 Gr. über 0 stand, in die Elsassischen Gruben brachte, sah er's in einer Tiefe von 50 Toisen auf 10 Grade steigen, und als er bis zu 222 Toisen fuhr, erhob es sich bis auf 18 Grade. Sehn Sie, daß die Wärme so zunimmt wie man in den Schooß der Erde weiter eindringt.

Der Grad der Wärme ist im Sommer auf der ganzen Oberfläche des Erdballs ohngefähr eber, oerselbe: wäre nun alle Wärme blos Aus, auß der Sonne und Wirkung ihres Standes oder Verweilens über dem Horizonte, so müßte das Thermometer unter dem Aequator unendlich höher steigen als zu Petersburg oder in Lappland. Die Wärme der Erde ist also, nach der Meynung der Naturkundiger, hinlänglich erwiesen. U.  
 Br. üb. Amer. 3. Th.                    E                    sein

lein, sagen sie, diese Wärme war im Anfang der Zeiten grösser, sie hat sich verringert und nimmt von Tag zu Tage ab; hiervon handelt Hr. Bailly im zehnten Briefe, nachdem er die Beobachtungen des Hn. Grafen von Buffon vorausgeschickt hat.

Ausser den Gründen, die aus der allgemeinen Bemerkung gezogen sind, daß ein angezündeter oder erwärmter Körper sich verzehrt und abkühlt, beruft er sich auf zwei Erfahrungen. Die eine ist, daß die Alten den heißen Erdstrich, wegen der übermässigen Hitze, für unbewohnbar ausgegeben haben; die andere, daß in Sibirien sich noch eine Tradition erhält, vor der Sündfluth sey dieses Land wärmer gewesen, und deswegen hätten auch Elephanten und andere südländische Thiere dort fortkommen können. Eben so zeugen auch die Abdrücke indischer Gewächse, welche in Deutschland und Frankreich in den Schieferen gefunden werden, von einem Grade der Wärme, den diese Länder nicht mehr haben. Im Gegensatz läßt sich aus den Tempeln, welche in die Berge unter der heißen Zone eingehauen sind, der

Schlus



Schluß ziehen, daß einmahl die Hitze an freyer Luft dort unerträglich gewesen seyn müsse.

Hr. B. ist nicht allein von der successiven Abnahme der Erdenwärme überzeugt, sondern auch von der Allgemeinheit dieses Gesetzes für die Planeten. Er bestätigt durch Beobachtungen des unordentlichen Wallens im Jupiter, daß wegen übermäßiger Hitze noch keine belebte Natur da seyn könne. Und von dem Monde zeigt er, daß, da seine Oberfläche uneben und löchericht sey, auch die Flecken, die man ehemals für Meere hielt, keine Spur von Flüssigkeit an sich tragen, dieser Planet, ganz nach dem Beweise des Grafen von B., als ein im Eise erstorbener Körper angesehen werden könne.

Hier haben Sie nun einen Auszug von den Bemerkungen und Hypothesen dieser zweien berühmten Schriftsteller, welche alle dahin gerichtet sind, die Möglichkeit eines alten aufgeklärten Volks im Norden von Asien zu beweisen.

---

### 3. B r i e f.

**B**ey demjenigen was Sie in meinem vorigen Briefe von den Epochen der Natur des Hn. Grafen von Buffon gelesen haben, ist Ihnen mein erster Brief im zweyten Bande vermuthlich wieder eingefallen. Sie haben ohne Zweifel wahrgenommen, daß wir beyde auf verschiedenen Wegen, und ohn' es zu wissen, uns über vier Punkte vereinigt haben: über einen Zustand wo alles Wasser war; über denjenigen wo Vulkane ausbrachen; über das Abtrocknen und die Verbindung der festen Länder; und endlich über eine Fluth des Weltmeers von den Polen bis zum Aequator. Es ist mir unendlich schmeichelhaft zu sehen, daß meine Gedanken mit den Vorstellungen eines so berühmten Naturforschers übereinstimmen, und noch mehr, daß ich sie noch zwey Jahre vor der Erscheinung seines neunten Supplement Bandes gehabt habe.

Nur darinn gehen wir von einander ab, daß es mir nicht nöthig geschienen hat einen  
 ursprüng-

ursprünglichen Zustand anzunehmen, wo alles eine flüssige, glühende, von der Sonne losgeriffene Masse gewesen seyn soll. Hiervon haben mich manche Bedenklichkeiten zurückgehalten; so wie ich auch niemals habe begreifen können, auf welche Art zu der Zeit, als der Erdball für lebendige Geschöpfe bewohnbar ward, Leben in die Natur gekommen sey. Jede Zeugung, jedes Hervorbringen, jede Vermehrung und Entwicklung setzt, nach der Behauptung des Hn. Grafen von Buffon, S. 265, die Zusammenwürkung einer grossen Menge organisirter Grundtheilchen (molecule) zum voraus. Dieser Grundstoff, in welchem selbst Leben ist, belebt alle organisirten Körper; jedes dieser Theilchen dient nach und nach zur Zeugung und Erhaltung aller Geschöpfe. Würde unversehens der größte Theil dieser Geschöpfe vernichtet, so würden neue Arten entstehen; denn jene Grundtheilchen, die unzerstörbar und in beständiger Thätigkeit sind, würden sich zusammenfügen um andere belebte Körper zu bilden. So entstanden die grossen und dann die kleineren und die kleinsten

.q. v. C. 3. theil. liv. Thiere

Zhiere, die jetzt den Erdball bedecken, und so ward, nach allen andern, zuletzt der Mensch.

Sie sehen wohl: des Herrn Grafen Grundtheile, Monaden, Atomen 2c. sind Ein Ding. In jener ursprünglichen Verwirrung die man Chaos nennt, erkannten alle Alten

*Non bene junctarum discordia semina  
rerum. 1)*

Allein wie sie in einer Masse von flüssigen glühenden Glase dauern konnten, das bleibt mir in der That unbegreiflich. Läßt sich wohl des Daseyn eines Saamens oder Urstoffes (Semi) denken, der nicht verglasbar gewesen wäre, der nicht das Wesen des Feuers oder des flüssigen und glühenden Glases ausgemacht hätte? War er aber Bestandstheil jener höllischen Masse, wie konnte in ihm der Keim des Lebens verborgen seyn? Wie konnten Cetaceen, Fische, Elephanten, alle Zhiere die auf der Erde leben oder fliegen, ja der Mensch selbst, sich entwickeln und bilden? In einem solchen Zustande mußte die

1) Ovid. Metam. 1. v. 9.

die Materie gänzlich tod seyn, nicht belebt oder thierisch; war sie aber jenes, so konnte auch nichts aus ihr hervorgebracht werden. Dieses ist ein Knoten, der sich weder durch Salamander, noch durch die einfachsten Bestandtheile der Dinge, und eben so wenig durch Schimmelsaamen oder durch verborgene Kräfte oder ähnliche Kunstwörter und Phrasen auflösen läßt, die man nicht zu erklären oder zu definiren vermag.

Kircher (1) dessen Phantasie so manchen physischen und gelehrten Traum geträumt hat, macht uns da, wo er von den Steinen handelt, mit verschiedenen Spielen der Natur in verschiedenen Steinarten bekannt. Er giebt uns Zeichnungen von Köpfen und ganzen Figuren von Vögeln und Menschen, ja sogar von ganzen Figuren von Philosophen, Heiligen, Madonnen und Christus Gestalten, die in Steinen abgebildet erscheinen sollen; nicht weniger auch von Eiern, Sternen, Städten, wie sie im Gestein bey

€ 4

Flor

(1) Mund. subterr. T. II. lib. 8. de lapid.

Florenz ganz gemein sind. Manche Naturforscher sind geneigt zu glauben, man müsse das alles für Versuche der Natur halten, die das Erschaffen der Thiere und des Menschengeschlechts vollenden wolle; allein P. Kircher zeigt noch mehr vor, Abdrücke vieler geometrischen Figuren, ja sogar ein ganzes Alphabet, wohl zu merken, von römischen Buchstaben. In Scheuchzers Abhandlungen über die Dendriten findet sich viel Analogisches.

Hr. Robinet 1) nimmt an, die Natur habe einen einzigen Riß, oder ein einziges Modell vor sich gehabt, von welchem sie nachher bey der so unendlich verschiedenen Bildung der Geschöpfe stufenweise fortgeschritten sey. Von diesem ersten Risse oder Modelle versucht er die Reihe der Geschöpfe bis zu dem Menschen hinaufzuführen; bis zu dem Menschen als dem vollkommensten Werke der Natur, weil er mehr

1) In seinen *Considerations Philosophiques de la gradation naturelle des formes de l'Être etc.* oder, unter einem etwas verschiedenen Titel: *Vuë philosophique etc.* Paris und Amsterd. 1768. 8.

Vernunft als jedes andere Thier besitzt, weil er vom Anfang der Gegenstand ihrer Entwürfe und Arbeiten war. Zum Erstaunen ist die Reihe von Beobachtungen und Erfahrungen, mit welchen er in der Untersuchung jener Versuche der Natur zur Erreichung ihres Endzweckes fortschreitet. Jede Veränderung oder Modification, zeigt er, giebt einer verschiedenen Klasse lebendiger Wesen ihr Daseyn. Hierbei zieht er beständig in Erwägung, daß die Materie organisch, belebt, thierisch ist, nicht aber tod; daß sie Thätigkeit und Elasticität besitzt; verschiedene Modificationen von Leben und Kraft, von den Fossilien hinauf zu den Pflanzen, von diesen stufenweis zu den Zoophyten, und dann zu den Thieren. In den Fossilien, z. B. in den Lithocarditen, Bucarditen &c. findet man rohe Entwürfe von Menschengestalten, nebst allen ihren Theilen, auch denjenigen, wodurch sich beide Geschlechter unterscheiden. Von den Mineralien geht er weiter zu den Pflanzen, in analogischer Progression, ebenfalls in Bezug auf menschliche Gestalt und Bildung. Hierauf untersucht

er die Thierpflanzen und die Wasserinsekten, welche Abdrücke von Theilen des menschlichen Körpers, und den Namen der sie unterscheidet, an sich tragen. Nach den Uebergänge auf die Klasse der Crustaceen, macht die Natur einen Sprung auf die Schaalenthiere, von diesen auf die kriechenden Gewürme, und zuletzt auf die Fische, welche sich der menschlichen Gestalt nähern. Die ersten von diesen sind die Lamantinen, eine großbauchigte Art, 16 bis 18 Fuß lang, mit zween kleinen Armen und Händen, und den Geschlechtstheilen am Ende des Körpers, wo sich eine Art Schwanz anfängt, die in zween Theile, wie in zween Füße ausgeht. Doch irrt sich Hr. Robinet, wenn er diesem Fische kleine Augen und ein spiziges Maul beylegt. Vor vier Jahren ward einer im Quarner gefangen und nach Manland gebracht, wo ich ihn auch gesehen habe. Sein gewöhnlicher Aufenthalt war ein grosser Kasten voll Wasser; doch kam er ohne Schwierigkeit heraus, und schlies auch auf der Erde auf Stroh. Er hatte grosse, schöne, lebhaftige Augen, und einen grossen runden Kopf mit



mit zween grossen Bärten. Die Arme waren klein; die Hände hatten fünf Finger mit drey Gelenken, die durch eine Haut verbunden waren, wie die Fußzehen der Enten und anderer Schwimmvögel. Er mochte wohl der erste seiner Art seyn, den man in Europa gesehen hat. Sonderbar war es, daß er alles verstand, was ihm sein Herr befahl, und daß er ihm ganz genau gehorchte. So wie's ihm dieser hieß, erhob er sich aus dem Wasser, lehnte er sich an den Rand des Kastens, ließ er sich anrühren, machte er Purzelbäume, schoß er bald da bald dorthin; rufte ihn sein Herr, so richtete er sich in die Höhe, küßte diesen auf die Stirne, auf den Mund; fühlte er sich endlich müde, so schüttelte er ein deutliches Nein! und rührte sich nicht weiter. Es war ein Weibchen; in Provence, wo man ihn zuletzt sehen ließ, starb er für Gram. Er wurde ausgetrocknet, und befindet sich jetzt im Museum zu Pavia. Der Herr Ritter Michaelis versichert in seinen Fragen an die Dänischen Gelehrten, die nach Arabien abgeschickt wurden (n. 38), man habe von dieser Thierart noch keinen bestimmten Begriff,

griff, weil noch keiner in Europa zu sehen gewesen sey.

Von dem Lamantin geht Hr. Robinet weiter zu den Seemännern und Seeweibern, die man so lange für fabelhaft gehalten hat, und giebt Beweise, daß sie wirklich existiren. Macht nun die Natur einen Uebergang von den Fischen zu den Amphibien, zeigt sie uns auch im Meere Kälber, Löwen, Wölfe, Hunde und so manche andere Thierart wie auf dem festen Lande, so ist es ganz natürlich, daß es gleichergestalt Affen, Orang Utangs und andere Thiere gebe, welche der menschlichen Gestalt nahe kommen. Ich verweile nicht bey den Erzählungen der Reisenden und Geschichtschreiber, wie z. B. Larrén's von dem bey Oxford 1187 gefangenen Seemann; Desponde's von der Seefrau im Jahre 1430; ich übergehe die andern Sirenen und Tritonen, von welchen in der Sammlung der Reisebeschreibungen vorkommt; auch bey den Nachrichten der Reisenden von einem Fische, den sie Muger (Weib) nennen, will ich mich nicht aufhalten. So viel aber ist gewiß: auf dem St. Germain Markte

zu Paris zeigte man im Jahre 1755 ausgestopft ein Männchen und ein Weibchen halb Fisch, halb Mensch; und 1758 ein ähnliches lebendiges Geschöpf, an welchem die obere Hälfte des Leibes eine weibliche Figur, das Uebrige aber Fischschwanz war. Man zeigte dieses Geschöpf in einem grossen Wasserkübel. Es stand gewöhnlich aufrecht, und war sehr munter; es hatte einen runden Kopf, lebhaft Augen, einen dicken Hals, lange Ohren, aufgedunsene Brüste, einen dicken Bauch, wohlgeformte Arme und Hände, ein rauhes Fell: die Menschen blickt' es äusserst ängstlich an: Brod und kleine rohe Fische waren seine Nahrung.

Sehn Sie, so steigt es vermittelst der Seegeschöpfe bis zum Menschen hinauf; auf eben die Art wie durch die Landthiere bis zu der Gattung der Orang Utang, welche die nächste am Menschen ist. \*)

Hr. Robinet suchte blos die Stufenfolge der Natur zu beobachten, ohne daß er sich

\*) Oder genauer, bis zu dem Chimpanse, als der menschenähnlichsten Affenart. H. S.

sich auf Buffonische Grundtheilchen (molecules) einließe; und gewiß, er hat seine Analogien so weit gebracht, daß man darüber erstaunen muß. Könnten wir, sagt Vitaliano Donati, die Spuren der Natur auch auf ihren Seitenwegen verfolgen, das heißt, nicht wie eine bloße Kette, sondern wie ein Netz, das nach allen Richtungen ausgespannt sich nach allen Seiten ausbreitet; so würden wir endlich zu einer deutlichen Kenntniß desjenigen gelangen was uns jetzt verborgen ist. Aber wie es auch damit seyn mag, so giebt es doch sicher eine Fortschreitung und eine Verwebung von Analogien zwischen den lebendigen Geschöpfen. Eine solche Fortschreitung und Verwebung sieht man, und begreift sie; hingegen läßt sich nicht einschen, wie das alles ein Werk der Buffonischen Grundtheilchen seyn könne, und wie diese Grundtheilchen in einer Masse flüssigen und glühenden Glases Kraft und Leben genug erhalten haben sollen.

Die Wärme der Erde kann sich wirklich zu der Sonnenwärme wie 50 zu 1 verhalten: aber es können auch in allen Berechnungen

nungen Elemente in der Reihe der Grade über und unter dem Gefrierpunkte ausgelassen seyn. Die Erde kann vielleicht von ihrer Wärme nach und nach verlieren, wenn anders die erheizende Materie die jene unterhält, einen Abgang leidet, welches doch noch nicht erwiesen ist: allein es liesse sich auch hier wohl mathmassen, daß man die Ursache mit der Wirkung vermengt habe. Man könnte nämlich die Wärme unsers Planeten einer andern Ursache zuschreiben; ich meyne, der täglichen und jährlichen Bewegung ingleichen dem wechselweisen Drucke und Reiben der Planeten. Ich getraue mir nicht diese Meynung als Grundsatz aufzustellen; nur als Hypothese mögen Sie das betrachten was ich Ihnen darüber zu sagen habe.

Jene Bewegung, jenes Reiben währt immerfort: eben so müßte auch in der letzten Voraussetzung, die Ursache der Erhitzung der unzerstörbaren Materie gleichmäßig fortdauern. Mithin sind die Berechnungen über die Massen der glühenden und flüssigen Metalle nicht anwendbar auf die Wärme

me der Erdkugel; auf jene würkt das Feuer und der Blasebalg nicht mehr, und sie erkalten, wenn sie ohne weitere Störung an die Luft gebracht werden; bey der Erdkugel hingegen hört weder die Erhitzung der Materie auf, noch die Ursache, die sie hervorbringt. Hierzu kommt noch eine Beobachtung, welche zeigt, daß die erwähnten Berechnungen hier keine Anwendung leiden: Glühendes Eisen bleibt im luftleeren Raume ein Beträchtliches länger glühend als in der freyen Luft: mithin hätten die angenommenen Sonnenfunken, nachdem sie in den leeren Raum des Universums hingeschleudert waren, ihr Flüssigkeit und ihr Glühen länger behalten müssen als erfolgt seyn würde, wenn eine mit Ausdünstungen und Dämpfen angefüllte Materie, dergleichen die Atmosphäre ist, sie umgeben hätte. Wird dieses eingeräumt, so dünckt mich: die mit den glühenden und flüssigen Metallen angestellten Versuche zeigen zwar in welcher Zeit ein jedes von diesen Metallen erkaltet, wenn es der dichten Luft unsers Dunstkreises ausgesetzt wird; aber die Verschiedenheit zwischen unserer  
dich.

dichten Luft und der Leere des Universums erlaubt es nicht die Grade des Erkaltens der Planeten nach jenen Erfahrungen zu berechnen. Wenn nun, nach der Meinung der Naturforscher und des Grafen von Buffon selbst, das Feuer der Sonne durch die Bewegung und durch das Reiben der Planeten um sie gleichförmig erhalten wird; so sollte man auch bezweifeln, daß eben durch jene Bewegung, eben durch den wechselseitigen Druck oder Reiben eines jeden Planeten ein bestimmter Grad von Erhitzung und Wärme in ihrem Innern unterhalten werden könne. Man sieht hieraus wie wenig Wahrscheinlichkeit sowohl die gänzliche Verweisung des Mondes und des Mars, als auch die Abnahme der Wärme unsers Erdballs nach den Buffonischen Gesetzen für sich habe.

Bleibt nun die tägliche und jährliche Bewegung der Planeten, wie ihr wechselseitiges Reiben, unverändert; ist dieses hinreichend eine Wärme in einer zur Erwärmung fähigen Materie zu bewirken, dergleichen dieselbige, ist aus der die Erdkugel besteht; ist ferner diese Materie immerdau-

ernd, unzerstörbar: so scheint es hinlänglich erwiesen zu seyn, daß die Wärme der Erde ohnfehlbar auf einem und demselben Grade ohne Verminderung bleiben müsse; es versteht sich mit Ausnahme besonderer Fälle oder Lokalstände dieses oder jenes Landes. Wer weiß nicht, daß die Bestandtheile unserer Erde bey ihrer täglichen und jährlichen Bewegung ein heftiges Abstoßen erfahren? Ist es nun wahr, daß der Umfang des Erdäquators 21600 Meilen beträgt, so fällt in die Augen, daß die Theile an der Oberfläche unter dem Aequator, in vier und zwanzig Stunden, sich durch einen Raum von 21600 Meilen bewegen müssen. Ist es ferner wahr, daß die Bahn, welche die Erde jährlich um die Sonne durchläuft, 542,238,455 Meilen ausmacht, so folgt, daß sie in einer Stunde 59760 Meilen durchlaufen müsse: ein Raum, den eine Kanonenkugel in dreißig Stunden nicht durchfliegt. Freylich ist es auch wahr, die tägliche Bewegung trift zwölf Stunden lang mit der jährlichen zusammen, und dann nimmt die Geschwindigkeit zu; in den andern zwölf Stunden geht sie nach ei-



ner entgegengesetzten Richtung, und die Geschwindigkeit nimmt ab. Allein eben dieses Widerspiel vergrößert die Erscheinungen an den Körpern, die sich auf der Oberfläche befinden, wie man sowohl an den Abweichungen der Magnetnadel, als auch an den Abschwelungen des Barometers um Mittag und Mitternacht beständig übereinstimmend wahrnehmen kan.

Bestünde die Erdkugel aus gleichartigem und dichtem Stoffe, so würden ihre Theile wenig oder gar keine Veränderung leiden. So aber ist sie eine Mischung von flüssigen und festen Körpern von verschiedener, mannichfaltiger, entzündbarer Natur, von elektrischen und phlogistischen Materien; sie hat eine Menge Vertiefungen und Höhlen, und die Luft kan sie durchdringen. Wer sieht also nicht, daß bey der erstaunlichen Geschwindigkeit der Erdkugel alle ihre Bestandtheile ein beständiges Hinstreben nach der Tangente und Reiben erfahren müssen, und zwar stärker oder schwächer je nachdem die Sonne sowohl als der Mond nahe bey der Erde oder entfernt von derselben sich befinden?

Dieses Streben nach aussen oder diese  
 Fliehkraft ist bekanntlich an den äussersten  
 Enden der Erdaxe am schwächsten, am stärk-  
 sten aber gegen die Mitte hin, das heisst,  
 unter dem Aequator. Da nur die Theile  
 und Materien, aus welchen sie besteht, sich  
 so erheben, ohnerachtet ihre Schwere oder  
 Senkungskraft sie nach dem Mittelpuncte  
 treibt, so muß die Oberfläche des Erdballs  
 unter dem Aequator, wo sich gleichsam der  
 Kern des erstern befindet, erhabener seyn  
 als unter den Polen, so muß die Schwere  
 aller Körper dort verhältnißmäßig abnehmen,  
 welches auch die Erfahrung bestätigt. Er-  
 heben sich aber die Materien, aus welchen  
 die Erdkugel zusammengesetzt ist, vermöge  
 der Bewegung und Geschwindigkeit dersel-  
 ben unter dem Aequator bis auf achtzehn  
 Meilen, wer wollte wohl noch läugnen, daß  
 diese Materien ein beständiges Reiben unter  
 sich leiden, wodurch die Electricität und  
 das Phlogiston entwickelt, die Wärme er-  
 halten und, nach Verhältniß der Umstände,  
 Ausdünstungen und Entzündungen hervor-  
 gebracht werden?

Eben

Eben aus diesen Umständen entstehen die Ausbrüche der Vulkane in südlichen sowohl als nördlichen Gegenden, die warmen Bäder, die Solfataren, und selbst die Erdbeben. Feuer spendende Berge waren ehemals sehr häufig; jetzt sind sie's nicht mehr. Was man in Frankreich, in Deutschland und sonst beobachtet, eben dieses ist auch von Italien erwiesen, wo es so viele Basaltgebürge und vulkanische Materien von der bergichten Gegend um Padua, Vicenza und Verona bis an die Apenninen, in Romagna und im Königreiche Neapel angetroffen werden; ich habe das im elften Briefe des zweyten Theils gezeigt. Ihr Alter übersteigt alle mündliche Ueberlieferung und schriftliche Nachricht, denn bey keinem alten Schriftsteller findet sich die geringste Spur davon; allein darinne liegt noch kein Beweis für die gegenwärtige Abkühlung des Erdballs. In jenem Briefe habe ich, wie mich dünkt, die physische Ursache jener Erscheinungen angegeben. Wenn ich bedenke, daß beynabe das Nämliche in unserer kleinen Welt, in unserm Körper, geschieht, wenn ich überlege, daß der

Mensch mitten in einer Kälte von 70 bis 71 Gr., noch eine Wärme von 28 bis 29 Gr. in sich selbst behält; so glaube ich eine genaue Analogie mit dem, was in Absicht der Erdkugel erfolgt, zu finden. Es scheint wirklich, als suchten die Physiker, nach so mancher Theorie zur Erklärung der innerlichen thierischen Wärme, die Ursache davon nunmehr blos in der Bewegung und Reibung der Bluttheile oder Blutkügelchen, weil durch diese Bewegung und Reibung das eingeschlossene Phlogiston entwickelt wird, und dadurch Erhitzung und Wärme entsteht. Fehlt den flüssigen oder festen Theilen ihr richtiges Verhältniß, sind sie durch eingeathmete Luft oder sonst durch eine Ursache von innen oder von aussen verdorben, so erfolgt allgemeine oder partiale Erhitzung, so erzeugen sich Krämpfe, Entzündungen, Auswüchse u. d.; wie auf unserer Kugel Erdbeben, Vulkane, Berge, Inseln u. s. w. Sind also die Bestandtheile unserer Erde ihrer Natur nach einer Erhitzung fähig und entzündbar, wie's denn sich wirklich so verhält; kan schon Bewegung allein und blosses Reiz

Reiben eine Erhizung hervorbringen; so scheint es mir ein ganz natürlicher Schluß: die Wärme der Erde muß so lange dauern als jene der Erhizung fähige Theile, diese ihre Eigenschaft nicht verlieren, als Bewegung und Reiben dauern und wirken; vollkommen so wie es in den belebten Körpern erfolgt.

Noch viel weniger beweisen, nach meiner Einsicht, die Gletscher in der Schweiz für die angenommene Erkaltung der Erde. Diese Gletscher nehmen einen grossen Strich Landes ein, nämlich den Strich von dem Walliser Lande und den Gränzen von Savoyen bis an die Nachbarschaft von Tyrol, in einer Länge von 66 und einer Breite von etwa 36 Meilen. Wären sie eine Folge von Verminderung der Erdwärme, so würden die mehr nördlichen Länder nicht bewohnbar seyn, so würde man in Frankreich und den nitternächtlichen Reichen keine belebte Natur mehr erblicken. Ich weiß nicht ob ich mich irre; aber mich dünkt doch, das Folgende lasse sich sehr wohl vertheidigen. Eben so wie Lokalumstände machen, daß die Vul-

Kane nur in einigen Ländern und nicht überall auswerfen; auf gleiche Art müssen blos jene Gletscher die Ursache zeigen, warum die Schneemassen, ohne daß sie flüssig wurden, zu gefrieren angefangen, sich immer mehr aufgethürmt, und dann jene ungeheuern Eisklumpen gebildet haben. Man findet auch wirklich den Anfang hiervon auf den höchsten Bergen, wo die Sonne nicht mächtig genug war, jene Schneemassen zu schmelzen: so verhält es sich auf den Gebürgen in Peru und Afrika selbst unter der heißen Zone. Die Lage der Berge gegen Norden, ihre beträchtliche Höhe, ihre nahe Verbindung unter sich, verglichen mit den anhaltenden kalten Winden, hat gemacht, daß der Schnee auf den Gipfeln liegen bleiben mußte. Dieser Schnee vermehrte sich nachher von Jahr zu Jahr, so, daß er nicht nur die Abhänge ganz einnahm, sondern auch in die Thäler herabstürzte, und nachdem er hier gefroren war, sich dermassen ausbreitete, daß er gegenwärtig den angezeigten grossen Strich Landes überdeckt.

Doch

Doch die Eisberge zeigen noch einen Umstand zur Entkräftung der Hypothese von der Erkaltung der Erde. Ihr unterer Theil oder diejenige Schicht, welche den flachen Boden berührt, thaut vermöge der Grundwärme auf, die hier stärker wirkt als die Sonnenwärme. Daher die häufigen Spalte in der Eisrinde, die unförmlichen seltsamen Figuren, das Herabstürzen ungeheurer Schneemassen vom Abhange der Berge in die Thäler, das Wasser, welches von unten sichtbar ausfließt oder in die Ritzen versiegt und unversehens wieder hervorbricht, und mehr als einen Fluß erzeugt, dessen Ursprung und Quelle man nicht weiß. So entspringt selbst die Rhone aus Schmelzwasser der Eisberge; und nahe an der Quelle ist ihr Wasser lau, ja beynahe heiß.

Noch mehr! Die Schweizergebürge, in welchen die Gletscher sich befinden, sind 9000 Fuß über die Meeresfläche erhaben; man rechnet die Schneelinie der Cordilleren 14602 Fuß höher als die Meeresfläche, und die auf dem Pic auf Teneriffa 12600 Fuß: hierdurch wird es wahrscheinlich was einige Schrift-

steller und Naturgeschichtschreiber behauptet haben, daß die Eisrinde der Schweizergebürge wohl 3000 Fuß höher als die natürlichen Gipfel jener Berge sey. Doch damit mag es seyn wie es wolle: ich will nur noch dieses bemerken, daß die Herren Bouguer und Vernoulli de. Meinung sind, die freye Luft in einer Höhe von 6000 Fuß über der Meeresfläche habe beständig einen beträchtlichem Grad der Kälte als der Eisgrad. Hier zeigt sich also eine sehr natürliche Ursache warum der Schnee auf Berggipfeln gefriert, welche die angegebene Höhe übersteigen.

Indessen folgt daraus nicht, daß alle Berge von ebenderselben Höhe auch Schnee und Eis behalten müssen. Lokalumstände modificiren, wie schon gesagt, die allgemeinen Gesetze der Natur; vermöge dieser bleibt das Eis auf den Bergen des heißen Erdstrichs in Afrika und Amerika, und so werfen die Vulkane in der Nähe des Pols Feuer aus, wie der Hella und die Vöckul auf Island unter einer Breite von ohngefähr 65 Gr. Aber in Absicht auf jene Gletscher muß noch erinnert werden, daß sie weder beständig noch

ordent





bäume kämen blos in Provence fort, gelangten auch, so wenig als die Weinstöcke, sonst zur Reife als in der Nähe des Bergs Cemenos (die Sevennen). Ausser den grossen Eisbergen Thessaliens gab es noch andere Gegenden, wo jetzt das Eis eine seltene Erscheinung ist, damahls aber ganz gewöhnlich war: man sieht dieses aus der Erzählung vom Diogenes, der in Schnee und Eis unterzutauchen pflegte. 1) Juvenal spottet über eine Dame, die im Winter das Eis in der Liber aufhauen ließ, um sich darinne zu baden:

Hybernum, fracta glacie, descendet  
in amnem. 2)

Horaz giebt dem Digentia, an welchem sein Landgut lag, den Beynamen gelidus rivus 3); und in der zehnten Ode des dritten Buchs, wo er klagt, daß ihn Ene ganze Winternächte vor ihrer Thüre harren lasse, sagt er sie solle nur sehen

po-

1) Diog. Laërt. K. 2. n. 6.

2) Sat. 6, v. 221.

3) Epist. I, 18, v. 104.

- - - positas ut glaciet nives

Duro numine Iupiter.

Das Jahr 176 nach unserer Zeitrechnung zeichnete sich zu Rom durch Schnee und Eis vor andern aus; in diesem Jahre blieb die Tiber ganze vierzig Tage lang zugefroren und unschiffbar. In Rom war also Schnee und Eis, welches beydes zu unsern Zeiten etwas sehr seltenes, sehr ausserordentliches ist, einstens etwas ganz gewöhnliches. Man pflegt sonst die Verbesserung des Klima's aus dem bessern Anbau des Landes zu erklären; hier ist der Fall umgekehrt; denn Roms Bevölkerung ist gegenwärtig nicht den zehnten Theil so stark wie sie zu den Zeiten der Römer war, und die Gegend umher, die damals einen Ueberfluß an Dörfern, Landgütern und ämßigen Bewohnern hatte, ist jetzt öde und unbewohnt. Mich dünkt, diese Erscheinung von einer geringern Kälte als vor einigen Jahrhunderten ist nicht Rom allein eigen, sondern sie läßt sich von ganz Italien erweisen.

Noch eine Betrachtung! Würde nämlich die Erde allmählig kalt, so würden die

Vulkas

Vulkane erlöfchen, die Erdbeben minder häufig werden, die Gletscher in der Schweiz niemals fchmelzen. Gleichwohl gefchieht das Gegentheil von dem allen. Die Vulkane haben ſich vervielfältigt, oder von neuem entzündet und brennen nun häufiger, wie vom Befuch bekannt iſt. In Japan find im ſechszehnten Jahrhundert zwei neue Vulkane ausgebrochen; ein anderer hat in der Nähe von Grenoble 1761 ſeinen Schlund geöffnet. Auf eben die Art beweifen die Erdbeben zu Liſbon, zu Napoli, zu Bologna gegen jene Hypotheſe, ſo wie auch das Schmelzen der Schweizer Gletscher dagegen ſpricht.

Ueberdieses erinnern Sie ſich wohl, daß nach Ovids Erzählung 1) nicht nur die Donau, ſondern auch das ſchwarze Meer alle Jahre zuzufrieren pflegte:

Ut ſumus in Ponto ter frigore con-  
stitit Iſter,

Facta eſt Euxini dura ter unda  
maris;

welches er anderwärts mehrmahl, beſonders  
aber

1) Triſt. V, 10.

aber im zehnten Sendschreiben des vierten Buchs wiederhohlt. Daß Ovid hier übertreibe, will ich gern glauben; aber lassen Sie auch nur ein kleines Theilchen davon wahr seyn, so müssen wir schon daraus auf eine weit grössere Kälte an der Mündung der Donau in jenen Zeiten als sie jetzt ist, schließen. Zwo hierher gehörige Erfahrungen, die eine von Lappland, die andere von Rußland haben mir jederzeit sehr wichtig geschienen. Von jenem versichert Hr. Hogstroem, daß erst seit siebenzig oder achtzig Jahren der Boden angefangen habe Getreidearten hervorzubringen; vorher sey wegen der herrschenden strengen Kälte die Erzeugung derselben für unmöglich gehalten worden. Die zwote Erfahrung liefert der Abt Chappe in der Beschreibung seiner Reise nach Sibirien, wo er den neuerlichen Durchgang der Venus beobachten wollte. Nach seiner Versicherung ist die Kälte zu Moskau um vieles heftiger als zu St. Petersburg; und dennoch liegt Moskau vier Grade weiter gegen Mittag. Der Hr. Abt Zoaldo schreibt mir, auch in Holland zeigten verschiedene Beobachtungen

einen

einen höhern Grad der Wärme, bey Vergleichung der neuften Zeiten mit verfloffenen Jahrhunderten.

Verbindet man nun diese und ähnliche Erfahrungen, so scheinen sie uns wirklich den Schluß abzundthigen, daß die Erde, weit entfernt zu erkalten, vielmehr immer mehr Wärme erlange. Es versteht sich, daß dieses blos von unserer Halbkugel gelten würde. In der entgegengesetzten stößt man 15 bis 20 Gr. früher auf Eis als bey dem Nordpol und die Kälte ist im Feuer- und Staatenlande weit strenger als unter einer gleichen nördlichen Breite. Doch vielleicht giebt es, ausser dem grossen Umfange des Meers am Südpol, noch eine andere Ursache, warum dort die Kälte strenger seyn muß, wie ich im ersten Briefe des ersten Bandes gezeigt habe.

Zwar muß ich einräumen, daß Sibirien, Canada, Siebenbürgen, Deutschland und Frankreich in den ältesten Zeiten eben dem Grade der Wärme unterworfen gewesen sind, den man jetzt unter der heißen Zone findet; allein ob diese Wärme blos die Wirkung  
von

von größerer Erhitzung der Erde gewesen  
sey, das ist noch nicht entschieden.

Wahr ist es auch, die Alten glaubten,  
der heiße Erdstrich sey wegen übermäßiger  
Hize unbewohnbar: das bekräftigen Ovid,  
Virgil, Cicero und viele andere: nur kan  
diese Tradition keinen Beweis für jene Hy-  
pothese abgeben.

Zu verwundern ist es wirklich, wie die  
Alten auf einem solchen Wahne zu einer Zeit  
beharren konnten, wo so viele Länder und  
so viele Völkerschaften unter der heißen Zone  
entdeckt und bekannt waren. Der Ruf erhob  
die Seereisen der Karthager nach dem Atlan-  
tischen Meere und den Küsten von Afrika.  
Vorzüglich wird Hanno's Fahrt von Plin-  
nius 1) erwähnt. Meine Meynung ist kei-  
neswegs, daß der sogenannte Periplus, der  
dem Hanno zugeschrieben wird, wirklich so  
alt sey als Bossius wähnte 2): aber einige  
Nach-

1) VI B. 30 Kap.

2) Dieses Fragment befindet sich im ersten Ban-  
de der Sammlung: Geographiae veter.  
Scriptor. graeci min. Oxford 1698, 8.

Br. üb. Amer. 3 Th.

Nachrichten, die gewiß darin stehen, will ich doch hier ausheben. Nach diesen Nachrichten kam Hanno an einen See, auf welchem er drey Inseln fand: am Ufer des festen Landes lag die Stadt Cerne; und zwar gerade gegen Karthago über, das heißt, unter eben der Breite: Karthago war von den Säulen des Herkules eben so weit entfernt als diese von Cerne. Weiter erzählt Scylax I) in seinem Periplus, die Stadt Cerne liege auf einer Insel, und sey ein Handelsplatz gewesen, wo die Phönizier mit den Ethiopiern Verkehr getrieben hätten, welche letztern er auch sehr gut beschreibt. Hier ist also eine genaue Bestimmung der Lage. Offenbar erkennt man hier den See Curamo, wo man drey gleichnamige Inseln und Klein Adra findet; und zwar liegen diese Inseln ohngefähr unter 7 Gr. NBr., das heißt, beynähe in der Mitte des heißen Erdstriches. \*)

Eben

I) In derselben Sammlung.

\*) In dieser Stelle scheint mir manches zweifelhaft zu seyn. Cerne ist sowohl in dem sogenannten Periplus Hannonis (S. 3), als auch bey Scylax (S. 53.), eine Insel, unter eben



Eben so bekannt waren Alexanders Eroberungen in Hindostan; man wußte auch von der Seereise, die Nearch auf seinen Befehl unternommen hatte; diese Reise gieng auf dem Indus hinab in den indischen Ocean, und wieder aufwärts durch den persischen Meerbusen, nicht aber durch das rothe Meer, wie einige irrig geglaubt haben. Nearch ist also bis an den südlichen Wendezirkel, oder bis an die Grenze der heißen Zone gekommen. Vielleicht noch vor Alexanders Zeiten schrieb

C 3

Agatarz

eben dem Grade der Breite wie Karthago: der See Curamo mit seinen drey Inseln, im Königreiche Benin in Guinea, liegt ohngefähr unter 7 Gr. NBreite; wie kan also dieser See für die Insel Erne angenommen werden?

Auch ist es zu verwundern, daß der Hr. Verf. wirklich einen historischen Beweis aus dem sogenannten Periplus Hannonis führen will. Sollte Ihm, bey seiner ausgebreiteten Belesenheit, Dodwell's Abhandlung über dieses Produkt eines neuern litterarischen Betrügers (in der angef. Drf. Sammlung), unbekannt geblieben seyn? Oder hätten Dodwell's Gründe, besonders im 9 und 10 S., bey Ihm die Ueberzeugung nicht bewirkt, die sich wohl jedem nicht-eingenommenen Leser jener Abhandlung aufdringt? H - P.

Agatarchis seine Geographie der Länder gegen Mittag. In dieser beschreibt er das rothe Meer, und im südlichen Ocean die Sporadischen Inseln, die man nach seiner Beschreibung als niedrige Eylande, für die Maldiven unter dem Aequator halten kan: und wiewohl seine Beschreibung nicht weiter reicht als nach Socotora oder nach andern Inseln jener Gegend, so bleibt es doch gewiß, daß er die Völkerschaften des heißen Erdstrichs bis zu sieben Gr. Br. gekannt hat. Marcianus von Heraklea beschreibt, nach seinem Vorgänger Artemidorus, die Halbinsel Indiens am Vorgebürge Cori, welches wir Comorin nennen, nebst der Insel Ceylan oder Sumatra. Wenn Taprobana einerley mit Ceylan ist, so lag es ohngefähr unter der Breite von 6 Graden; meynen aber die Alten, wie viele glauben, diejenige Insel, welche jetzt Sumatra heißt, so fällt die Lage gerade unter die Linie. Diese Insel führte auch den Namen Palestimula, und nachher Salica. Sie wurde, wie Plinius berichtet, 1) von Onesikrit und Nearch entdeckt

1) VI B. 22 R.

deckt: Die Römer lernten sie erst unter dem Kaiser Claudius kennen. Damahls war sie wegen eines Gewürzes (cinnamomum) welches wohl der Zimmet seyn mag, und wegen ihrer Elephanten berühmt. Plinius erzählt 1), man habe sie vor Alters für einen besondern Welttheil gehalten. Onestricus, ein Zeitgenosse Alexanders, war derjenige, der ihre Grösse bestimmte und bekannt machte; auf ihn berufen sich Plinius und Strabo 2). Zu Alexanders Zeiten war sie gewiß schon bekannt; auch Aristoteles sagt in seinem Werke von der Welt, welches er jenem Monarchen zuschreibt 3), die Insel Taprobana liege an der Spitze von Indien, die Insel Sebol aber im Arabischen Meerebusen. Ueberhaupt war Herodot beständig in den Händen der römischen Gelehrten; sie lasen also von den Seereisen der Phönizier um Afrika herum, woben, zu Nearchs Zeiten, das Vorgebirge der guten

E 3

1) a. a. D.

2) xv B.

3) S. 37

1) a. a. D. (1)  
 2) xv B. (2)  
 3) S. 37 (3)

ten Hofnung umsegelt wurde. Plinius 1) erzählt, Eudorus sey, unter dem Könige Ptolomäus Evergetes, aus dem arabischen Meerbusen durch die Meerenge bey Gibraltar gefegelt, und habe so die nämliche Fahrt wie die Phönicier gemacht. Man kan hiers über auch Strabo 2) und Pomponius Mela 3) nachlesen. Agathemerus 4) versichert, das Innere von Lybien sey den Griechen unbekannt gewesen; aber ein edles Volk aus dem Stamme der Phönizier habe Kenntniß davon gehabt. Dieses edle Volk bezeichnet vielleicht die Karthager.

Und nun noch zuletzt das Zeugniß eines Schriftstellers aus den Zeiten Solla's und Cicero's, ich meine das von Geminius 5). Dieser sagt ganz klar: Man dürfe nicht wähen, daß die heiße Zone unbewohnbar sey; denn man habe viele Länder dieses Erdstrichs besucht und bewohnt gefunden. Es sey vielmehr ein Gegenstand der Untersuchung

1) 2 B. 67 K.

2) 2 B.

3) 3 B. 5 und 9. K.

4) Geogr. I, I.

5) In Petarii Uranolog. S. 54, 55.

fuchung verschiedener Beobachter, ob nicht  
 die Länder mitten unter jener Zone stärker  
 bevölkert seyen als die Länder am äußer-  
 sten Ende derselben. Um die letztere Be-  
 hauptung zu beweisen, beruft er sich auf ein  
 Buch des Polybius von den Wohnplätzen  
 unter der Linie, in welchem dargethan seyn  
 soll, daß jene Länder nicht nur bewohnt  
 seyen, sondern auch ein gelinderes Klima  
 haben als die Länder am äußersten Ende  
 des heißen Erdstrichs. Hier von führt er  
 auch die natürliche Ursache an, und schließt  
 mit der Versicherung, daß jener ganze Erd-  
 strich allerdings bewohnt sey. Wie konnte nun,  
 ohnerachtet aller die-  
 ser Nachrichten, Virgil von jener Zone sa-  
 gen: *Semper sole rubens et torrida semper*  
*ab igne?* 1) und Ovid: *Non est habitabilis aestus?* 2)  
 Wie konnte Cicero, Heraklit aus Pontus

1) Georg. I. B.

2) Metam. I B.



Ländern, die man für unbewohnbar hielt. Ethiopien war auch zu Homers Zeiten so bekannt, daß er es in zween Theile, einen gegen Abend und einen gegen Morgen, eintheilt, auch die Sitten ihrer Einwohner beschreibt. (1.) Diese Kenntniß von Ethiopien ist ein Beweis mehr für die Meynung Heliodor's, (2) daß Homer kein Grieche sondern ein Egypter und zwar aus Theben gebürtig gewesen sey, daß man ihn für einen Sohn Thauts aus einer heimlichen Liebschaft mit der Frau eines thebanischen Priesters gehalten habe. Und gleichwohl behauptet Strabo (3) das Gegentheil, spricht dem Homer alle Kenntniß von Ethiopien ab. Die Egyptier wußten den Lauf des Nils; folglich kannten sie auch die Länder unter dem Aequator, wo der Nil entspringt. Solche Kenntniße von Gegenden lassen schliessen, daß man in den ältesten Zeiten den heissen Erdstrich bereiset haben müsse. Die Zeugung der Mohren, das wollichte Haar, das sie von andern Nationen

E 5

1) Od. I. v. 33.

2) De reb. Aegy. 3. B.

3) 7 B.

unterscheidet, wird immer ein erheblicher Gegenstand für den Scharfsinn und das Nachforschen der emsigsten Naturkundigen bleiben; besonders aber seit den neuesten Reisen nach der Südsee. Auf diesen Reisen hat man Inseln, die von Schwarzen bewohnt waren, unter eben der Breite gefunden, wo man andere Inseln mit Weissen bevölkert antrifft, beyde mitten in diesem weiten Meere, außer aller Verbindung mit festen Lande. Fans ben aber Cook, Wallis, Bougainville, Carteret, in den nächstverfloffenen Jahren so viele bewohnte Inseln im heißen Erdstriche zwey bis dreytausend Meilen von allem festen Lande entfernt: so liegt eben hierinn ein Beweis, daß diese Zone von jeher bewohnbar gewesen sey; man müste denn ganz bestimmt angeben können, wenn und wie und aus welchem Lande die iezigen Bewohner jener Inseln dahin versezt wurden. In der zwoten Fabel der Edda, wo von der Bildung des Erdballs die Rede ist, befindet sich eine merkwürdige Stelle: „Surtur, heist es, zog von Norden gegen Süden; kalter, starrmachender Wind zeugte Kälte und Eis im Norden



Norden; in den Ländern gegen Mittag war alles Lichtglanz. Entstand diese Fabel aus einer alten Isländischen Tradition, so muß man daraus schliessen, daß die südlichen Völker gegen Mitternacht gewandert seyen, \*) ein Satz, den ich ein andermahl auszuführen willens bin; und daß Schnee und Eis von Alters her für ein Eigenthum des Nordens angesehen worden sind. Hr. Bailly will ferner aus den Grotten, die man zum Gebrauche von Tempeln in die Berge sowohl in Asien als in Afrika eingehauen findet, einen Beweis für die übermäßige, unleidliche Hitze jener Länder hernehmen; allein dieser Grund ist wohl nicht entscheidend, denn auch in Norwegen findet man dergleichen Grotten zu demselben Gebrauche mit vieler Mühe und vielem Fleisse gearbeitet. (1.) Ueber dies

ses

\*) Auch der Verf. der Briefe eines reisenden Franzosen über Deutschland hat diesen Gedanken so ausgeführt, wie er Meynungen, die von den gewöhnlichen abgehn, darzustellen pflegt. § § § H § §

(1) Mallet Introd. à l'hist. de Danz  
n. 79.

ses ist hinlänglich bekannt, daß 20 bis 25 Fuß in der Erde das Thermometer auf 10 Gr. steigt: dieses lehrt die Erfahrung in den nördlichen Ländern so gut als unter dem Aequator. Die innere Wärme der Erde ist also überall gleich. Wär es nun wohl ein ungewöhnlicher Einfall, oder eine Grille, zu behaupten, daß die Anhäufung des Eises unter den Polen der Hypothese des Hn. Grafen von Buffon gerade entgegen sey? Denn gesetzt, nach dieser Hypothese sey der Erdball glühend, und der Mittelpunkt des Erdballs der Mittelpunkt des Feuers: so scheint es erwiesen zu seyn, daß die dem Mittelpunkte nähere Theile länger heiß bleiben müssen als die entferntern. Da aber die Oberfläche der Erde unter dem Aequator achtzehn Meilen weiter vom Mittelpunkt entfernt ist als die Oberfläche unter den Polen; so müßte, nach eben dieser Hypothese, die heiße Zone zuerst erkalten, und dann erst die Polarländer; das heißt, es müßte das Gegentheil von dem erfolgen, was behauptet wird, und was wirklich in der Natur geschieht, indem, wie schon gesagt, in einer Tiefe von 20 bis 25 Fuß, die Wärme

in Norwegen und am Senegal in jeder Jahreszeit gleich ist.

Ich darf also, mit Erlaubniß des Hn. Grafen von Buffon und Hn. Bailly's, annehmen, daß Afrika seit undenklichen Zeiten bewohnbar und bewohnt gewesen sey; darf glauben, daß Centralfeuer leide nicht allein keinen Abgang durch Erkaltung des Erdbodens, sondern es nehme sogar noch zu. Nunmehr werden Sie mir hoffentlich zu gut halten, wenn ich geradezu sage, die Behauptung von der unerträglichen Hitze in Afrika enthalte nichts weniger als einen Beweis, daß es den Atlantiden unmöglich gewesen seyn müsse, aus dem Ocean bis dahin und bis nach Egypten zu gelangen. Sie werden mir Beyfall geben, wenn ich das Centralfeuer aus dem Umschwingen und Reiben der Planeten gegen einander zu beweisen suche. Es wird mir folglich auch nicht zu verdenken seyn, wenn ich noch zweifle, ob eine solche Verminderung der Wärme möglich sey, daß, wenn uns Berechnungen vom Erkalten metallischer Körper gegeben werden, die Grade jener Verminderung analogisch nach solchen Berechnungen

nungen bestimmt werden müßten, und daß sich eine gänzliche Vereisung der Erdfugel daraus prophezeien liesse.

Verbinden Sie hiermit noch folgende Betrachtung. Wenn eingeräumt wird, die Ursache, welche Erhizung und Wärme hervorbringt, würke beständig fort, so kan man auch diese Wärme als beständig gleich annehmen; es versteht sich mit Ausnahme der Modifikationen, die aus den verschiedenen Lokalumständen entstehen. Dieses vorausgesetzt, so läßt es sich eben so gut vermuthen, daß eine andere Ursache das Klima Sibiriens und der nördlichen Länder bewürkt habe; dieses Klima, das damahls ganz verschieden war, als in jenen Gegenden Elephanten lebten und sich fortpflanzten, als dort Gewächse vegetirten, die gegenwärtig blos in heißen Erdstrichen anzutreffen sind. Meine Meynung hierüber habe ich im siebenzehnten Briefe des zweeten Theils gesagt, und ich überzeuge mich täglich mehr davon.

Runmehr, in meinen nächsten Briefen nach Atlantis!

## 4. B r i e f.

In der Ueberzeugung von der Hypothese des Hn. Grafen von Buffon in Absicht auf die allmähliche Abkühlung der Erde, erschienen Afrika und der südliche Theil Asiens dem Hn. Bailly als eine Einöde, die wegen der übermäßigen Hitze unbewohnbar wäre; die Nordländer hingegen unter einem Klima, wie es jetzt die Bewohner des heißen Erdstrichs haben. Nunmehr blickte er in jenen Gegenden umher, um den ehemaligen Wohnsitz eines alten aus dem Gesichte verschwundenen Volkes aufzusuchen. Dieses Volk hat, nach Hn. Bailly's Vorstellung, seit uralten Zeiten Sternkunde und die höheren Wissenschaften getrieben: aus seinen Ueberresten und Trümmern leitet er die Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts her, oder genauer, die Chaldäer, Perser, Sinesen und Egyptier, bey welchen sich zwar nicht selbst erworbene, aber doch durch Ueberlieferung erlangte Kenntnisse erhalten haben, in deren Besitze sie geblieben sind, ohne die alten

ein

eingeschränkten Grenzen derselben auch nur um einen Schritt zu erweitern.

Allein schon vorher hatte Hr. Bailly mit ungemeiner Gelehrsamkeit und einer wirklich bewundernswürdigen Reihe von Schlüssen in seiner Geschichte der ältesten Sternkunde darzuthun gesucht, daß die Atlantiden die ersten Astronomen, so wie überhaupt die ersten Erfinder aller Wissenschaften gewesen seyen; er mußte also auch des Hn. von Voltaire wiederholte Einwürfe gegen die angenommene Lage der Insel Atlantis in Norden beantworten. Bekanntlich war Rudbeck der erste, der auf eine solche Idee verfiel: dieser Mann fand in Schweden den Keim aller Fabeln der Griechen und Römer und aller andern Völker, besonders auch den so emsig gesuchten Wohnsitz der Atlantiden, Hr. Bailly glaubt ihn in dem jetzt mit Eis bedeckten, öden Spitzbergen zu finden; und dahin gehen alle seine mühsamen Untersuchungen. Dabey setzt er etwas zum voraus, was mir wenigstens noch sehr zweifelhaft vorkommt. Er glaubt wie Montesquieu, auf den er sich beruft, die nördlichen Völker hätten

hätten von jeher die südlichen Länder und Nationen mit Krieg überzogen und unterjocht. Gleichwohl zogen die Scythen aus Süden, und eroberten Scandinavien; so nahmen die Celten England ein, und die Cimbern aus der Gegend des Mäotischen Sumpfes, das heutige Holstein; in spätern Zeiten unterwarfen sich die Römer beynahe den ganzen Norden; und Afrika, so wie ein grosser Theil Europens, ward Eroberung der Araber.

Sonderbar! Erst glaubte man was Plato sagte, oder vielmehr dem Gedichte Solons aus Nachrichten von egyptischen Priestern; dann tritt man sich über die eigentliche Lage der Insel Atlantis nach Platos und Solons Bestimmung; nämlich über ihre Lage mitten auf dem Ocean, der von ihr den Namen führt, zwischen dem alten und neuen festen Lande, jenseits der Meerenge von Gibraltar. Doch sey's damit wie es immer wolle! Der Fleis, die Gelehrsamkeit, womit Hr. Bailly seine Hypothese verfißt, bleibt immer bewundernswürdig. Diese Hypothese ist zwar mehr eine Geburt

Br. üb. Amer. 3. Th.      F      des

des Wiſes, als Reſultat ſtrenger hiſtoriſcher Wahrheit: aber im Leſen überrascht ſie doch, und würkt ſogar eine Art von Ueberzeugung. In dieſer Rückſicht verdient ſie immer eine ſorgfältigere Prüfung.

Im erſten Briefe ſucht Hr. B. zuerſt ſeine Meynung, daß die Braminen nicht die Erfinder der Wiſſenſchaften ſeyen, von neuen zu begründen. Alsdann beruft er ſich darauf, daß die Sprache der Gelehrten, die Schonſkrita, jezt eine todte Sprache iſt, die nur ſehr wenige Braminen verſtehen: da nun todte Sprachen ſicher ein abgeſtorbenes, aus der Geſchichte verlorenes Volk anzeigen, ſo müſſe man ein ſolches Volk auſſer Indien ſuchen. Dieſes mag in gewiſſen Fällen ganz richtig ſeyn: in Italien läßt ſich indessen ſchon das Gegentheil davon erweiſen; dort iſt zwar die lateiniſche Sprache abgeſtorben, aber die Nation, die ſie redete, als die Römer oder Italiener, iſt nicht erloſchen. Durch Vermiſchung mit den ſogenannten Barbaren ſind in einigen Provinzen Veränderungen oder Verwirrung in den Geſchlechtern entſtanden; allein Ve-

nedig,



nedig, der Zufluchtsort der Reichsten und Vornehmsten aus Aquileja, Padua und andern Orten, hat keine solche Vermischung erfahren: und doch ist dort die lateinische Sprache völlig ausgestorben.

Im zweyten und dritten Briefe beschreibt Hr. Bailly seine Insel nach Plato und Diodor, führt auch starke Gründe an, daß es nichts weniger als Fabel sey, was man von dem Daseyn dieser Insel, von der Ankunft der Atlantiden in Egypten, von der Ausbreitung der Astronomie und der Wissenschaften durch die Bewohner dieses Eulandes bey den Alten findet.

Nun fängt er im vierten Briefe an die Atlantis selbst aufzusuchen. Nach seiner Meynung kan sie weder auf den Canarischen Inseln seyn, noch in Amerika. Die Amerikaner hatten ja keine Boote zur Ueberfahrt über den Ocean: und wäre ihnen auch diese Ueberfahrt möglich gewesen, wie konnten sie sich durch die Wüsten, durch den glühenden Sand der Barbarey forthelfen um nach Egypten zu gelangen, wohin die Atlantiden doch wirklich gekommen sind?

Hier muß mir gleich Hr. Bailly eine Anmerkung erlauben. Zu den Zeiten der Atlantiden war sowohl der Ocean als auch das mittelländische Meer anders beschaffen als gegenwärtig. Wären beyde so gewesen wie sie jetzt sind, wäre Afrika eine unbewohnte Einöde von glühendem Sande gewesen, wie Hr. Bailly mit dem Grafen von Buffon annimmt, gewiß, den abendländischen Völkerschafften wäre der Zugang dahin sehr schwer, wo nicht gar unmöglich gefallen. Allein jene Länder befanden sich wirklich in einem ganz andern Zustande als beyde sie uns vorstellen; ich habe dieses im zwölften und dreyzehnten Briefe des zweeten Theils nicht nur aus jener alten unveränderten Tradition, sondern auch aus physikalischen Gründen dargethan. Es stand nämlich das äussere oder atlantische Meer so niedrig, daß es nicht durch die Meerenge bey Gibraltar eindringen konnte, und also war Europa mit Afrika verbunden. War aber die Oberfläche des atlantischen Oceans so niedrig, so befand sich ein sehr grosser Strich Landes zwischen beyden Welttheilen, der nun mit Wasser bedeckt ist.

Eben

Eben hier kann man annehmen, daß die Atlantis gelegen habe; und von da aus konnten die Bewohner dieser Insel nach Italien und Egypten kommen.

Sie sind so gütig zu sagen, daß meine Gründe Sie überzeugt haben. Ihnen gefallen meine Untersuchungen über die Fragen: wenn und wie der atlantische Ocean übergetreten und zwischen Afrika und Europa hindurch gedrungen sey? Sie geben mir in demjenigen Beyfall, was ich von zweien Deukalionen und einem doppelten Inachus gesagt habe. Sie erinnern sich auch meiner Bemerkung, daß der Vater des Phoroneus, unter welchem die sogenannte Dngische Ueberschwemmung vorfiel, ein Zeitgenosse von Atlas gewesen sey; so, daß diese Ueberschwemmung in die Zeiten des Herkules fällt, dem auch die Alten deswegen die Schuld beymessen, er habe den Landstrich an der Meerenge durchgebrochen und dem Ocean den Eingang geöffnet. Alle diese Ueberlieferungen und Fabeln sind im sechszehnten und siebenzehnten Briefe, den letzten unsers Briefwechsels über Amerika, untersucht worden. Nun-

mehr darf ich mir wohl Nachsicht versprechen, wenn ich des Hrn. Bailly's ofterwähnten Einwurf nicht unwiderleglich finde; ich meine den Einwurf, den er von dem grossen Meere und der gegenwärtigen physischen Beschaffenheit Afrika's hernimmt, um die Ankunft der Atlantiden von der Seite des westlichen Oceans, woher doch alle Alten sie kommen lassen, für unmöglich zu erklären.

Weil dieses das erste Glied der Kette ist, an welcher wir ihm nach Asien folgen sollen, so müssen wir noch ein wenig hierbey verweilen, ehe wir die weite Reise nach dem äussersten Norden unternehmen.

Meine Meynung ist ganz genau bestimmt. Von jeher haben die Alten alle Nachrichten von Atlas und den Atlantiden aus einer unveränderten Tradition hergeleitet, nach welcher das westliche Meer die Wiege und der Sitz jener Völker gewesen seyn soll, die Europa sowohl als Afrika mit ihren Einfällen beunruhigt und die Wissenschaften gelehrt haben. In Asien hingegen hat sich keine alte Nachricht von Atlas gefunden.

Ich wiederhole Ihnen nicht was Plato von der Tradition der egyptischen Priester erzählt: daß nämlich die Atlantis mitten im Ocean gelegen habe; daß die Beherrscher dieser grossen Insel ihre Herrschaft auch in dem jenseitigen festen Lande ausgebreitet, daß sie in jenen Gegenden Spanien, Italien und Afrika bis an Egypten erobert haben sollen. Ich übergehe die Erzählung von den Kriegen der Atlantiden mit den Athenensern, ich überschlage auch die Beschreibung ihres weiten Reichs und ihrer Gesetze; denn es ist leicht zu vermuthen, daß Solon von dem Seinigen hinzugesetzt, Diodor aber seine Nachrichten aus dieser oder einer ähnlichen Quelle geschöpft habe. Ich begnüge mich mit einigen Bemerkungen. Jener Ocean hat beständig das atlantische Meer geheissen; Atlas hat im Ruf eines weisen und sternkundigen Mannes gestanden, und seinen Ursprung hat man aus dem westlichen Meere hergeleitet; eine Insel in jenem Ocean soll, nach einer beständigen Sage der Alten, ihren Namen eben demselben Atlas zu danken haben.

Nun bitte ich, nehmen Sie sich mit mir die Gedult die Ueberlieferungen zu prüfen, die vierhundert Jahre vor Herodotus und beynähe siebenhundert Jahre vor Plato, zu Hesiods und Homers Zeiten im Umlauf waren: (die letztern beyde lebten, wie ich in der zwoten Dissertation über den Hesiodus gezeigt habe, 900 Jahre vor Christi Geburt.)

Es sagt nämlich Hesiodus: Atlas war ein Sohn Japets und Klimenens, einer Tochter des Oceans; er hatte drey Brüder, Menetius, Prometheus und Epimetheus; alle diese wurden von Jupiter bestraft; daher stützt Atlas den Himmel mit seinem Haupte und nie ermüdenden Händen; dort an den Grenzen des Erdballs, den listigen Hesperiden gegenüber.

Sie sehen wohl, dieses bezeichnet den Berg Atlas in Afrika, an den Grenzen des Erdballs. Daß dieser wirklich gemeint sey, läßt sich aus dem vorhergehenden 320 Verse schliessen, wo der Wohnsitz der Gorgonen und Hesperiden genau angegeben wird:

... und denen die jenseits des Oceanus wohnen, den Gorgonen am äußersten Ufer der Nacht, da wo die listigen Hesperiden sind.

Die Wohnung der Hesperiden konnte, nach der Griechen Meinung, nirgends anders als gegen Abend seyn. Hesperus heißt Abend oder Nacht; so hieß auch Venus im westlichen Stande am Himmel. Daher vergötterten die Alten in ihr des Atlas Sohn Hesperus, der von dem Gipfel des Bergs, wo man den Ocean überseht, in den Himmel entführt wurde, oder sich im Meere verlor.

Homer nennt die Kalypso eine Tochter des Atlas und giebt ihr eine Insel mitten im Meere zur Wohnung 1). Die Lage dieser Insel findet man in der Odyssee 2), wo Homer sagt, Kalypso habe auf Jupiters Befehl ihrem Ulyß ein Schiff gegeben, um damit bis nach Corfu zu segeln, und im Meere habe er das Siebengestirn, den Bär, den Wagen, und den spät sterbenden Bootes beobachtet. Diese Insel hat den

§ 5

1) Odysf. I. B.

2) Ebd. 5. B.

Namen Ogygia bekommen. Hätte man sie sich nun im Norden, etwa in Spitzbergen gedacht, so konnte man nicht den Wagen und den Bootes sterben, das heißt unter den Horizont sinken sehn. Und wirklich, nach der Wiederholung 1): daß Ogygia eine Insel mitten im Meere sey, wo die Tauscherin Kalypso, des Atlas Tochter, die schöne Göttin, wohne, setzt Ulyß in seiner Reisebeschreibung hinzu, er sey mit seinem Schiffe in achtzehn Tagen Corfu gegenüber angelangt. Indessen für uns ist die Bemerkung hinreichend, daß Kalypso die Tochter von Atlas war, daß seit den ältesten Zeiten der Aufklärung in Griechenland, lange vor Solons Reise nach Egypten, eine Tradition von Atlas, und von den Inseln mitten im atlantischen Ocean, als den Wohnplätzen der Hesperiden und Gorgonen sich behauptet hat.

Der Sänger des Argonautenzugs und der Hymnen, über dessen Alter die Gelehrten so sehr gestritten haben, der aber wohl nicht viel jünger als Homer und Hesiodus seyn

1) Odysf. 7 B.



seyn kan, Dryheus, sollte uns eigentlich alle nur mögliche Nachrichten von den Nordländern und dem Oceane geben können. Er dichtet ja, die Argonauten wären das schwarze Meer hinauf durch den Bosphorus Cimmerius gefegelt, wären im Balthischen wieder herausgekommen, hätten alsdann Europa umschift, und durch die Meerenge bey Gibraltar den Rückweg nach Griechenland genommen. Aber was hilft uns seine Beschreibung voll Dunkelheit und Verwirrung? Sie fängt damit an, daß sie den Phasis mit dem Sarany, der sich in den Mäotischen Sumpfergießt, in Verbindung setzt, alsdann läßt sie die Argonauten den Phasis hinauffchiffen und dem Kaukasus nahe kommen, so, daß sie sich nun am Bosphorus Cimmerius befinden; aus diesem, der mit dem Ocean in Verbindung stehen soll, den letztern zu erreichen, brauchen die Argonauten nicht mehr als zehn Tage, nachdem sie vorher die Länder der Scythen, Hyperboreer, Nomaden und der Anwohner des Kaspischen Meers berührt haben; dieses Meer heißt in der Beschreibung *Zronium Hyperboreum*,  
oder

oder auch das stille Meer, und ist kein anderes als dasjenige, welches wir jetzt nach *Asow* benennen. Aus solchen geographischen Nachrichten läßt sich wahrlich kein zusammenhängender, sicherer Schluß ziehen. In-  
 dessen ist es doch bemerkenswerth, daß *Orpheus* den Atlantischen Ocean gekannt hat (v. 1167). Eben nach diesem Meere hatten die *Argonauten*, nach dem Ausspruch des weissagenden Baums, steuern sollen, und wirklich ihren Lauf genommen. Dann waren sie weiter an *Circe's Insel* gelandet: von da segelten sie nach den Ufern der *Tarresen* oder der Provinz *Bätika*, und zuletzt erreichten sie *Herkuls Säulen* und das geseligste Vorgebürge des *Bacchus*. Sie sehen, das Atlantische Meer, die Insel der *Circe*, die Säulen des *Herkules*, alles dieses setzt *Orpheus*, so wie alle Alten, gegen Abend; und das ist uns genug.

Nach allen diesen Zeugnissen von *Hesiodus*, *Homer* und *Orpheus*, ist es beynahe überflüssig auch an das zu erinnern, was *Plato*, *Herodot*, *Diodor* und alle spätere Geschichtschreiber und Geographen zur Bestätigung

rigung meines Satzes gesagt haben. Bey  
 des, die Insel Atlantis und das atlantische  
 Meer hat man von jeher gegen Westen  
 von der Meerenge bey Gibraltar gesetzt,  
 von dort hat man immer den Atlas und die  
 Atlantiden kommen lassen. So sagt Poly-  
 bius (1) aus dem atlantischen Ocean kan  
 niemand in unser Meer gelangen, er muß denn  
 die Meerenge bey den Säulen des Herku-  
 les durchschiffen. Eben so versichert Aristot-  
 oteles (2) das Atlantische Meer mache sich  
 einen Weg durch die westliche Meerenge an  
 Herkuls Säulen und bilde nur das innere  
 Meer; es scheine nun gleichsam in einen Sas-  
 sen zusammenzufließen. Rigaltius führt in  
 seinen Anmerkungen zu Dnosanders Strategis  
 von (3) folgende Stelle eines Ungenannten an:

At nunc Oceanus geminos interluit  
 Orbes.

Ich weiß nicht, was der Ungenannte, der dies  
 ses bey Gelegenheit von Lobsprüchen auf Clau-  
 dius sagt, eigentlich damit meynen möge:  
 aber

(1) Gesch. 6. B.

(2) von der Welt, 3. B.

(3) Paris. Ausg. 1599 in 4, S. 5.

aber so viel ist gewiß, in allen Jahrhunderten hat einmal, wie immer, eine feste Tradition geherrscht, jenseits des Ocean's liege ein grosses festes Land oder eine grosse Insel und von dort wären die Atlantiden in unsere Gegenden gekommen. Daß Spuren vom Atlas sich jederzeit in Westen erhalten haben, davon zeugen auch die Namen Atlan, die in Amerika übrig geblieben sind. Unter dieser Benennung fanden die ersten Entdecker viele Städte und Dörfer auf jenem festen Lande. Auch dieses habe ich in unserm Briefwechsel gezeigt. Ich habe Sie zugleich auf das Volk der Anteern aufmerksam gemacht, die mit den Atlantiden kamen, und die der Egyptische Hercules, der viel älter als der Griechische ist, bekämpfen mußte. Ante war eine Stadt in Egypten; Andes hießen auch die Berge, welche die Europäer Cordilleres genennt haben. Aus diesen und andern Gründen habe ich, wie Sie wissen, einen Mittelpunkt gesucht, aus dem Kenntnisse, Gebräuche und Sitten sich beyden festen Ländern mitgetheilt haben mögen; und einen solchen Mittelpunkt haben wir in der Insel Atlantis

zis gefunden. Sie lag auf dem atlantischen Meere noch vor jener Revolution des Erdbodens, ich meine vor der Uebertretung des Oceans, die früher erfolgte als die Erfindungen des Eisens, der Schrift, der Münze und der Verbesserungen des Sternennahres.

So wie das goldne Zeitalter vor jenen Entdeckungen und Erfindungen berühmt war; eben so sagte man, auf jenem festen Lande im Atlantischen Ocean, das so reich an Gold und Silber sey, führten die Menschen das glücklichste Leben, hätten sie einen immerwährenden Frühling. Einige hielten dieses Land sogar für den Wohnsitz der Auserwählten, und andere für das irdische Paradies. Origenes führte eine Stelle aus dem heil. Klemens an, wo dieser sagt: der Ocean lasse sich nicht übersegeln, und dann hinzusetzt, jenseits desselben befinde sich eine andere Welt. Die nämliche Stelle führt auch der heil. Hieronymus in seiner Erklärung des Sendschreibens an die Epheser an (1) bey welcher Veranlassung Burnet sehr gelehrt von

1) II, 2.

von der Lage des irdischen Paradieses träumt. Ähnliche Stellen ließen sich noch in Menge herbringen. So beweiset denn alles eine niemals verlorne Tradition von einem grossen feßen Lande, welches den Namen des Atlantischen geführt, in jenem glücklichen sogenannten goldenen Zeitalter, wo ein unvergänglicher Frühling die immerlächelnde Natur schmückte. Ist es nun wohl möglich, daß so viele Völkerschaften einstimmig etwas geglaubt haben sollten, wobey sich gar kein Grund gar keine Spur von Wahrheit entdecken ließe?

Hätten wir eben so viele Nachrichten und Ueberlieferungen von Atlas auch in Asien, dann könnte man die Frage aufwerfen, von woher er nach Egypten gekommen sey? allein ich muß es gestehen, ich finde auch nicht eine. Deswegen ist es mir unbegreiflich, wie Hr. Bailly sich entschliessen konnte zu glauben, daß jener Völkeranführer aus dem obern Theile Asiens herabgekommen seyn solle, da doch kein alter Schriftsteller irgend einer Tradition erwähnt, die nur einigermaßen hier einschläge. Sanchuniaton und Berosus sind die ältesten Schriftsteller Asiens. Jener, des-

sen

sen Zeitalter noch vor dem Troianischen Krieg  
 gesetzt worden ist, hat neun Bücher geschrie-  
 ben, die Philo von Byblus ins Griechische  
 übersetzt hat. Porphyr (1.) gedenkt dieses  
 Schriftstellers nur obenhin; das wenige was  
 wir von ihm wissen, hat uns Eusebius (2.)  
 aus den Excerpten des ebengedachten Philo  
 aufbehalten. Sanchuniathon rühmte sich die  
 Bücher Theuts oder Theots, das heißt,  
 Merkurs, die in Egnpten vorhanden gewe-  
 sen wären, gebraucht zu haben; daher han-  
 delt er auch zuerst von der Schöpfung, nach  
 den fabelhaften Vorstellungen der alten The-  
 ogonie. Es ist schwer Sanchuniathons wah-  
 ren Sinn auszufinden, und von Philo's  
 Zusätzen abzusondern: denn es findet sich ver-  
 schiedenes darinnen, was die Götterlehre der  
 Phönizier betrifft, die so viel später vorkom-  
 men als die Zeiten, wo Sanchuniathon leb-  
 te. Merkwürdig ist es unter andern, daß  
 Hesiods Theogonie angeführt wird. Aus die-  
 sem anformlichen Auszuge sieht man nun,  
 daß

- 1) de abst. 2. B. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20.  
 2) Praep. Ev. 1. B. 10. R.

Br. üb. Amer. 3 Th. 1. B. 10. R.

daß Uranus sich mit der Erde vermählt und vier Söhne mit ihr gezeugt haben soll, nämlich Kronus (die Zeit, oder auch Saturn), Bätillus, Bogans und Atlas. Ferner erzählt er von der Grausamkeit des Uranus gegen seine Kinder, von seinen Kriegen mit Saturn, und sonst noch manches analogisches mit den egyptischen und griechischen Fabeln, oder Allegorien, wie Eusebius sie nennt, die auch, nach seiner Meynung, einige Alten entziffert haben sollen. Daß Uranus an den Küsten des mittelländischen Meeres geherrscht habe, ist genau ebenso wahrscheinlich wie der vom Himmel gefallene Stern, der zu Tyrus in einem Tempel aufbewahrt wurde; welche Begebenheit in ebender selben Erzählung vorkommt. Sanchuniathon liefert also keine Thatfachen, aus welchen man mit Sicherheit schliessen könnte, daß Atlas aus dem nördlichen Asien gekommen sey; bey ihm findet man gewiß gar nichts gegen die andern historischen Meynungen von eben diesem Atlas und dem Volke der Atlantiden. Und wiewohl Eusebius (1.) von der Götter-

1) Praep. Evang. II, 3.



lehre dieser Nation zu handeln verspricht, so sagt er doch weiter nichts als was Diodor von der Erschaffung der Welt aufgezeichnet hat.

Nun von Berosus. Vorausgesetzt, daß die fünf Bücher der Alterthümer, die Anninus von Viterbo, nebst andern untergeschobenen Werken, im Jahre 1498 drucken ließ, Glauben verdienen, so finden wir den Saturn in dem ersten Könige der Assyrier, Nimrod, und seinen Sohn Jupiter im Belus wieder, so finden wir noch andere ähnliche Erzählungen, nach welchen man die Atlantiden zu Asiaten machen könnte. Fabricius hat die in sehr vielen alten Schriftstellern zerstreuten Bruchstücke von Berosus mit seinem gewöhnlichen unnachahmlichen Fleisse gesammelt (2.) Ich habe sie alle geprüft; ich habe Fabeln gefunden, die den Chaldaern eigen waren und mit den egyptischen nichts gemein hatten: aber von einem Atlas, oder von Atlantiden in Asien, ist mir auch nicht der entfernteste Wink vorgekommen. Die älteste Tradition

G 2

in

2) Bibl. gr. T. XIV.

in Asien ist diejenige, die aus dem Unterrichte entstand, den Silen, oder welches einerley ist, Osiris, des Bacchus Großvater, dem König von Phrygien Midas gab. (1.) Erinnern Sie sich hier, daß Osiris von gleichem Alter mit dem egyptischen Herkules ist, zu dessen Zeiten Typhon jene ungeheure Verwüstung anrichtete, von welcher die alten Geschichten voll sind. Nun hören Sie, was Silen seinen Schüler lehrt. Europa, Asien und Lybien, oder Afrika, sind ihm Inseln, rings vom Ocean umgeben; festes Land ist nur dasjenige, was ausserhalb von allen diesem liegt, von ungeheurer Grösse; dort giebt es grosse Thiere und noch einmal so grosse Menschen, die auch noch einmal so lange als wir leben. Hierauf beschreibt Silen die Städte jenes festen Landes, seine Fruchtbarkeit, und seinen Ueberfluß an Gold und Silber. Aus einer solchen Tradition läßt sich nun wohl nichts weniger schliessen, als daß Silen eine nördliche Insel verstanden habe; zuverlässig meinte er die grosse Atlantis,

1) In Aeliani Var. Hist. III, 18.

is, ein grosses festes Land jenseits des Oceans, unter der heissen Zone, wo die Berge vorzüglich ergiebig an Gold und Silber sind.

Hr. Bailly beruft sich ferner (S. 109.) auf Herodot, um die Benennung des Atlantischen auf das rothe Meer überzutragen; allein ich kan mir wirklich nicht vorstellen, daß Herodot jemals einen solchen Gedanken gehabt haben sollte. Vom Raspischen Meere sagt er 1), es habe gar keine Verbindung mit einem andern, es sey ganz isolirt, nicht so wie dasjenige, welches die Griechen beschiffen oder wie dasjenige, welches ausserhalb der Säulen des Herkules liege, den Namen des Atlantischen führe und einverley mit dem Rothen Meere sey. Der letztere Ausdruck, im Gegensatz des Raspischen Meeres, welches mit keinem andern in Verbindung steht, zeigt ganz klar was Herodot eigentlich gemeynnt hat. Er will nämlich sagen, das Atlantische Meer habe Verbindung mit dem Erithräischen, und beyde zusammen machten nur Ein Meer aus. Sonst

§ 3

1) I, 203.

unterscheidet Herodot sehr genau das Erythraische von dem Atlantischen Meere. Bei der Beschreibung der Seereise der Phönizier auf Neacho's Befehl 1), nennt er zuerst das Erythraische Meer als den Ort ihrer Abfahrt, aus diesem läßt er sie in das südliche Meer fortrucken, alsdenn die Spitze von Afrika umsegeln, nachher die Säulen des Herkules erreichen und endlich nach Egypten gelangen. An einem andern Orte 2) beschreibt er in Afrika jenseits der Garamanten in einer Entfernung von zehn Tagereisen das Volk der Atlantiden und den Berg Atlas so hoch, daß er den Himmel zu berühren scheine. Es war also schon langeher bekannt, daß Afrika vom Meere umgeben sey, und der Atlantische Ocean sowohl mit dem Indischen als mit dem Erythraischen Meere Verbindung habe. Man sieht hieraus deutlich genug, daß auch Herodot den Berg Atlas und die Atlantiden im Westen von Afrika seyn läßt, vollkommen so, wie alle Alten, und besonders Diodor 3), es einstimmig bezeugen;

1) IV, 42.

2) Ebend. N. 184.

3) 3 B.

zeugen; daß er auch niemals dem Nothen oder Erythräischen Meere den Namen des Atlantischen beigelegt hat. Er wußte die Verbindung der Meere unter einander; aber er glaubte nicht, wie er selbst sagt, daß, wenn man unter der Linie hinschiffet, oder mit andern Worten, wenn man die Spitze von Afrika umsegelt, der Schatten nach der entgegengesetzten Seite, das heißt, gegen Süden fallen müsse. Er sagt, Nechao's Phönizier hätten dieses bey ihrer Zurückkunft versichert; und doch, setzt er hinzu, erzählten sie auch einen Umstand, „der mir unglaublich schien, daß sie die Sonne zur rechten Hand gehabt hätten.“ Eben diese Schwergläubigkeit von Seiten Herodots ist der stärkste Beweis für die Wahrheit jener Reise.

Noch einen Grund entlehnt Hr. Bailly aus Strabon's Erdbeschreibung<sup>1)</sup>, wo es ihm vorkommt, als seze der Geograph Arabien an die Küsten des Atlantischen Meers. Ich habe das ganze sechszehnte Buch, worauf er sich bezieht, sorgfältig durchgesehen,

S 4

aber

1) 16 B.

und S. 81 (S)  
S. 82 (S)

aber ich fand keine solche Stelle. Bei der Gelegenheit vielmehr, da Strabo einen Vers aus dem Homer anführt, wo der Dichter die Ethiopianer, Sidonier und Eremben, als angrenzende Völker vermengt, bei dieser Veranlassung trägt Strabo die verschiedenen Meinungen vor, ohne das Atlantische Meer nur im geringsten zu erwähnen. Vielleicht hat sich in einer andern Ausgabe das Wort Atlantisch für Indisch eingeschlichen; allein dann ist es fehlerhafter Text, nicht Meinung des Verfassers. Man sieht dieses klärlich aus einer andern Stelle, wo er die Grenzen des Atlantischen Meers bestimmt 1). Nach dieser Bestimmung nimmt es bei Spanien seinen Anfang, man findet es sogleich, wenn man aus der Meerenge bei Calpe herauskommt, und von der Provinz Bätika an bespült es die Küsten von Mauritanien 2). Ich dachte also nicht, daß Strabo einer solchen Unwissenheit in Absicht auf das Atlantische Meer beschuldigt werden könnte, daß er's sogar nach Arabien oder

1) 1 B. S. 64.

2) 3 B. S. 139.

nach Indien verrückt. Aristoteles 1) nennt diejenigen Ignoranten, die sich vorstellen, die ganze Erde sey vom Atlantischen Meer umgeben. Und Dionysius von Alexandrien 2) sagt: der Ocean umfließt die Erde unter verschiedenen Namen; jenseits der Isthmus heißt er der Hesperische; gegen Abend der Atlantische; gegen Norden Kronius; und gegen Süden bekommt er den Namen des Erythräischen oder Ethiopischen Meers. Eben dieses gilt auch in Ansehung des Allegats aus Diodor im zwanzigsten Kapitel des dritten Buchs. Hier beschreibt er die Atlantis vollkommen deutlich, als liege sie mitten auf dem Meere gleiches Namens; auch beschreibt er das Reich der Atlantiden in Afrika, nicht in Asien, und so ebenfalls den Berg Atlas: weiterhin 3) nennt er die beyden Meere, das Erythräische und Atlantische, ohne sie zu vermengen, wiewohl diese Stelle in anderer Rücksicht, wie mehrere Stellen bey Diodor, verschiedene Er-

1) Von der Welt, S. 3.

2) De Situ Orb. v. 27, ff.

3) 3 B. 38 S.

Erklärungen zuläßt. Einige glauben, Hr. B. habe sich auf die Allegaten des Hn. von Haer verlassen, der doch nicht einmal mit Zuverlässigkeit citirt; der in seinem Romane unter dem Titel eines Historisch-kritischen Versuchs über die Atlantiker 2c. 1), alles vermengt, Herkules mit den Atlantiden, die Säulen des Herkules mit den geheiligten Säulen, die sich in allen Tempeln dieses Halbgottes befanden, die Brüder des Atlas mit Jakobs Söhnen; der noch eine Menge ähnlicher Grillen aussinnt, um zu beweisen, daß die Insel Atlantis nichts anders sey als das gelobte Land.

Hr. Bailly sucht noch eine Analogie aus einer Bemerkung, die ihm Strabo darbietet. Nach dieser kamen die Scythen nach Pontus und Kappadocien; und einer ihrer Anführer war Acmon, der sowohl dort als in Phrygien eine Stadt nach seinem Namen hatte. „Dieser Acmon war der Vater von Uranus, der seine Schwester Thitea heyrathete, wie schon S. 53. nach Diodors Versicherung gesagt worden ist. Das Letztere sind Hrn. Bail-

1) S. Goth. Gel. Zeit. 1777, 100 St. S. 820.



ly's eigene Worte, S. 112 Es ist doch ein wahres Unglück für mich, daß ich so viele Allegaten nicht richtig finden kan. Diodor sagt klärllich 1) er wolle von den Besitzern des glücklichen Landes auf dem atlantischen Meere ic. reden; dann fängt er seine genealogische Geschichte so an: Man sagt der erste König jener Insel sey Uranus gewesen; dieser habe die herumirrenden Menschen unter sich verbunden, die Eintheilung der Monate nach dem Mondeswechsel und die Jahrsbestimmung nach dem Lauf der Sonne gelehrt; er habe viele Weiber gehabt, unter andern auch Thitea, eine Mutter von achtzehn Söhnen. In dieser Erzählung nennt Diodor keinen Acmon, als Vater von Uranus; und dieser letztere ist, nach ihm, Thiteens Gemahl, nicht ihr Sohn: Ich habe auch die Stelle S. 53. zu finden gesucht, wo Hr. Bailly von jenem Acmon geredet zu haben versichert: allein auch dieses ist mir zu meiner grossen Verwunderung fehlgeschlagen. Er spricht zwar von diesem Acmon, als dem Vater des Uranus, in der

Ge-

Geschichte der Sternkunde; aber zum Bürgen für seine Meynung stellt er blos den Abt Zanier.

In Rücksicht auf alles dieses finde ich wenigstens keinen Grund, warum ich die Atlantiden aus Afrika nach Asien versetzen sollte. Dort haben sie von jeher gewohnt, dort war, nach den einstimmigen Zeugnissen der Alten, ihr Wohnsitz, nachdem ihre grosse Insel ins Meer versunken war: in Asien hingegen findet sich keine sichere Spur von ihnen.

## 5. Brief.

Pindarus vermengt in seiner Beschreibung des Rückzugs der Argonauten, 1) das Aegeische mit dem Rothen Meere, indem er sagt, sie wären aus Kolchis in das Erythraische Meer und dann nach Lemnos gekommen; Homer verwechselt den Pontus Eurinus mit dem Ocean; Orpheus nimmt den Mäotischen Sumpf

1) Ppth. 6. Ep. II

Sumpf oder das Asowische Meer für eins mit dem Baltischen an. Nicht nur diese, sondern auch so viele andere Mißverständnisse und willkürliche Annahmen bey den alten Dichtern und Schriftstellern in Sachen der Erdbeschreibung, haben mich von der Wahrheit des Sazes überzeugt: will man richtige geographische Kenntnisse der alten Zeiten erlangen, so kan man keinen unsicherern Weg dazu einschlagen, als wenn man abgerissene hier und da zufällig, ohne Bestimmung zerstreute Bruchstücke zusammenzufügen sucht. Bloss die Uebereinstimmung unter den Traditionen, die Genauigkeit einiger wenigen Schriftsteller, die Analogie der andern, und der Zusammenhang im Ganzen, kan zur Wahrscheinlichkeit führen, wenn gleich noch kein vollständiger Beweis darinnen liegen sollte. Lassen Sie uns dieses auf unsern Gegenstand anwenden.

Alles vereinigt sich, die Lage der Atlantis im westlichen Meere und die Herkunft der Atlantiden von jener Insel höchst wahrscheinlich zu machen; im Gegentheil findet man keine richtig erklärte Uebersieferung,  
keine

keine entscheidende Stelle irgend eines alten Schriftstellers, nach welcher die Atlantiden ein asiatisches Volk, oder aus Norden nach Asien und Egypten gekommen wären. Hr. Bailly hat mich also wahrlich mit seiner Meynung nicht befriedigt, und noch weniger überzeugt: ich bin auch mit keinem von denjenigen zufrieden, die, aus Neuerungsbegierde die Atlantis da gesucht haben, wo sie nicht existiren konnte, wo man sie also wieder zu finden nicht hoffen darf.

Daß Adonis auf eine ähnliche Art wie Osiris verehrt worden, daß Herkules bey einigen Völkern ein Bild der Sonne gewesen sey, kan dem Hrn. Bailly, der sich im fünften Briefe darauf beruft, zugegeben werden. Alle Gottheiten, so viel ihrer das Alterthum ausgesonnen hat, können Bezug auf die Sonne haben; eben so, wie die ganze Mythologie auf die Moral, auf die Naturlehre, auf die heilige und übrige Geschichte der Völker sich zurückbringen läßt, wie ich in meinen Bemerkungen über Hesiod's Theogonie gezeigt habe. Allein was folgt hieraus? Willen wir deswegen ein Ding mit dem

dem

dem andern verwechseln? wollen wir sagen Osiris sey Adon, und dieser aus Asien? Wollen wir deswegen so schliessen: Adon ist einerley mit Osiris, dem Sohne Saturns, dem Enkel des Uranus und Bruder von Atlas; folglich sind die Atlantiden ein asiatisches Volk? Herkules im Schlummer auf der Löwenhaut bezeichnete die Sonne im Zeichen des Löwen, zu der Zeit als die Sommer Sonnenwende in dieses Zeichen fiel: wollen wir nun hiervon auf eine scythische Abkunft schliessen, um weiter folgern zu können, daß Herkules, da er wie Osiris zu dem Geschlechte des Atlas gehört, ebenfalls für den asiatischen Ursprung der Atlantiden beweise? Sie wissen, wie viele Helden den Namen Herkules bekommen haben: Sie wissen auch, daß aus so vielen einzelnen Thaten bey ganz verschiedenen Nationen ein Koloss erwuchs, an welchem alle sich eines Antheils rühmten. Man überschritt die Grenzen nicht nur des Wahren, sondern auch selbst der Wahrscheinlichkeit; Sinnbilder wurden ausgedacht, und in der Folge erklärte man diese Sinnbilder nach Willkühr. Alle in bürgerlicher Gesellschaft

schafft verbundenen Völker haben gezeigt,  
 daß die menschliche Natur Gegenstände der  
 Einbildungskraft und des Wahrscheinlichen  
 liebt. Daher bey allen der Gebrauch thea-  
 tralischer Vorstellungen und fabelhafter Er-  
 zählungen in Absicht auf ihren Ursprung.  
 Alle haben Lobreden auf Halbgötter und Hel-  
 den, und verbinden damit wunderbare über-  
 natürliche Thaten. Ist es nun wohl ein  
 Wunder, wenn jene sich in gewissen Rück-  
 sichten ähnlich finden und so zusammenstellen  
 lassen, daß geschäftiger Witz ihnen eine selbst-  
 gefällige Gestalt andichtet, und alles was  
 man sehen will, in ihnen sehen läßt? Pro-  
 dikus von Chios oder Ceos fand in der My-  
 thologie Bilder von allen Sachen, die für das  
 menschliche Leben die wichtigsten sind; eine  
 Meinung, die Arnobius auch annahm (im  
 5 B.) Makrobios bringt die Göttergeschich-  
 te auf die Attribute der Sonne. Plutarch  
 findet es wahrscheinlich, daß Protagoras die  
 Namen der Götter zum Ausdruck der Zahlen  
 gebraucht habe; und so wäre denn Apoll die  
 Einheit; Diana die 2; Minerva die 7;  
 Neptun der Würfel; Pluto, Bacchus,  
 Mars

Mars das Dreueck. Heraklit aus Pontus sieht in allen Götterthaten beym Homer nichts als Allegorien. Seneka sagt: (1.) Quaecunq̄ voces Deo nomina, proprie aptabis vim aliquam effectumque coelestem continentia. Tot appellationes, ejus possunt esse quot munera. Hunc et Liberum Patrem, et Herculem et Mercurium nostri putant, etc. Die Stoiker nahmen diese Meinung an, die älter war als ihre Schule; denn beym Aeschylus findet man schon die Stelle: die Erde ist Zeus; die Luft, der Pol, alles ist Zeus. Etwas ähnliches sagt auch Orpheus in der Hymne, die sich anfängt Ζευς πρώτος, die sich nicht in der Sammlung seiner Hymnen, sondern beym Apulejus 2.) befindet. Die Stoiker sollen diesen Lehrsatz, wie Plutarch berichtet 3) von den Egyptern entlehret haben. Die letztern hatten eine Art System,

das

1) De. Benef. IV, 7.

2) De Mundo.

3) Abh. von Isis und Osiris.

Dr. üb., Amer. 3. Th.

das von jenem nicht sehr verschieden war, sie fanden nämlich in allen Göttern zuletzt die Weltseele, nur einen Zeys, einen Gott. Ebenderselben Meinung war auch Aristoteles, wie man aus seinem Werke von der Welt im siebenten Kap. sieht. Ganz auf einem andern Wege nimmt Paläphatus den Fabeln ihr Wunderbares, und macht sie zu blossen historischen Thatsachen in der Geschichte von Griechenland und Asien. Phorunus braucht die Meteozen und die Physik überhaupt, um daraus die Natur und die Thaten der Götter zu erklären. Augustin, Eusebius, Laktanz versuchten es zuerst, mit Hülfe der Jüdischen Geschichte Fabel in Wahrheit zu verwandeln; ihnen folgten viele, Huet, Bossius, Grotius, Marsham, Fourmont &c. und alle diejenigen, die in Moses, in Abraham alle Götter der Alten zu sehen wännen, ohne sich zu erinnern, daß die Idololatrie, das heißt, die Verehrung mehrerer Götter, älter war als Moses und Abraham. Dem Abte Pluche ist die Egyptische Mythologie weiter nichts als der Unterricht, den die Priester dem Volke gaben, da-

mit



mit es sich bey seinen Feldarbeiten darnach richten mögte. Friedrich Herwart versichert, (1) die Henden hätten durch ihre Fabeln nichts anders vorstellen wollen, als die Erscheinungen an der Magnetnadel und am Kompaß; und das ist wohl die seltsamste von allen Meynungen. Nun wundere man sich noch, wenn Rudbeck den Ursprung ebender-selben Fabeln in Schweden und überhaupt in Skandinavien findet, und Hr. Bailly die Atlantis nach Spitzbergen versetzt.

Dabey muß ich jedoch gestehn: überraschend schön und dichterisch schildert Hr. Bailly die verschiedenen Wirkungen der Sonne um daraus zu folgern, daß die Verehrung dieser Wohlthäterin blos in Scythien unter einer Breite von 45 bis 60 ihren Anfang genommen habe; nicht in Ländern des heißen Erdstrichs, dessen Bewohner die Sonne wegen der drückenden Hitze geflohen und verwünscht hätten. Das letztere thaten, wie Herodot erzählt, die Atlantiden in Afrika; sonst von keinem Volke ist etwas ähnliches bekannt.

H 2

- 1) Admiranda Ethn. Theol. Myster.  
Ingolst. 1623, 4.

bekannt. In Scythien und in den Nordländern war allerdings Sonnendienst, das läßt sich nicht läugnen; aber, ob er von dort nach Mittag verpflanzt worden sey, das ist noch unentschieden. So viel Südasten betrifft, bin ich davon aus guten Gründen vollkommen überzeugt; auch ich habe erwiesen, daß die Sinesen, die Hindus und andere Völkerschaften aus den Tatarischen Gebirgen unter eine Breite von 49 bis 50 Gr. herabgezogen sind. Es bleibt also nur Egypten übrig; und hier sey mir eine doppelte Anmerkung erlaubt.

Auch unter der Linie kan die Verehrung der Sonne entstanden seyn. Dieses können wir annehmen, ohne zu besorgen, daß die übermäßige Hitze der letztern die Einwohner jener Gegenden sie zu verfluchen gezwungen habe. Bekanntlich waren die ersten Wohnungen auf den Bergen und auf den Bergen baute man auch die ersten Altäre für die Sonne. Da nun in einer Höhe von 1000 Toisen über der Meeresfläche die Kälte noch heftiger ist, als der Gefrierpunkt anzeigt; da wirklich auf dem Atlas und auf dem Gebirge Luna oder Can-

za unter dem Aequator Schnee und Eis beständig liegen bleiben: so scheint es mir gar nicht befremdend, daß man in Afrika die Sonne angebetet habe, ohne diesen Dienst aus Scythien oder aus dem äussersten Norden zu erwarten.

Meine zwote Bemerkung hat auch unser Hr. Verfasser selbst gemacht. Die ersten Bemühungen der Menschen waren auf Messung und Eintheilung der Zeit gerichtet: mithin hatten ihre ersten Beobachtungen besonders zur Absicht die Geseze des Sonnen- und Mondenlaufs zu finden, oder mit andern Worten, die Punkte der Sonnenwenden und Nachtgleichen zu bestimmen. Gab es nun wohl eine bequemere Gegend die Gleichheit der Zeiten und Räume zu bemerken, als unter dem Aequator? Dieser ist in gewissem Betracht die Mitte der Erde; und unter jenem heiteren Himmel konnte man den Lauf der Sterne leichter beobachten, ohne beschwerliche Nebel wie in Scythien, ohne die Schwierigkeiten, die sich bey den ersten Beobachtungen finden konnten und finden mußten. Die Nachtgleichen

wurden von den alten Völkern mit den fröhlichsten Festen gefeyert. In Peru schätzte man vorzüglich diejenigen Säulen, die sich unter der Linie befanden, so daß die Sonne zu den Zeiten der Nachtgleichen am Mittage gerade über ihnen stand, ohne einen Seitenschatten zu werfen; ein Fall, der nur an den Säulen zu Quito eintraf. Eine so vorzügliche Ehrfurcht für einen Ort, wo die Sonne in den Nachtgleichen am Mittag keinen Schatten wirft, kan bloß auf Länder unter der Linie passen. In Scythien läßt sie sich gewiß nicht erwarten. Dort mußten die größten Feste, mit den lautesten Ausbrüchen der Freude, nicht in die Nachtgleichen, sondern in die Zeit der Sommer Sonnenwende fallen; da hatten jene Völker die längsten Tage, da reiften ihre Saaten, da empfingen sie von der Sonne die fühlbarsten Wohlthaten zur Schadloshaltung für lange Dunkelheit und für ausgestandene langwierige Kälte.

Ferner war der berühmteste Tempel in Aegypten dem Jupiter Hammon geweyht. Hammon aber, im Hebräischen Hamma, heißt

heißt Sonne. Deswegen wurde er auch mit einem Widderkopfe vorgestellt. Nun lag dieser Tempel gegen den Wendezirkel, und die Egyptier wallfahrteten dahin, wie die Sinesen nach Selenginst.

Ich könnte Ihnen noch von Jupiter und Osiris sagen, denen die Alten ebenfalls die Attribute der Sonne beylegte: allein es wäre wohl überflüssig, Sie noch mit solchen Fabeln zu unterhalten. Wir haben nüt Beweise genug, daß man den Ursprung des Sonnendienstes nicht aus Scythien allein herleiten könne. Nein! er konnte eben so gut und noch leichter in Ländern der heißen Zone, ja unter dem Aequator selbst entstehen. Dieses kan man annehmen, ohne zu besorgen, daß die Sonne ihre Anbeter verbrannt haben mögte.

Noch eine Bemerkung zu unserm Behuf! Die Ethiopier unterhielten in jenem Hammonstempel das heilige Feuer, als ein Merkmal von Dienst und Verehrung. Dasselbe thaten die Egyptier fast in allen ihren Tempeln, wie man sich aus Porphyrus

rius 1) belehren kan. Virgil 2) erzählt von  
Tarba bey den Getuliern:

Centum aras posuit vigilemque sacra-  
verat ignem,

Excubias Divum aeternas.

In jenen Ländern wird sicher ein solcher Göt-  
terdienst nicht die Wirkung von Eis und  
zerstörender Kälte gewesen sehn: er rührt al-  
so von einer andern Ursache her. Hierbey  
verdient noch bemerkt zu werden, daß jenes  
heilige Feuer durch die Sonnenstrahlen ver-  
mittelt eines Brennsiegels immer von neuem  
angezündet wurde. In Peru führte dies-  
ses Werkzeug den Namen Spiegel der Incas  
und war von Metall, oder vielleicht von  
Bergkrystall. Eben so wurde das heilige  
Feuer auch auf unserm festen Lande angezün-  
det. Orpheus 3) nennt diese Art Brennsie-  
gel glänzender Stein und beschreibt dessen  
Wirkung sehr artig. Krystallstein heißt  
er bey Dionysius von Alexandrien 4).

Die

1) 2 B.

2) Aeneid. 4. B.

3) de Lapid.

4) v. 781.

Die Fabeln von Apoll und Latonen und Nioben mit ihren Kindern sind Geburten willkürlicher Dichtung oder der Eitelkeit; und höchstens beweisen sie den unbestrittenen Satz, daß in den Hyperboräischen Ländern Sonnendienst war. Alle Alten rühmten sich von den Atlantiden abzustammen: selbst Aeneas macht beim Virgil Anspruch auf diese Abkunft und sich zu Evanders Vetter. Gleichwohl pflegten die Atlantiden in Afrika die Sonne zu verwünschen, wie Herodot ver- sichert, und Pomponius Mela (im ersten B.) bekräftigt: wir können uns also schwerlich überreden, ihnen die erste Verehrung der Sonne zuzuschreiben; und noch weniger glauben, daß diese Verehrung von ihnen nach Scythien, wo sie niemals gewesen sind, übergegangen seyn sollte.

So führt uns denn Hr. Bailly nach Asien, unter die Fabeln der Perser; wiewohl mit dem Geständnisse, daß sich hier die Spur der Atlantiden verliere. Daben erzählt er uns nach Herbelot von den Divis und Pexis als von Völkern, die unter sich Freundschaft gewesen, und von jenen Königen in Pers

sien überwunden worden wären, die zwölf-  
füßige Pferde und redende Vögel geritten,  
und versichert hätten, das große Säkulum  
von 7000 Jahren zwölfmal gesehen zu haben.  
(Von dieser Art war zuverlässig der Vogel  
der Prinzessin von Babylon). „Sehen Sie,  
sagt er nun zu Hrn. von Voltaire, statt ei-  
nes verlorenen Volks, das Sie suchten, zeige  
ich Ihnen deren viere: die Atlantiden, ein  
Volk in ihrer Nachbarschaft, dessen Plato  
gedenkt, die Divis, und endlich die Peris  
(S. 192).“

Allein wie viele Völker in Asien haben  
sich nicht aus der Geschichte verloren? Me-  
der, Assyrier, Chaldäer, Phrygier, Phö-  
nizier, Iberier, Albanier, Hippophagen,  
Phthirophagen, Colchier, Caphtoräer, Li-  
barener, Haluzonen, Mosyrer, Philtrier,  
und noch unendlich viele, die nicht mehr ex-  
istiren, waren einst mächtige Nationen! \*)  
Hier aber wird ein Volk gesucht, bei wel-  
chem die Wissenschaften, besonders die Stern-  
kunde

\*) Ungern übersetze ich diese Stelle, die einem  
Gelehrten, der einen Bailly widerlegen will,  
nicht hätte entwischen sollen. H. S.



Kunde, entstanden seyn sollen, und darauf gehen Hn. Bailly's Untersuchungen. Ich glaube sicher, er habe blos zur Aufheiterung so lange bey den Divis und Peris verweilt, die doch selbst bey den Persern jederzeit für unförperliche Wesen, niemals aber für Menschen gehalten worden sind. Herbelot sagt: „Div, Divi bedeutet im Persischen ein Wesen, das weder Mensch noch Engel, noch Dämon ist. Es ist ein Genius, ein Riese, nicht von Menschenart.“ Und im Artikel Peris: „Bezeichnet im Persischen die schöne Gattung von Wesen, die weder Menschen, noch Engel, noch böse Geister sind; die Araber nennen sie Giun, und wir Esprits folets.“ In den alten persischen Romanen heissen sie Feen, und ihr Wohnsitz ist Ginnistan, welches eben Feenland bedeutet. Diese Wesen waren eher als Adam, lesen Sie beym Herbelot den Artikel Adam, den die Araber Abulbascar, Vater aller Menschen, nennen, und Sie finden die Fabeln mit den Wahrheiten der Genesis verwebt. Lassen Sie uns also jene Romane bey Seite legen, und zugeben, daß der

Feen

Feuerdienst nach Persien aus den nördlichen Ländern kam, wo ihn die Rauigkeit des Klima's gleichsam abdrang, wo die Menschen Dankbarkeit und Ehrfurcht für ein Element empfinden mußten, welches ihnen ihren Schaden ersetzte und ihren Bedürfnissen abhalf.

Beiläufig noch etwas von den Diven. In Asien kommen wieder Diven und Serendiven unter dem Kayser Julian vor; vorausgesetzt, daß wir der schönen Ausgabe von Ammian Marcellin nach des Valesius Verbesserung 1) hierinne trauen dürfen. Allein die hierher gehörige Stelle ist noch sehr zweifelhaft; denn Gelenius las dort Indis und Serindis; eine Lesart, die ich ebenfalls annahm. Ammianus spricht von den Gesandtschaften der Römer zu den Nationen jenseits des Tygris; es ist also natürlicher, daß er Indier und Seren nennete, beydes Bewohner des heutigen Thibets oder des Mogolischen Reichs, mit welchem damals ein Handel mit Helfenbein und baumwollenen Zeugen getrieben wurde. So sagte Virgil:

1) 37 R. 7 R. Paris. Ausg. 1631, Fol.

... sola India nigrum

Fert ebumum,

Velleraque ut foliis depectant tenuia

Seres; 1)

woben auch Plinius 2) nachgelesen werden kan. Uebrigens sucht Valesius den Ursprung der Diven in der Insel Divu, das heißt in Div am Indus in Cambaja; die Serindiven aber sind ihm eine Nation auf Ceylan. Beyde Völker sind, wie Sie sehen, ganz verschieden von den Divis und Peris, mit welchen blos asiatische Phantasie das Land der Seen bevölkerte.

## 6. B r i e f.

**D**obgleich die Genesis mit der Bildung der Erde anfängt, und von Erschaffung der Engel nichts erwähnt; so belehrt uns doch das Sendschreiben des Apostels Judas 3), daß es früher Engel gab als Menschen, und daß einige derselben wegen Empörung zur Hölle ver-

1) Georg. II, v. 116, 121.

2) 1, 5. 3) v. 6.

verstoßen wurden. Die Braminen setzen einen hohen Werth auf das alte Buch Schastah von Brama selbst. Dieses erzählt die Erschaffung der Dehtah-Loge, das heißt des Volks der Engel, ihrer Empörung und Bestrafung, lange vor der Erschaffung der Erde. Hier findet man auch die Ursache ihrer Empörung, nebst der Lehre von der Seelenwanderung, vermöge welcher die aufrührerischen Engel zur Strafe aus einem Körper in den andern, und von Welt zu Welt übergehen müssen. Alles dieses wissen Sie aus den Bruchstücken jenes Buchs in dem zweeten Theile des Werks des Hn. Holwell. Eine ähnliche Lehre hatten gewissermassen die Perser; nur sagten sie statt Dehtah, Dwi und Peri. Deynne übereinstimmend findet sie sich auch in der Edda. Vielleicht entstanden hieraus die Fabeln von den Riesen, die sich gegen Zeys empörten.

Folgt nun aus der Geschichte der Engel und Dehtah's kein richtiger Schluß auf die Erschaffung und Geschichte der Menschen die noch nicht existirten: so muß dieses nothwendig auch von den Divis und Peris gesen,

ten, denn diese sind nichts anders als die Debtha, oder die guten und bösen Engel in Allegorien und Fabeln verhüllt, mit welchen die Morgenländer jede Wahrheit zu entstellen pflegen.

Doch nichts mehr von allen diesem! Und dafür nur ein Wort zum Lobe der schönen Betrachtungen des Hrn. Bailly über den Feuerdienst, (S. 201. ff.) der aus Norden nach Persien, und von da nach Europa kam. Zur Bestätigung des letztern Satzes dient eine Stelle im Cratylus des Plato wo Sokrates versichert, πῦρ Feuer sey aus dem Phrygischen entlehnt. Mir scheint es gar nicht unglaublich, daß dieses πῦρ mit dem Fyr oder Fur in der Edda, welches auch Feuer bedeutet, übereinstimme. Indessen halte ich doch das Wort Pyramide nicht für ursprünglich egyptisch. Obelisk erklärt Plinius 1) dafür, aber von der Abstammung des erwähnten Wortes schweigt er ganz. 2) Weder Herodot, noch Diodor, noch Strabo, noch sonst ein alter Schriftsteller hat die mindeste Spur davon.

Viel:

1) 36 B. 8 K.

2) Ebd. 12 K.

Vielleicht haben die Griechen die Pyramiden so genant, als sie durch das Edikt des Königs Psammetichus den Zugang dahin erhielten. Vielleicht gaben sie diesen grossen Werken der Baukunst den Namen, wie sie die Leuchthürme an den Häfen 1) auch benannt haben. Ebendieselbe von dem Wörtchen πυρ abgeleitete Etymologie findet man auch in der Benennung der Pyrenäen beym Diodor. Wie es aber auch damit seyn mag, so belehrt uns Herbelot, daß die Perser das Feuer nicht wie die Griechen genennt haben, sondern daß Pyr bey ihnen einen Herrn bedeutete: „Pyr, sagt er, heist im Persischen ein Greis, und ist nachher ein Ehrenname geworden.“ Demohngeachtet hat Hr. Bailly gute Gründe den Feuerdienst dem alten Zoroaster beizulegen, welches eine Breite von 49 Gr. vorauszusetzen scheint; und dabey anzunehmen, daß Djemschid, der von den Kaukasischen Gebirgen herabkam, diese Verehrung weiter ausgebreitet habe.

Wieder eine sinnreich verflochtene Hypothese! Nur die Erzählung von den Böl-

fern

1) Plin. Hist. nat. 36 B. 12 R.

kera Gog und Magog ist doch ein wenig  
 zu dichterisch. Noch weiß man nicht gewiß  
 was sie eigentlich waren; sie erscheinen zu-  
 weilen gleich den Divis und Peris, wie Bil-  
 der, wie Symbole, die aller nur möglichen  
 Erklärungen fähig sind. Die Perser nen-  
 nen sie, nach Herbelots Berichte, Jugug  
 und Magug; die Sinesen, Gin und Ma-  
 gin, oder auch Te:hin und Mathin. Er-  
 innern Sie sich hier, daß unter dem Namen  
 Gin die Peris verstanden wurden. Gin und  
 Magin entspricht also Divi und Peri, das  
 heißt Geistern, die eher waren als die Men-  
 schen. Gleichwohl sagt Herbelot, die Tür-  
 ken hielten sie für Völker im Norden  
 oder bestimmter in der Kalmuken; setzt auch  
 hinzu, Alexander der Große habe sie jen-  
 seits der Gebürge eingeschlossen, indem er  
 die Wege und Bergpässe durch Festungen  
 gesperrt habe. Was die Arabischen Schrift-  
 steller von dem Könige von Khorassan und  
 dem Kaliphen Bathet erzählen, ist alles weit  
 später als die Zeiten wovon wir reden; denn  
 es fällt erst in das Jahr 842 unserer Zeitrech-  
 nung. Nach den Traditionen der Rabinen,  
 Br. üb. Amer. 3. Th, 98. 99. worin

worüber Sojuthi kommentirt hat, war Aug oder Og König von Bagan aus dem Geschlechte der Enakim oder Riesen, die im gelobten Lande wohnten. Von dem Gog und Magog redet auch Ezechiel. 1) Einmal droht er den Israeliten den Untergang von Seiten nördlicher Völker in Verbindung mit den Persern und Ethiopiern; sodann weissagt er die Niederlage Gog und Magog, und aller derjenigen qui habitant confidenter in Insulis. Hier erscheinen die Völker Magog als Bewohner von Inseln und das waren die Griechen. Die Apokalypse spricht von dem Herabsteigen eines Engels, der bey des Herrn Anfunft den Satanas auf tausend Jahre in den Abgrund fesselte: dann wird ein anderes Reich der Märtyrer auf tausend Jahre angekündigt; nach diesem die Auferstehung, und dann cum consummati fuerint mille anni, solvetur satanas de carcere suo, et exhibit et seducet gentes, quae sunt super quatuor angulos terrae Gog et Magog, et congregabit eos in praelium, quorum numerus est sicut



sicut arena maris. Sie sehen Gog und Magog können hier für die vier Punkte am Horizont genommen werden, wie die Perser und Sinesen sie wirklich genommen zu haben scheinen und Augustin sie ebenfalls erklärt. Wollen wir uns mit einem figürlichen und allegorischen Sinne heraushelfen, so sind Gog und Magog keine Sachen, sondern Worte wie Bessana u. d. die alle nur mögliche Auslegung zulassen. In der That sollen darunter bald die Scythen zu verstehen seyn, bald die Gothen, bald Antiochus Epiphanes, und bald der Antichrist. In dessen Gebiet mich zu wagen fehlt mir der Muth.

Lieber eine Anmerkung über die verschiedenen Arten von Vorsicht, womit die Alten ihre Grenzen zu decken suchten. Die Sinesen führten die bekannte grosse Mauer auf; etwas ähnliches thaten die Koreaner; und die Provinz Krauton verwahrte sich mit langen Palissaden. Ptolomeus hat auf seinen Karten die Pässe oder Thore Sarmatiens und Albaniens, die Kaspischen, die vom Berge Zagros, die Kaukasischen, diejenigen die Armenien von Syrien scheiden, nebst

denen im Gebürge Parachoatra, welche eine Scheidewand zwischen den Parthern, Medern und Persern ausmachten. Xenophon 1. J. beschreibt dieienigen, die zwischen Syrien und Cilicien angelegt waren. Eben diesen Gebrauch hatten die Avarn und Slaven, als sie einen grossen Theil Europens bekriegten. Alles wahr! Aber beweisen solche Vertheidigungswerke in den Bergpässen gegen das Eindringen der Feinde, daß die Völker die sie anlegten, wirklich von jener Seite hergekommen waren? Ich dünkte nicht. Alexander wenigstens drang nicht von der Nordseite in Asien ein; sondern, nach den Zeugnissen aller asiatischen Geschichtschreiber, ließ er die Zugänge des Kaukasischen Gebürges in der Absicht sperren, um seine Eroberungen gegen die Einfälle der Scythen sicher zu stellen; so wie er in der Gegend des Kaspiischen Meeres, am Abhange der Gebürge von Dagistan, einen ähnlichen Paß befestigen ließ, der jetzt den Namen Derbent, oder das Eiserne Thor führt.

Auf

1) Cyrop. 1. B.

Auf der Wanderschaft gegen Norden findet Hr. B. in der Tataren das höchste Land, wo alle Flüsse entspringen, die in entgegengesetzten Richtungen auf der einen Seite nach dem Indischen, auf der andern nach dem Eismeere fließen. Hier war eigentlich die Wiege aller asiatischen Völker. Ein Usbeckischer Tatar hat im vorigen Jahrhundert eine genealogische Geschichte seiner Nation geschrieben. Diese beginnt mit Japhet, Noah's Sohne, der an den Ufern des Jaik und der Wolga sich einen Wohnplatz suchte. Von ihm stammen die Tataren und Mongolen, (die beständig in Feindschaft leben), und zwar von zweien Brüdern, Mongol und Tatar, Alanza's Söhnen. Mongols Enkel war Oguz, der 2814 Jahr vor unserer Zeitrechnung lebte. Die Mongolen waren rauh und wild; aber sie haben weder Sina noch Indien erobert, wie der angeführte Schriftsteller sagt, denn sie wurden von den Tataren aufgerieben. Hr. Bailly scheint vielleicht nur im Scherz zu glauben, daß die Mongolen Diven gewesen seyen, weil zweien Söhne des von den Tataren erschlagenen Mongolischen Fürsten in das Gebürge

flüchteten, wo nach vielen Jahren ein zahlreiches Volk entstand. Dieses Volk konnte nachher nicht wieder heraus, (vielleicht weil der Weg auf dem seine Vorfahren hineinkamen, verloren war); man fiel daher auf das Mittel einen Eisenberg auszuhöhlen, schmolz das Metall durch grosses Feuer, und bekam auf solche Art einen Durchgang nach der andern Seite des Bergs. Diese Fabel beweist den Gebrauch des Eisens in der Tartaren. Nur war diese Bearbeitung viel neuer als die Zeiten wo dieses Metall in andern Ländern schon bearbeitet wurde. Oguz lebte nämlich 2814 Jahre vor unserer Zeitrechnung, wenn man die vier Generationen nach ihm und dann die ganze Zeit rechnet, die zur Vermehrung eines so zahlreichen Volks erfordert wurde; und hieraus sieht man, daß jene Nation, die sich auf Eisenarbeit verstand, unserer Aere sehr nahe kommt. Indessen wurde doch das Eisen in Sina, in Egypten und in andern Ländern um viele Jahrhunderte früher bearbeitet; auch scheint die Fabel von den Cyclopen viel älter zu seyn als der Ausgang der Mongolen aus ihrem phans

phantastischen Kerker im Gebirge. Sogar vor Mongol's Entel Dguz fällt der Gebrauch des Eisens; denn in Sina findet er sich schon zur Zeit Fo-hi's ohngefähr 2950 Jahre vor Christo, das heißt 136 Jahre vor dem erwähnten Dguz. Ueberdieses kan man annehmen, daß, ehe noch die Mongolen ihren Kerker verlassen hatten, die andern Nationen nicht nur das Eisen, sondern überhaupt alle Metalle bearbeitet, und selbst im Münzverkehr Gebrauch davon gemacht haben müßten. So gut verstand es die Habsucht in Egypten und Arabien schon zu Abrahams Zeiten, 2140 Jahre vor unserer Aere, und in Sina unter Hoang-ti, 2611 vor Christi Geburt: ein Beweis, daß alle diese und andere Nationen früher in die bürgerliche Gesellschaft getreten seyn mußten als die Tataren und Mongolen.

Die Tataren und Sibirien sind von Hn. Pallas sorgfältig bereist und untersucht worden. Hr. Bailly benutzte die Nachrichten dieses würdigen Gelehrten von alten Waffen ohne Spuren von Eisen, von einem ehemaligen Volke in den Ebenen und Bergen

am Irtysh in der Gegend von Krasnojarsk, und am Jenisey. Was für ein Volk dieses eigentlich gewesen sey, weiß niemand; aber so viel ist gewiß, man hat keine Grundlagen von Häusern oder andern Gebäuden entdeckt; es muß also eben nicht bequem gewohnt haben. Hr. Bailly glaubt, jenes Volk sey älter als die Mongolen gewesen. Diese Entdeckung zeigt uns Sibirien zu eben der Zeit bevölkert, wo Indien, Sina, Afrika und andere Länder es ebenfalls waren.

Indessen wurde jenes Volk, oder sonst eines, das ehemals die erwähnten Gegenden bewohnte, durch die Benennung Tschuden oder Tschudaki von den Sibiriern unterschieden. Hier macht Hr. Bailly (S. 281) eine sehr gute Bemerkung in Ansehung der Bewohner Finnlands, daß sie auch Tschuden genannt worden wären, woraus die Meinung des Hn. Nils Idman von der Analogie zwischen dem Finnländischen und Griechischen erläutert und bekräftigt werden könne. Doch sind die Finnländer Abkömmlinge, nicht Stammväter der Scythen. Sonderbar ist es auch, daß unser Hr. Verf.

noch

noch gegenwärtig in der Schweiz eine Famili-  
lie Tschudi gefunden hat.

Er hatte schon im Vorhergehenden Asten  
nach der Bergkette, die sich von Abend gegen  
Morgen hinzieht, in zween Theile eingetheilt.  
Nun fängt er (S. 301) an, sein  
System zu entwickeln. Von den hohen Bergen  
der Tataren, von welchen die Ströme  
nach den entgegengesetzten Meeren nord-  
wärts und südwärts fließen, zog ein Theil  
des Urvolks, das in jenen grossen Ländern  
wohnte, gegen Süden, der andere gegen  
Norden. Und daher haben die Sprachen im  
Norden eben dieselben Stammwörter wie die  
Sprachen der südlichen Völker.

Unser Hr. Verf. begnügt sich noch nicht  
eine solche Wahrheit entdeckt zu haben. Er  
läßt seinen Witz von neuem Athem schöpfen,  
um wieder zu dem grossen Sprunge auszu-  
holen, durch den er alle südlichen Traditio-  
nen nach Norden verrücken will. Herkules  
ist ihm, nach seinem eigenen Ausdruck, ein  
nordischer Held. Her- full, Her- cull be-  
deutet im Schwedischen einen Soldaten  
(S. 206), und das haben die Griechen

nachgesprochen. Doch könnten andere anders verfahren, und die Wörter *Her* und *coll* für deutsch erklären. Sicherlich sind die Deutschen älter als die Schweden; es liesse sich also sagen, diese Wörter wären nicht aus Schweden, sondern aus Deutschland zu den Griechen gekommen: nun heißen beyde, zu *Her*coll verbunden, so viel als *Herr Kohle*. In einigen Provinzen Deutschlands spricht man *cull* statt *coll*, und daher scheint es, als hätten vielmehr die Schweden eine Menge deutscher Wörter aufgenommen und naturalisirt. *Her* ist zuverlässig deutsch; und eben so *coll*, *cull*, wie auch *fäll*. *Fäll* bedeutet ein junges Pferd; folglich ist *Her*fäll so viel als *Herr Füllen*. Wirklich keine glückliche Etymologien!

Die Amazonen, fährt Hr. Bailly fort, wurden an die Ufer des Thermodon in Asien hingedichtet; nachher sollen sie nach Afrika zum Kriege mit den Atlantiden gezogen seyn. Wer sieht aber nicht die Unmöglichkeit, daß ein Volk von Mädchen aus Vorderasien nach Egypten ziehe, und dann die glühenden Sandwüsten von Afrika durchstreiche, um  
mit



mit den Atlantiden anzubinden? Blos der  
Wahn, daß die Letztern im Westen von  
Afrika gewohnt haben sollen, erzeugt diesen  
widerfönnigen Gedanken (S. 313). Hin-  
gegen stimmt alles zusammen, sobald wir  
die Atlantiden im Norden suchen, in Geg-  
enden, aus welchen Herkules ebenfalls  
herstammte; sobald wir auch die Insel  
der Hesperiden, wo er die goldenen Ae-  
pfel raubte, und die Gorgonen eben dahin  
versetzen.

So liegt denn die Insel der Hesperis-  
den, des Atlas Erbtheil, gegen den Pol.  
Dieses soll die oben im vierten Briefe ange-  
führte Stelle des Hesiodus beweisen; auch  
beruft sich Hr. Bailly auf eine Stelle des Ae-  
schylus beym Strabo. In beyden findet  
Hr. Bailly den Beweis des Sages: Pro-  
metheus zeigte dem Herkules den Weg nach  
dem Kaukasus, und von da zu den Gegen-  
den voll Schnee und Eis unter dem Pol;  
denn dieser wird durch die Steine vorgestellt,  
womit sich Herkules gegen die Wilden ver-  
theidigen sollte. Sie wissen schon, was  
Hesiodus in Ansehung der Hesperiden meynt;  
und

und ich habe Ihnen zur Genüge bewiesen, daß der Dichter die Insel, wo sie wohnten, mitten ins Meer, Afrika gegenüber, setzt. Von der Stelle des Aeschylus bitte ich Sie zweyerley zu bemerken. Einmal bestimmt sie die Wanderschaft des Herkules vom Kaukasus zu den Liguriern, nicht von Griechenland nach dem Kaukasus. Sodann braucht Strabo diese blos zu einem litterarischen Schmuck seiner Beschreibung von dem steinichten Erdreich zwischen Marseille und den Mündungen der Rhône, und der dort herrschenden stürmischen Winde. Da ich nun nicht glaube, daß die Ligurier und Marseille nach dem Pole verrückt werden können; so enthalten auch die Stellen aus Aeschylus und Strabo zuverlässig keinen erheblichen Grund für Hn. Bailly's Hypothese.

Zudem wissen Sie so gut wie ich, was von dem nordischen Herkull zu halten ist, von welchem man das lateinische Herkules ableitet. Die Griechen sagten Ἑρακλῆς und dieses geht noch mehr von Herkull ab als Herkules. Macrobius 1) der von Her-

1) I, 20.

full und Her-cull nichts wußte, nahm die  
 Etymologie des Wortes Herakles von  
 ἦρας und κλέος, nach seiner Erklärung,  
 Ruhm und Lust; daher macht er ihn zum  
 Bild der Sonne. Aber auch diese Etymos-  
 logie geht eben so weit ab, denn die Griechen  
 nannten die Luft genau αἴηρ, nicht ἦρα.  
 So hieß bey ihnen die Juno der Römer:  
 also könnte Herakles so viel bedeuten als  
 Stolz der Juno; oder will man's von ἦρ  
 ableiten, Stolz des Frühlings; wollte man  
 aber das Wort durch das α privativum ent-  
 stellen, so bekäme man Schande statt Stolz.  
 Sen's indessen wie es wolle! Ich glaube mit  
 Phoruntus 1) nach dem egyptischen Herkules,  
 der älter als alle andere ist, sey aus Herku-  
 les blos ein Sinnbild der Stärke geworden  
 und daß also, wie Heraklit ebenfalls sagt,  
 Herkules ein Name war, den jeder kluger,  
 aufklärender, tapferer Mann bekam. Daher  
 gaben ihn die Griechen auch dem Alcides (ein  
 Geschlechtsname, denn er war ein Enkel  
 des Alceus) und die Tyrier demjenigen Kö-  
 nige

1) de Nat. Deor. c. 31.

nige, der den Purpur erfand 1) Das  
 her finden wir auch bey allen Nationen, bey  
 welchen Heroen berühmt waren, so viele  
 Herkule, daß Cicero 2) deren sechs, Varro  
 aber vier und vierzig zählt, und Lilio Gi-  
 raldi (in seiner schönen Differt. Herculis  
 vita) noch weit mehrere angiebt. Es sey al-  
 so genug an der Bemerkung: der griechische  
 Herkules war ein Zeitgenosse der Argonauten  
 und ihr Gefährte auf dem Zuge nach Col-  
 chis: der Egyptische, mit dem Namen Chon,  
 war ein Zeitgenosse von Osiris, das heißt  
 von Zeus, und Atlas. Durch Analogie  
 zwischen alten Namen findet man vielleicht  
 Ähnlichkeit zwischen den Stammwörtern der  
 Sprachen: aber welche von diesen älter als  
 die andere sey, davon geben sie immer nur  
 schwache unsichere Vermuthungen. Huet  
 sagt: Hermes hieß Merkur; Deutschland  
 hatte einen Hermann; folglich verehrten die  
 Deutschen den Merkur. Er hieß auch Theut;  
 im Deutschen findet sich dasselbe Wort: da-  
 her wurde die Nation Germanen und Teu-  
 tonen

1) Fragm. n. 1.

2) De Nat. Deor. 3. B. §. 11. ab (1.

tonen genennt. Weil aber seine Phantasie sich dabey überredet hatte, die Götter und Heroen wären größtentheils nichts anders als Symbole von Moses, so schließt er aus den Wörtern Germanen und Teutonen, die Mosaische Geschichte sey in Deutschland sehr gut bekannt gewesen. Gleichwohl bedeutet Hermann, woraus er den Namen Germanen ableitet, einen Heerführer; und Theut hieß bey den Deutschen nicht Merkur, sondern ein Gott der alles geschaffen hat.

Hr. Bailly reiht noch viele Stellen alter Autoren an einander, um seine Meynung noch scheinbarer zumachen: allein meine Zeit erlaubt es jetzt nicht, ihm in seinem hinreißenden bilderreichen Vortrage zu folgen, wodurch er jeden Gegenstand seiner Feder verschönert. Ich muß es also auf meinen nächsten Brief versparen.

## 7. B r i e f.

Sie haben mich zum Kampfe geführt, und nun fechte ich fast wider Willen. Mein Gegner ist ein mächtiger Zauberer, der unwiderstehliche Täuschung um sich her verbreitet; dessen Kunst den Verstand fesselt, so daß man denken und glauben muß was er will. Zuverlässig kennt Hr. Bailly, nach Zauberer Art, die Wahrheit vollkommen; aber von der einen Seite verläßt er sich auf seine verführerische, hinreißende Kunst; auf der andern kennt er die Schwäche der Menschen; vielleicht wollte er mit dem gelehrten Volke Scherz treiben, und die Leichtgläubigkeit des grossen Haufens auf die Probe stellen. So machen es auch die Dichter, die unterrichten und ergötzen, indem sie Gegenstände behandeln, die blos Geschöpfe ihrer Einbildungskraft sind.

Hr. Bailly sah recht gut, daß alle Nachrichten und Traditionen der Alten in Absicht auf die Atlantis und ihre Bewohner, nach dem Westen von Afrika, nach dem At-

lan-

lantischen Meere hinweisen: allein, da er sich einmal zu dem Beweise anheischig gemacht hatte, daß die Wissenschaften, besonders die Astronomie von den asiatischen Gebürgen nach Indien und Sina gewandert wären; so nahm er sich nun vor, seine Leser zu überreden, die Atlantiden, als die ersten Astronomen, müßten auch aus Asien herkommen. Und weil sie von einer Insel herkommen seyn sollen, so mußte diese Insel nirgends anders zu finden seyn als im Eismeere.

Sie werden sagen: Hr. Bailly konnte ja einen andern Weg wählen; er durfte ja nur beweisen, daß die Astronomie in den asiatischen Gebürgen noch vor einer Ueberschwemmung wirklich entstanden und ausgebildet, in der Folge aber nach Indien und Sina verpflanzt worden sey. Auf solche Art brauchte er gar nicht die Hülfe der Atlantiden; er konnte sie ruhig da lassen, wo man von jeher ihren Wohnsitz angenommen hatte; konnte ihnen erlauben, vor der erwähnten Ueberschwemmung blos die Egyptier zu unterrichten, ohne Uebergang nach Asien; denn die astronom.

Dr. üb. Amer. 3. Th. K. mis

mischen Kenntnisse der Egyptier waren ganz anders, und auch wohl eingeschränkter als die Kenntnisse der Hindus und Sinesen.

Eine solche Schlussfolge wäre ganz natürlich und einfach; sie stimmt auch mit den Ueberlieferungen und Geschichten der alten Völker überein; nur die von Hrn. B. angenommene Buffonische Hypothese ließ sich nicht damit vereinigen. Auch konnt' es nicht anders sehn: denn gesetzt, die Erdkugel sey einmal glühend gewesen, und kühle sich nun von Tag zu Tage ab; gesetzt, es sey untrüglich erwiesen, daß ehemals die Hitze in Sibirien der gegenwärtigen unter der heißen Sonne gleich war; so mußte nothwendig Afrika zu jener Zeit eine Wüste voll glühenden Sandes, unbewohnbar und menschenleer seyn. Und so wurde freylich Hr. B. genöthigt, die allererste Wohnung aller Völker des Erdbodens in Sibirien und überhaupt im Norden zu suchen.

Lassen Sie uns einmal den entgegengesetzten Fall annehmen: Hr. B. sey nicht von der Buffonischen Hypothese überrascht, er habe vermuthet daß die Wärme der Erde und der Planeten nicht



so wohl Folge von ihrem ursprünglichen, allmählig verminderten Glühen, als vielmehr Wirkung einer andern immerwährenden Ursache sey, die ich Ihnen schon angezeigt habe. In diesem Falle schloß Hr. B. zuverlässig nicht, daß die Grundwärme abgenommen habe oder abnehmen könne; er hätte vielmehr eine andere physikalische Ursache gesucht um zu erklären, woher es in Sibirien eben so heiß seyn konnte, wie jetzt unter der heißen Zone; und ihm wär es ohnfehlbar besser gelungen, als mit mein Versuch im siebenzehnten Briefe des zweeten Theils. Solchergestalt hätte er nicht der Geschichte Gewalt angethan, indem er Länder und Völker aus ihrer natürlichen Verfassung und Lage verrückt. Zum Trost für mittelmässige Köpfe, fehlen auch die größten Männer: ihr Wis, ihr Genius spielt mit einer Meinung die durch Neuheit anzieht und wegen glücklicher Analogien gefällt; und darüber entwischen ihnen die leichtesten Betrachtungen, die sich sonst am ersten darbieten, und die eben gewöhnlich Wahrheit und Natur in sich verborgen enthalten.

In meinem vorigen Briefe habe ich Ihnen gesagt, welchen Gebrauch Hr. B. von der Tradition macht, nach welcher die Amazonen mit den Atlantiden Krieg geführt haben sollen; und daß er so schließt: wenn die Amazonen am Thermodon in Asien wohnten, wenn sie mit den Atlantiden gestritten haben, so muß man allerdings einräumen, daß ihr Wohnsitz in Asien gewesen sey.

Erinnern Sie sich hier meines fünf und zwanzigsten Briefs im ersten Theile. Sie finden dort den Beweis, daß es überall Amazonen gegeben habe. Von Amerika bewies ichs Ihnen durch die Zeugnisse von Ulloa, Colombo's Reisegefährten, von Pedro Martire, und von Nunno de Gusman in seinem Berichte an K. Karl V vom 8 Jul. 1530, das heißt, noch vor Orellana, dem man Fabelsucht und Selbsterfindung vorgeworfen hat. In Absicht auf Afrika zeigte ich Ihnen in ebendemselben Briefe, daß auch dort ein Volk von bewafneten wilden Mädchen, unter dem Namen Amazonen gewesen sey, und daß sich dieses Volk bis zu den Zeiten des Franz Alvarez erhalten hatte; dieser versichert

chert es in der Beschreibung seiner Reise nach  
 Ethiopien, bestimmt auch die Lage ihres vors  
 maligen Staats, nämlich in den Königrei  
 chen Dancut und Sorage. Seine Nachrich  
 ten von den Amazonen wurden nachher vom  
 P. Labat und Don Juan Dos Santos be  
 stätigt. Auch Bermudez, Patriarch von  
 Alexandrien und Bischof in Ethiopien, fand  
 in der Nachbarschaft von Dancut ein grosses  
 Land das blos kriegerischen Weibern, das  
 heisst, Amazonen, gehörte 1). Dieser Patri  
 arch, der dem Kayser von Ethiopien viele  
 Portugiesen zur Hülfe zuführte, hielt sich  
 dreissig Jahre dort auf, bracht es auch durch  
 seine Vermittelung dahin, daß der Kayser  
 dem König von Dancut vergab. Niemand  
 hat diese Länder besser kennen gelernt, als er,  
 und gewiß seine Versicherung von der Exi  
 stenz jenes Amazonenstaats würde nicht so  
 bestimmt seyn, hätt' er nicht ganz genaue und  
 sichere Nachrichten von dem Daseyn eines  
 Staats

1) Laut seines Berichts an den König Emanuel  
 el v. Port. gedr. zu Lisboa 1565, und eingerückt  
 in die Hist. du Christianisme d' Ethi  
 opie ic von la Croze, 2. B. S. 229.

Staats gehabt, der so nahe an Dancut grenzte, welches das Ziel seiner Reise war, und wo er sich so lange aufhielt.

Also, in Afrika gab es auch Amazonen, und man muß sie mit denen in Asien nicht verwechseln. Hören Sie nur Diodor: „viele haben irrig geglaubt, es gebe keine andern Amazonen als die im Pontus am Thermodor“ 1). Ich bitte, lesen Sie diesen langen Abschnitt ganz; er belehrt uns darinnen, daß die afrikanischen Amazonen älter seyen als die in Asien, er beschreibt auch ihre Gesetze und Sitten, nebst der unter ihnen festgesetzten Weise sich zu gewissen Zeiten Männern zu überlassen. „Diese Amazonen, fährt er fort, überwandten die Atlantiden“ die im Gebürge Atlas wohnten; in der Folge wurden sie selbst von den Gorgonen besiegt, einer andern Schaar afrikanischer Amazonen, mit welcher Perseus kämpfte.

Sind nun die afrikanischen Amazonen von den asiatischen gehörig unterschieden, so findet sich weiter kein Widerspruch darinnen, daß sie die Atlantiden überwunden haben sol-

len,

len, mithin auch keine Nothwendigkeit die  
 Letztern an den Kaukasus zu versetzen, um  
 sie von den Amazonen am Thermodon über-  
 winden zu lassen.

Doch Hr. Bailly entdeckt bey Apollo-  
 dor 1) eine Stelle, die ihm die Meynung  
 von den Atlantiden im Norden zu bestätigen  
 scheint. Es wird nämlich gesagt, Herku-  
 les habe die goldenen Äpfel nicht in Lybien  
 geraubt, wie einige wähten, sondern in  
 der Atlantis der Hyperboräer. Dieses ist  
 nun Hn. B. ein offener Beweis, daß die  
 Atlantiden im Norden gewohnt haben müs-  
 sen; nur die Griechen haben sie von dort in  
 das westliche Afrika versetzt; ohngefähr so wie  
 sie die Fabel von Phaëton und vom Bern-  
 stein, der sich doch allein an den Ufern des  
 Baltischen Meers findet, an den Po versetzt  
 haben (S. 323).

Ich müßte mich lange aufhalten, wenn  
 ich die verschiedenen Meynungen der Alten  
 in Betreff der Atlantiden zergliedern wollte.  
 Zuerst käme Herodot, der behauptet, es  
 gebe gar keine Hyperboräer, das heißt, Völ-

R 4

ker

1) Myth. 2 B.

Ter, die jenseits des Windes Boreas leben.  
 Es wäre Wasser in einen Brannen gegossen,  
 wenn ich Ihnen viel davon sagen wollte,  
 wo die Griechen die Lage dieses Windes an-  
 nahmen. Kaukasus hieß das Gebürge, wel-  
 ches den Pontus Eurinus umgiebt; und  
 Plutarch 1) sagt da, wo er vom Phasis  
 und vom Kaukasus redet, der letztere sey  
 das Bette des Boreas genennet worden.  
 Ferner wissen Sie, daß, nach einer gemein-  
 schaftlichen Meinung aller Schriftsteller, die  
 nördlichen Völker mit der Benennung Hys-  
 perboräer belegt wurden. Auf jedem Flä-  
 chentheile der Erdkugel, ich meine in jedem  
 Lande, nahm man vier Hauptpunkte am Ho-  
 rizonte an, und unterschied dadurch die Na-  
 tionen in Hyperboräer, Anatolier oder Ori-  
 entalen, Hypernoctier und Hesperiden.  
 Lassen Sie uns nun nach dieser Formel bey  
 unserm Vaterlande den Anfang machen;  
 und so finden wir die Hyperboräer am Fuß un-  
 serer Adriatischen Alpen. Strabo 2) mag  
 hier

1) Von den Flüssen.

2) II B. S. 507.

hier reden: „die Alten theilten die Nationen so ein, daß diejenigen die am Pontus Euxinus, an der Donau und am Adriatischen Meere wohnten, Hyperboräer, Sarmaten und Arimaspien genennt wurden; die Völker jenseits des Kaspischen oder Hyrkanschen Meeres aber, Sacen und Massageten.“ Eben so setzt Apollonius von Rhodus 1) die Hyperboräer an den Po, oder mit andern Worten an den Fuß der Alpen. Hierher setzt sie auch Possidonius, wie der Scholiast des Apollonius bezeugt 2). Aus eben dem Grunde nennt Heraklitus aus Pontus, auf den sich Plutarch 3) beruft, die Gallier, die Rom belagerten, Hyperboräer. So wie nachher die Nordländer den Alten besser bekannt wurden, in eben der Masse rückten die Hyperboräer weiter gegen den Pol hinauf bis an die äußersten Grenzen des damals bekannten Landes. Von da schob man sie in den obern Theil Asiens; jam nil in Europa aestimo memorandum, quoniam et

R 5

Hy-

1) Arg. 4 B. v. 611.

2) 2 B. v. 677.

3) im Samil.

Hyperboreos sibi Asia vindicavit, sagt Marcianus Capella 1). In Ansehung der Hyperboräischen Scythen, die den Griechen bekannt waren, und auch Odrysier hießen, habe ich kein Bedenken zu behaupten, daß sie am Vornsthenes gewohnt, und von der einen Seite bis an den Tanais, von der andern längst der Donau unter dem Namen Geten, Scythen, Jazygen, Colchier u. s. w. sich ausgebreitet haben; auch dünke mich, die alten Schriftsteller mögen wohl diese Scythen verstehen, wenn sie von einer Verbindung mit Griechenland reden. Porphyr 2) schreibt: „Auf Delos befanden sich kostbare Denkmäler, oder Gelübde, von den Hyperboräern hinterlassen.“ Ist es nun wohl wahrscheinlich, daß die letztern eher ein Volk aus dem nördlichen Asien gewesen seyn sollten, als die benachbarten Anwohner des Mäotischen Sumpfes? Diejenigen Dämonen, von welchen Götterdienst sich ausbreitete, waren immer Gegenstände der Andacht für

1) 6 B.

2) de abstin. 2. B.



für die Völker: daher wurden sie das Ziel von Gelübden, Geschenken und Wallfahrten durch eine lange Reihe von Jahren. Die Griechen von Miletus gründeten Kolonien an den Mündungen des Isters. Die Scythen vermischten sich mit den Kolonisten; weswegen auch Herodot sie Scythische Griechen nennt. Diese Scythen waren Nomaden, ohne Städte und Tempel. Der Götterdienst der Griechen schlich bey ihnen ein; daher nahmen sie in Unglücksfällen ihre Zuflucht zu den Göttern und Tempeln Griechenlands; daher thaten sie Gelübde nach Delos, Athen, Olympia u. s. w. Allein die Atlantiden waren keine Hyperboräer.

Nun zur Untersuchung der oben erwähnten Stelle Apollodors. Bekanntlich war der Raub der goldenen Aepfel aus dem Garten der Hesperiden das erste Abenteuer, das Herkules bestehen mußte. Diese Aepfel nun befanden sich, nach Apollodors Erzählung, nicht in Lybien, wie einige gewähnt hätten, sondern auf der Atlantis der Hyperboräer. Hierauf nennt Apollodor die vier Inseln, und denn beschreibt er den Weg

Weg, den der Göttersohn genommen haben  
 soll. Zuerst kam Herkules an den Fluß Echez  
 dorus, wo er mit Cygnus einem Sohne des  
 Mars und Pyrenens kämpfte. Von da  
 streifte er durch Illyrien, bis an den Po.  
 Weiter überraschte er den schlafenden Nereus,  
 band ihn, und ließ sich den Weg nach Lybien  
 zeigen. Als er diesen wußte, zog er nach Ly-  
 bien; von dort nach Egypten, wo Busiris  
 herrschte. Ganz Asien wurde hierauf von  
 ihm durchwandert, bis nach Thermidra, ei-  
 nem Hafen der Rhodier: und eben so Ara-  
 bien, bis an das äußerste Meer. An des-  
 sen Gestade nahm er ein Schiff (barca) und  
 fuhr darauf nach dem gegenüber liegenden fe-  
 sten Lande. Dort erwürgt, er den Geyer,  
 der die Leber des an den Kaukasus gefesselten  
 Prometheus abtraß, und befreite den Letztern.  
 Endlich kam er zum Atlas im Lande der Hy-  
 perboräer. Hier wurde ihm gerathen, lieber  
 die Last des Himmels, die Atlas trug, auf  
 seine Schultern zu laden, als den Raub der  
 goldenen Aepfel aus dem Hesperidengar-  
 ten zu unternehmen; er schickte daher den  
 Atlas an seiner Stelle dahin.

Schu

Sehn Sie da die geographischen Kenntnisse dieses alten Romanenschreibers. Aus Libyen und Egypten läßt er seinen Helden durch ganz Asien rennen, wo Thermidra, im Hafen der Rhodier sein Ziel ist; von da läßt er ihn nach Arabien, bis an das äußerste Meer wandern, welches das Erythräische zu seyn scheint; nach der Ueberfahrt über dieses Meer findet Herkules den gefesselten Prometheus am Kaukasus, alsdenn den Atlas, der nachher die Hesperiden aufsucht, das heißt, gegen westliche Gegenden sich wendet. Dünkt Ihnen wohl diese Erzählung klar genug, um etwas für eine Meynung von der Lage der Atlantis beweisen zu können? Indessen versteht man doch eine Geographie wie die ebenbeschriebene ganz leicht, wenn man sich an folgenden Umstand erinnert. Alexander des Großen Schmeichler versicherten, Osiris Bacchus und Herkules wären ehedem nach Indien gezogen, und versicherten es, um den Zug ihres Königs den Zügen jener Götter gleich zu stellen. Daher belegten sie jene Berge ganz willkührlich mit dem Namen Kaukasus, und dichteten. Prometheus sey dahin

ver-

verbannt worden. Von allem diesem belehrt uns Strabo; 1) denn er sagt, um sich bey dem Monarchen beliebt zu machen, hätten sie den Kaukasus nach Indien veretzt. Apollodor meynt also jenen Indischen Kaukasus ganz im Tone jener Schmeichler: und dieser letzte Kaukasus liegt den Griechen gegen Mittag, nicht gegen Mitternacht. Wir untersuchen gegenwärtig, was die Griechen sich gedacht haben mögen, wenn sie Atlas, Atlantiden, Hesperiden, Hyperboräer nennen. Nun sage ich so: unter Atlas verstanden sie bald einen Mann, den Führer der Atlantiden nach Egypten, den ersten Lehrer der Sternkunde; bald den Berg, oder richtiger die Bergkette gleiches Namens: unter Atlantis eine grosse Insel in dem eben so genannten Ocean: unter Hesperiden oder Hesperideninseln, die westlichen Eylande, dem Atlas gegenüber: unter den Hyperboräern die Bewohner der nördlichen Länder. Vom Atlas habe ich schon genug in meinen vorhergehenden Briefen gesagt, so wie auch von den Hesperiden und Hyperboräern. Nur eine

1) II B. S. 505; 15 B. S. 688.

eine Anmerkung will ich noch wiederholen. Der Occident hieß bey den Griechen beständig Hesperus; Daher wurde das südliche Italien anfangs Hesperien genennt. Macrobius bezeugt dieses ganz klar: 1) Vesperam Graeci Hesperam a stella Hespero dicunt; unde et Hesperia Italia, quod occasui subjecta est, nominatur. Nachher gieng diese Benennung auf Spanien über. Und Strabo sagt: Homer kannte die Glückseligkeit derjenigen, die abendwärts von Griechenland wohnen, das heißt, der Hesperischen Völker; deswegen wollte auch Casaubon die Stelle bey Strabo selbst 2) verbessern, und Hesperische Iberier statt Hesperische Libyer etc. in den Text einschreiben. Im Periplus von Hanno heißt Hesperiden-Horn das heutige Capo verde. Scylax 3) bestimmt sogar die Lage der Hesperiden ganz genau nach der Entfernung ihrer Stadt und ihres Hafens 620 Stadien jenseits Barca, gegen Abend in Lybien. Man sieht hieraus:

1) Saturn. I. 13

2) 17 B. 628 S.

3) S. 46

aus: wer behauptet die Griechen setzten die Hesperiden gegen Mitternacht, der behauptet mit andern Worten, sie hätten in dem Wahne gestanden, daß westliche Länder und Völker im Norden lägen. Ein wunderbarer Schluß! „sagt Hr. Baylli: S. 333 Und ich sage, wie Hr. Bailly ein wunderbarer Schluß!

Also nichts als Aufwand von Gelehrsamkeit und Wiß, um die Alten etwas sagen zu lassen, was von jeher Widersinn und contradictio in terminis war und bleiben wird!

Dieses Schicksal trifft auch eine Stelle des Maximus von Tyrus 1) wo er die Wohnung der Hesperiden beschreibt. Hier erscheint die letztere als eine Insel vom Meere umgeben, wo Atlas verehrt wird und viele Bildsäulen von ihm anzutreffen sind. Und Hr. Bailly erklärt sie für eine Insel im Baltischen Meere. Gleichwohl ist diese Beschreibung so allgemein, daß sie auf jede Insel in der Welt paßt: und dann redet Maximus nicht einmal von einer Insel, sondern von  
Libyen

1) Dissert 8. S. 87, d. Ausg. v. Davis, Lond  
1740, 4.

Libyen, oder von einer von den Libyern bewohnten Halbinsel. Ich will Ihnen die ganze Stelle herschreiben. „Die Hesperischen Libyer bewohnen eine schmale, lange und vom Meer umgebene Erdzunge; dort wird Atlas verehrt, und man findet dort viele Statuen von ihm.“ Atlas war zu den Hesperischen Libyern, das heißt, in den westlichen Theil Libyens gekommen, wo der seinem Namen geweihte Berg lag. Maximus fährt fort: „Der Berg Atlas ist im Innern ausgetieft — in der Mitte ist ein angenehmes Kleines Thal, mit Bäumen geschmückt.“ Und so fabelt er weiter: ein deutlicher Be-

\*) Diese ganze Stelle ist weder richtig excerpirt noch genau übersezt. *Οι ἑσπερίοι Λιβύες* heißt nicht gli Esperidi della Libia; auch findet sich im Griechischen kein Wort von vielen Statuen des Atlas. Der Berg dieses Namens war den Libyern Bildsäule: *Τοῖς ἀνθρώποις τῆτοις ἰερόν ἐστι καὶ ἄγαλμα ὁ Ἄτλας*. Maximus sagt dieß sogar noch einmal weiter unten, wo er von einem niedrigen Hayne

Br. üb. Amer. 3. Th.

ξ

Beweis, daß er bey seiner Idee über verschiedene Nationen wegen ihres abgeschmackten Götterdienstes zu spotten, mehr Leichtgläubigkeit als Kritik verräth. Lassen Sie uns also nicht von der Spur der Hesperiden abweichen, wo wir die goldenen Äpfel entdecken. Man wird doch wohl einräumen, daß unter dem Bilde der goldenen Äpfel die reichen Goldgruben vorgestellt wurden, die nach einer gleichförmigen Tradition vieler Jahrhunderte, auf der Insel Atlantis und in den Südländern seyn sollten. Hierauf paßt nun vollkommen des Hrn. Grafen von Buffon sehr richtige Bemerkung, daß es blos in südlichen Ländern Gold- und Silberminen gebe, in den nördlichen hingegen lediglich Eisen, Bley, Zinn u. d. Doch wünschte ich wohl, Hr. Bailly mögte auch Libyen verschonen; die Bewohner dieses Landes

zwischen dem Berge und dem Meere redet: Τῆτο (nämlich Κοῖλον ἄλσος) λιβύων καὶ ἱερὸν, καὶ θεός, καὶ ὄρκος, καὶ ἄγαλμα; dieser Havn war den Libyern Tempel, und Gottheit und Schwur, und Bildsäule. H. S.



des genießen die wohlthätigen Einflüsse der Sonnenstrahlen auf den Bergen, die ihre Hitze mäßigen; es wäre doch grausam, sie unter den Pol, auf das kalte eisbedeckte Spizbergen zu verdrängen.

Aber hier macht Hr. Bailly den Einwurf: die Griechen haben alles auf ihren Boden verpflanzt, haben sich alles zugeeignet, was sie von andern Völkern hörten und lasen; besonders gilt dieses von Asien und den Nordländern; man darf ihnen also keinen Glauben bemessen. Einen Beweis hiervon giebt unter andern die Fabel von Phaëton; diesen lassen sie in den Po stürzen, und seine Schwestern verwandeln sie in Pappeln, die an den Ufern dieses Flusses Bernstein träufeln (S. 325.)

Daß im Po, der auch Eridanus heißt, kein Bernstein gefunden werde, ist ganz gewiß. Nicht nur Plinius und Strabo verwerfen diese Tradition, sondern auch Lucian selbst, der eigens eine Reise aus Griechenland an den Po machte, um Gewisheit davon zu erlangen. Cluver 1) behauptete zuerst,

§ 2

die

1) Germ. 3. B. 34. R. ff.

die Radaune, die unter Danzig in die Weichsel fällt, sey der Fluß, der einst Eridanus geheissen habe und führe den Bernstein bey sich. Alles dieses mag wahr seyn; in der Weichsel mag sich Bernstein finden; die Radaune, oder sonst ein Fluß, man nehme an welchen man wolle, mag ehemals Eridanus geheissen haben: wir dürfen dennoch nicht schliessen, daß der Occident im Norden sey, das heißt, wir dürfen nicht die westlichen Inseln der Hesperiden unter den Pol rücken.

Der graue Ambra ist sonst von einigen für ein Gummi von einem Baume gehalten worden, von andern für die Arbeit gewisser Bienen, oder auch für den Auswurf eines Wallfisches. Nach den neuern Naturforschern ist er eine Art Talch (Sego), aschgrau mit verschiedenen Flecken; er bildet sich, wie Bergharz, unter der Erde, und rinnt ins Meer; hier wird er eine dichte Masse, schwimmt auf der Oberfläche, und die Wellen treiben ihn ans Ufer, wo man ihn auffischt. Indessen hat man auch beobachtet, daß da, wo es Quellen von Bergöl oder

oder Naphtha giebt, in der Gegend Bernstein sich verdichtet, und von dem Flußwasser an die Meeresküsten fortgespült wird, wo man ihn aufsammlt, und ihm seinen bekannten Namen beylegt. Auch findet man ihn in vielen Gegenden von Afrika, und den Inseln Mozambique, S. Maria, Madagaskar, Sumatra, auf den Bermuden und Molucken. Der berühmteste ist der morgenländische, von welchem man Stücke bis auf 182 Pf. am Gewicht gesehen hat. Savary handelt davon weitläufig; aber sonderbar ist es doch: er bemerkt sehr gut, daß es auch an den Küsten des mittelländischen Meeres Bernstein gebe, allein er sagt nicht, daß er ebenfalls am Gestade des Baltischen anzutreffen sey. Auch Just Friedr. Klobe, der Verfasser eines starken Buchs über diesen Gegenstand unter dem Titel *Ambrae historia* 1), erwähnt ebenfalls kein Wort von Bernstein in der Weichsel oder in jenen Gegenden. Gegenwärtig findet sich dort keiner mehr: aber in ältern Zeiten haben die

Eßhen

1) Wittenb. 1666.

Esthen\*) zuverlässig Bernstein an den Küsten  
aufgefischt. Tacitus 1) giebt den Beweis  
hiervon; nach ihm war Glessum der Name  
des Bernsteins bey den Esthen; und dann  
setzt er hinzu: *ipsis in nullo usu; rude le-  
gitur, informe perfertur, pretiumque  
mirantes accipiunt.*

Demohngeachtet liesse sich's wohl den-  
ken, daß vor Alters auch im Adriati-  
schen Meere oder an den Küsten wo der Po  
ausströmt, Bernstein sich habe erzeugen  
können. Man würde diesen Gedanken um  
so weniger seltsam nennen dürfen, je weni-  
ger wir von der Topographie jener alten Zei-  
ten wissen, wo ein glühender Körper, Phaë-  
ton genannt, einen Theil dieses Flusses aus-  
trocknete, und ihm eine ganz veränderte Ge-  
stalt gab. Von dieser Revolution habe ich  
Ihnen

\*) Im Originale folgt nun die Bestimmung:  
*oggi di Prussia Ducale.* Die ganze Stelle  
ist mir unerklärbar. An den Küsten der Ost-  
see kein Bernstein mehr! Dieß kan doch des  
Hn. Verfassers Meynung unmöglich seyn!

H = B.

1) Germ. R. 45.

Ihnen im siebenzehnten Briefe des zweyten Bandes gesagt.

In meinem nächsten Schreiben etwas ausführlicher vom Bernstein! Der Gegenstand verdient es, wiewohl er eigentlich nicht zur Materie von der Atlantis gehört.

## 8. Brief.

Es ist also gewiß, der Bernstein war den Griechen bekannt; sie wußten auch, daß man ihn an den Mündungen eines Flusses, Eridanus genannt, fände. Nun soll ein Fluß dieses oder eines ähnlichen Namens in das Baltische Meer ausfließen. Die Griechen hatten also durch Tradition davon gehört, und der Bernstein, den er mit sich führte, wurde dem Eridanus in Italien zugeschrieben. Und so vermengten die Griechen, nach Cluvers und Hn. Bailly's Behauptung, die Ueberlieferungen und Geschichten des Nordens.

Erlauben Sie mir hier zwei Anmerkungen. Für's erste finde ich keinen Beweis,

daß die Kadavne vor Alters Eridanus geheissen habe; kein alter Schriftsteller kennt sie unter diesem Namen. Für's zweyte fällt dieser kleine Fluß nicht unmittelbar ins Meer, sondern bey Danzig in die Weichsel, welcher Strom sich in die Ostsee ergießt. Der Name der Letztern ist sehr alt; so brauchen ihn Ptolomäus und die ältern Geographen: Eridanus hieß er niemals.

Indessen muß ich auch einräumen: bey den Alten war wirklich eine Sage, der Bernstein komme aus einem nördlichen Eridanus. Herodot gedenkt einer solchen Sage 1) von einem Flusse, den die Ausländer Eridanus nennen, der sich gegen Norden ins Meer ergiesse, und das Electrum oder den Bernstein liefere. Nur setzt er hinzu: er habe keine Gewisheit von alle dem, was die äussersten Gegenden Europens betreffe; deswegen könne er auch das Daseyn jenes Flusses nicht gewiß versichern.

Plinius beschäftigt sich mit diesem Gegenstande in zwey Kapiteln. 2) Im ersten sehn

1) III, 115.

2) 37. B. 2. 3. 8.

sehen Sie eine ganze Schaar Autoren und Meinungen, aus denen sich jedoch so viel herausbringen läßt, daß die Alten gewußt haben, Bernstein finde sich sowohl im Adriatischen als im Mittelländischen Meere, in- gleichen an den Küsten von Afrika, Asien und Deutschland. Das letztere war die Meinung des Pytheas, der versicherte, daß der Bernstein von der Insel Abal den Teutonen zugeführt würde. Eben dieses glaubten auch Nicias und Nicbridat; der letztere nennt jene Insel Osericta. Xenocrates berichtet uns, daß der Bernstein nicht nur in Italien sondern auch in Scythien, und zwar hier unter dem Namen Sacrium angetroffen werde. Plinius selbst macht indessen den Schluß: Es ist gewiß, daß der Bernstein auf den nördlichen Inseln seinen Ursprung hat, und daß ihn die Deutschen *glessum* nennen. Daher bekam auch eine Insel den Namen Gles-saria. Vielleicht hatte Tacitus diese Nachricht von Plinius.

Nun ist noch die schwierige Frage, wie der Bernsteinhandel zwischen den Griechen und den Völkerschaften am Baltischen Meere

re getrieben werden konnte. Plinius giebt es von seinen Zeiten an; er sagt nämlich: der Bernstein sey von den Deutschen zu den Pannoniern, und von diesen zu den Venetern gebracht worden. Daher, setzt er hinzu, kam das Mißverständniß, daß man glaubte, der Bernstein entstehe im Lande der Veneter, und befinde sich am Ufer des Po, oder Eridanus.

Wer untersucht hat, welche Völkerschaften Deutschland von Pannonien an bis an das Baltische Meer bewohnt, und welche Sitten sie gehabt haben, dem wird es gewiß unmöglich vorkommen, daß in ganz alten Zeiten vor Herodot ein Bernsteinhandel mit so entfernten Völkern sollte seyn getrieben worden; mit Völkern, von welchen die Griechen, nach ihrem eigenen Geständnisse, keine Nachrichten und keine Kenntniß besaßen. Tacitus sagt, wie Strabo 1) man könne zu Lande nicht nach Deutschland kommen, (hier meynt er wohl: nicht in das Innere des Landes), und noch weniger sey es zur See möglich; er beschreibt es als in-

1) 7. B.



formen terris, asperam coelo, tristem cultu aspectuque; 1) eine Beschreibung, wie die bey Pomponius Mela 2): multis impedita fluminibus, multis montibus aspera, et magna ex parte sylvis et paludibus invia. Jener Handel scheint also ganz unmöglich gewesen zu seyn. Indessen muß man sich hier auch erinnern, daß es in der Gegend von Baku und Derbent am Kaspischen Meere eine Menge Quellen von Naptha oder Steinöl giebt, welches vom Wasser ins Meer fortgeschwemmt wird. Im Kaspischen Meere muß daher wohl Bernstein anzutreffen seyn. Dieses Meer war den Griechen Hyverboreisch: wer weiß, ob nicht der Bernstein von dort durch einen Zwischenhandel mit den Scythen zu den Griechen gekommen seyn mag? Und so hätten sie ihn freylich nicht im äußersten Norden abholen müssen, wo sie landwärts kein Verkehr hatten, noch haben konnten.

Denkt man dagegen auf einer andern Seite an die kühnen Seereisen der Phönizier

1) Germ. c. 1.

2) III. 3.

zier um ganz Afrika herum und ausserhalb der Meerenge in die spanischen Häfen, so könnte man wohl auf den Gedanken kommen, die Griechen hätten von ihnen zur See, nicht zu Lande den Bernstein erhalten. Daß jenes Meer schon vor Homer beschifft worden sey, ließe sich aus einer Stelle der Odyssee 1) schließen, wo Proteus zu Menelaus sagt:

In Elysiums Gefilde, an des Erdballs Grenzen werden dich die Götter führen dahin, wo --- Menschen glücklich leben, wo kein langer Winter herrscht, noch Schnee oder Eis; wo der Ocean immer sanfte Weste wehen läßt und kühle Lüftchen, zur Labung der Sterblichen.

Zu einem solchen Schlusse hätte man um so mehr Grund, da Eustathius diese Stelle so commentirt: die Elysäischen Felder lagen an der westlichen Grenze des ganzen Erdballs: spätere Schriftsteller nennen sie auch die Inseln der Seligen. Inseln deswegen, weil sie im äußersten Meere liegen, das heißt, im

Oce-

1) 18. B. 563. B.

Ocean. 10. Dahin, wähten einige Liebhaber  
 des Wunderbaren, sey Ulyß gekommen; und  
 daher habe Lisboa, welches er gebauet haben  
 sollte, den Namen Ulyßipo. Bemerken Sie  
 hier vorzüglich den Martianus Capella 1).  
 Und Strabo schreibt: 2) Homer, der die  
 Seereisen der Phönizier bis an die äußersten  
 Grenzen von Spanien wußte ... verlegte  
 dorthin die Wohnung der Seligen. . . Das  
 her versichert er auch an einem andern Orte,  
 3) sie hätten sowohl in Afrika, als auch an  
 den äußersten Grenzen Spaniens, Kolonien  
 angelegt; welches alles Appian ausführlich  
 bestätigt. Er setzt sogar hinzu, 4) sie hät-  
 ten seit den ältesten Zeiten die Cassiterischen  
 Inseln besucht und Zinn und Bley von dort  
 ausgeführt. Nach dieser Beschreibung so-  
 wohl, als auch nach dem, was Herodot von  
 jenen Inseln weiß, scheinen die Phönizier,  
 bis nach England und Schweden gekommen  
 zu seyn. Wäre dieses geschehn, so könnten

1) 6 B.

2) 3 B.

3) 16. B.

4) 36

sie auch Bernstein von dort mitgebracht haben; denn Herodot sagt, der Bernstein sey zugleich mit dem Zinne nach Griechenland gekommen. Barnes in seinem Kommentar über Euripides Helena und Gesner in den Anmerkungen zum Orpheus scheinen wirklich so weit Seefahrten für gewiß anzunehmen. Dagegen berichtet Plinius, 2) Zinn und Bley finde man, ohne nach England zu gehen, in Lusitanien, das heißt in Portugal und Galizien; *Κασσίτερος* sey die Benennung des erstern bey den Griechen; und, nach Homers Zeugniß, sey dort bis zu den Zeiten von Troja Bley gewesen. Trieben nun die Phönizier einen solchen Handel so müssen sie auch von den ältesten Zeiten her Seefahrer gewesen seyn; so müssen sie mit den Lusitanern und andern Völkerschaften am westlichen Ende Europens Verkehr gemacht haben: es wäre denn, daß sie dieses Metall aus Asien gezogen hätten, wo dergleichen auch zu finden war, wie Aristoteles, oder der Verfasser des Buchs *de mirabilibus*, versichert. Auch in  
Indien

1) 34. B. 16 S.

Indien hieß eine Insel Cassitera wegen ihrer Bleigruben, und wegen des Handels, der mit diesem Produkte getrieben wurde.

Doch der Eridanus, der liegt mir am Herzen. Herodot sagt ausdrücklich, 1) Eridanus sey kein ausländisches, sondern ein griechisches Wort; und dadurch bestätigt sich meine Vermuthung, daß die Kadane in den ältern Zeiten niemals Eridanus geheissen habe. Als die Phönizier im Mittelländischen Meere umhersegelten, kamen sie an die Rhône, und diese hieß Eridanus. Apollonius von Rhodus, der eine Verbindung zwischen der Donau und dem Flusse, der in Istrien Ister heißt, ausgesonnen hat, dieser Apollonius dichtete mit leichter Mühe, die Rhône vermische ihre Quellen mit dem Eridanus, der in das Adriatische Meer strömt. Hier sind seine Worte: 2)

Sie kamen in eine tiefe Bucht von der Rhône, die sich mit dem Eridanus vereinigt.

Und

1) 3. B., 115.

2) Argon. 4. B.

Und in der That hieß auch die Rhône, wie Plinius berichtet, 1) ganz genau Eridanus. Wie nun auch an den Küsten des Mittelländischen Meeres, besonders in Sicilien im Val Demone und im Val di Noto, Bernstein aufgefaßt wird, den man zu Catania auf verschiedene Art künstlich verarbeitet; so können wohl auch die Phönizier in der Rhône Bernstein gefunden haben, und daher könnte vielleicht das Mißverständniß mit dem Eridanus in Italien entstanden seyn. Doch wie es auch damit seyn mag, so ist immer so viel gewiß, daß in der Nachbarschaft des Baltischen Meeres kein Fluß den Namen Eridanus geführt hat, sondern daß dieser Name bloß der Rhône und dem Po zukommt. Das Wort Eridanus gehört also keinem nördlichen Volke. Wird aber nun der Bernstein im Mittelländischen Meere angetroffen, ist der Eridanus einer von den Flüssen, welche dieses Meer aufnimmt, so sehe ich nicht, wie man den Griechen den Vorwurf machen könne, sie hätten jenen  
Fluß

1) 33, 2.

Fluß nebst dem Bernstein betrügerisch aus dem Baltischen Meere in unsere Gewässer versetzt. Zudem: wo Naphtha oder Steinöl ist, da kan auch Bernstein seyn; dieses beweist der Abt Sestini in einem Briefe über den sicilianischen Bernstein, im Giornale letterario von Siena: 1) mithin konnte es auch einmal an den Küsten des Adriatischen Meeres Bernstein geben; denn im Gebiete von Bologna und Padua giebt es Steinöl. In der Folge der Zeit ist er ausgegangen; wie er denn auch in Sicilien abnimmt, und künfftig vielleicht sich ganz verlieren wird. So fischte man vor alters an den Ufern von Tyrus Muscheln, die den Purpursaft bey sich führten; jetzt findet man deren keine mehr. Ebendasselbe kan in Ansehung des Bernsteins an den Ufern des Po und der Rhöne geschehen seyn; ebendasselbe kan künfftig in Sicilien geschehen. Wir haben also die Freyheit, dieses Produkt dem Baltischen Meere, der Rhöne und dem Po abzusprechen, oder auch anzunehmen, daß es in einem oder dem an-

1) T. I, S. 208.

andern etwas ganz gemeines gewesen sey; welches letztere auch Dionysius von Alexandrien glaubte.

Doch ich habe mich zu weit von dem Gegenstande unserer Untersuchung, der Insel Atlantis entfernt; es ist Zeit, den abgerissenen Faden wieder anzuknüpfen.

Will ich aber nun Hn. Bailly Schritt für Schritt nachgehn, so muß ich mich wohl entschliessen, ihm bis in den Orkus zu folgen; denn damit beschäftigt er sich in seinem zwey und zwanzigsten Briefe (S. 335. ff.) Er sagt: der Orkus liegt im Lande der Cimmerier, das heißt, Griechenland gegen Mitternacht; oder vielmehr, ganz im Norden. Seine Beweise nimmt er aus dem zehnten und elften Buche der Odyssee. Hier erzählt auch Homer zuerst dasjenige wieder, was Circe ihrem Ulyß in Absicht auf die Höllenreise sagt: dann beschreibt er seine Fahrt nach dem Lande der Cimmerier, die ein ewiger Nebel umhüllt, und keine Sonne bescheint; dort findet Ulyß die Wohnung der Abgeschiedenen, Pluto, Proserpinen, und vor allen andern Tiresias. Ich muß gestehen



hen, daß es mir nicht schwer werden sollte, den Weg, den Ulysses nahm, anzugeben. Von Circe's Insel fährt er ab, und in einem einzigen Tag erreicht er das Land der Cimmerier. Gesezt nun, der letztere Ausdruck bezeichne überhaupt ein nördliches Land, und Circe's Insel liege im Ocean; so bekommen wir Wahrscheinlichkeit für eine Fahrt nach den Inseln des Baltischen Meeres. Allein diesen Gedanken weiter zu verfolgen, davon hält mich eine wichtige Betrachtung zurück, die der Aufmerksamkeit unsers Herrn Verfassers entgangen ist. Sie betrifft einen Ausdruck der Circe, wo diese sagt:

Kümmre dich nicht um Lenkung des Schiffs; richte den Mast, und laß die weissen Segel fliegen: du sey ruhig; Boreas allein wird es mit seinem Hauche lenken.

Fast dreißig Jahre sind nun verflossen, seitdem ich die Universität Padua verlies; ich wurde dort, wie Sie wissen, noch ganz jung von der Republik zum Professor ernannt, gewiß eine ruhmvolle Beförderung! und bez

kam den Auftrag, die Erdbeschreibung und  
 Schiffartskunde zu lehren. Und nun bin  
 ich, oder mein Gedächtniß müßte mich trü-  
 gen, fest überzeugt, daß ich niemals wür-  
 de behauptet haben, ein Schiff könne von  
 Süden nach Norden mit Nord- oder Nord-  
 ostwind steuern. Kurz vorher habe ich Ih-  
 nen Strabo's Meinung über eine andere  
 Stelle im Homer angeführt. Diese Stelle  
 betrifft die Elysäischen Felder, die er nach  
 Spanien setzt. Mich dünkt, Strabo sagt  
 hier etwas nicht so unwahrscheinliches.  
 Eben so dünkt mich, er habe da gar  
 nicht unrecht, wo er die Ursachen angiebt,  
 1) aus welchen Homer die Cimmerier mit  
 andern vermengt, und aus Aea, einer Stadt  
 in Colchis, die Insel Aea gedichtet haben  
 soll. Er hatte vorher gesagt, Homer, dem  
 Medeens und Circe's Geschichte bekannt ge-  
 wesen, habe Verwandtschaft zwischen ihnen  
 gedichtet, und beiden ihre Wohnung auf  
 dem äussern Ocean angewiesen, obgleich die  
 eine am äussersten Ende des Pontus Euxi-  
 nus, die andere aber in Italien gewesen sey.

Wenn

1) I B. S. 20, 21.

Wenn also Homer sagt, Boreas begünstige die Fahrt zur Hölle, so hat er gewiß nicht an nördliche Inseln gedacht. Sollte ich hier den Dichter falsch erklären, so wär' es ein Irrthum, den ich mit Strabo gemein hätte, und mit dem wollte ich recht gern geirrt haben.

Über was sagen wir von Abaris, der unserm Hn. Verfasser ein Beweis mehr ist, daß die Hölle im Norden zu suchen sey? Abaris, sagt Hr. B., war ein Hyperboreer, er brachte Proserpinens Verehrung nach Griechenland: sie wurde folglich im Norden geraubt, denn da war der Orkus.

Sie wissen, wie viel über diesen Zauberer geschrieben worden ist, der auf einem goldenen Pfeile flog, und so manches Zauberstückchen machte. Ich darf Sie also nur an folgendes erinnern. Nach der gemeinen Meynung der alten und neuern Chronologen, lebte Abaris zu Phalaris Zeiten, das heißt in der 53 Olympiade. Jamblich erzählt, Pythagoras habe ihn seine Abhandlung von der Natur und sein Buch von den Göttern gelehrt. So viel läßt sich wohl mit einiger

Gewißheit sagen: die Scythen oder Hyperboreer schickten ihn nach Athen zur Zeit einer Pest, um den Opfern beizuwohnen, die in jener Stadt, um die Befreyung von einem solchen Jammer zu ersehen, dargebracht wurden; man hielt ihn für einen Zauberer; nach seiner Sprache schien er kein Scythe, sondern ein Grieche zu seyn; er lernte von Pythagoras die Kunde der Natur und der Götter. Aus allen diesem erhellt deutlich, wie wenig wahrscheinlich es sey, daß Abaris zur Zeit des Pythagoras die Verehrung Proserpinens in Griechenland eingeführt habe; denn damals war diese Fabel schon eine ganz bekannte Sache. Suidas setzt, nachdem er von Abaris gehandelt hat, hinzu, die Bulgaren hätten die Abaren, das heißt, die Avaren vertilgt. Man sieht hieraus, daß er aus dieser Nation war, die zuverlässig Wissenschaften und Künste wenig liebte. Die Griechen besaßten den Pontus Euxinus früher als die Scythen, und gründeten dort Kolonien an der Donau, in der Krimm und sonst. Die Scythen vertrieben sie wieder; aber einige blieben doch und vermischten sich mit

mit ihnen: daher erhielt sich in jenen Gegenden ein Ueberrest von griechischer Religion, den die Scythen lernten. So viel fehlt, daß diese ihre Theologie nach Griechenland gebracht haben sollten.

Nichts destoweniger bleibt Hr. V. überzeugt, daß der Orkus in den nördlichen Inseln gesucht werden müsse. Auf Rudbecks Spur findet er in den nordischen Sprachen die Wurzeln aller Wörter, die im Alterthume zu dem Apparate der Plutonischen Gaseln gehörten. Lete muß also von Lata herkommen, welches vergessen bedeutet; Acheron von Eront, Grund oder Grundstück; Cocyt von Kota, siedend heißer Fluß; Styx von Stregg, widrig; Phlegeton von Flaga, Nordlicht; Avernus von Avern, See; Pluto von Blota, morden; und dergleichen Analogien mehr, die Sie selbst S. 351 bis S. 364 nachlesen mögen. Nur das Wort Mann will ich noch anführen, von welchem die Diu Manes und Minos hergeleitet werden. \*)

M 4 Ana-

\*) Wieder eine Reihe von beynahe unkenntlichen Wörtern! Eront soll vielleicht Oresland

Analogien zwischen den Sprachen zu entdecken, hat allerdings eine gewisse Annehmlichkeit. Sie selbst haben mich mit der Meinung des Goropius Becanus bekannt gemacht, nach welcher das Holländische die allgemeine Muttersprache seyn soll. Eben- dasselbe behauptete Rowland Cornes für das Celtische, und viele andere Gelehrten haben das nämliche für das Hebräische und Chaldäische gethan. Goropius Becanus fiel auf den Gedanken, eine einzige Sprache müsse die Mutter aller seyn. Diesen Gedanken vers folgte Hr. Court de Gebelin, und so entstand sein *Monde premitif*. In diesem Werke bringt er durch Zusammenfügen, Wegschneiden und Abändern, alle Sprachen auf eine gewisse Einheit zurück, aus welcher sie

Land heißen. *Kota* scheint eine Kontraktion von *kât* und *â* zu seyn. *Stegg* ist ohne Zweifel *staeka*. Unter *Flaga* könnte vielleicht das norwegische *Flage* zu verstehn seyn; aber dann hieß es nicht, wie der Hr. Verf. angiebt, Nordlicht, sondern Sturmwind; eine Bedeutung die wohl noch besser als jene hierher paßt. *Blota* ist *bloeda* oder *bloeta* seyn. Für *Avern* weiß ich keine Vermuthung.

sie alle ihren Ursprung genommen haben sollen. Besonders leitet er sehr viel aus dem Celtischen her. Selbst der Name Italien ist ihm Celtisch, weil Tal in dieser Sprache eine Höhe, einen Berg bedeutet. Von eben diesem Stammworte Tal leidet er auch den Namen Atlas her, welches ihm eine ganz klare Folgerung zu seyn scheint. Und in der That, Atl ist Versetzung von Tal. Allein, werden Sie sagen, der Mann hieß ja Atlas oder, wie die Amerikaner richtiger sagen, Atlan. Ich antworte: soll uns denn ein A, ein S, ein N mehr oder weniger in einem Worte von fünf Buchstaben irre machen? Alles stammt doch von den fünf Wurzelbuchstaben des Alphabets A, B, C, D, u. s. w. Indessen haben die Orientalen Töne, die von diesem Römischen Alphabete sehr verschieden sind, und folglich auch mehr Wurzelbuchstaben: Töne durch die Gurgel, durch die Nase, und durch einen Druck der Zunge an den Gaumen, mit einem Nasentone verbunden. Gewiß, Hr. Court de Gebelin unternahm und verspricht noch eine sehr mühsame Arbeit, inddm er alle Sprachen auf

einen ganz einfachen Grund zurückführen will. Aus einem solchen Hauptbegriffe können sich sonderbare Ideen in eines Mannes Kopf erzeugen.

Bergönnen Sie mir hier eine kleine Aufheiterung; ich wögte gern mein Zwergfell erschüttern, und Lachen ist mir Medicin.

Ganz gewiß müssen alle Adamskinder in der Sprache dieses Vaters aller Menschen den Ursprung aller Sprachen anerkennen, die da auf dem Erdboden waren, und sind, und noch seyn werden. Aber was für eine Sprache hatte Adam? Das Sprachorgan der Menschen hat nicht mehr als fünf Töne oder Laute, nämlich die fünf Urvokalen. Die Konsonanten sind Spiel der Zunge, der Gurgel, der Nase, und der Lippen. Dieses Spiel hat Verhältniß mit der Beschaffenheit des Klima's und der Luft, die eingeathmet wird. Daher öffnen die verschiedenen Völkerschaften den Mund immer weiter, je näher sie der Hitze unter dem Aequator kommen; auch haben sie mehr Gutturalsbuchstaben: umgekehrt verschließen sie den Mund immer mehr, je näher sie unter dem kalten Pole wohnen;

weiß



weshwegen sie auch mehr Konsonanten haben und mit Zunge und Lippen sich mehr angreifen müssen. Die Verbindungen solcher Töne, aus Vokalen und Konsonanten zusammengesetzt, sind sehr zahlreich; aber ins Unendliche gehen sie doch nicht. Aus ihnen bilden sich Worte; aus den Worten bilden sich Sprachen. Wenn wir also von solchen Modifikationen abschneiden, wenn wir uns auf die einfachen Töne, die vorher waren, einschränken wollen: so besorge ich sehr, wir verfallen in die Sprache der Hunde und anderer Thiere; so besorge ich, wir müssen zuletzt eingestehn, dieses sey die Ursprache, die sich immer unverändert erhalten habe, und von welcher alle Sprachen der Menschen abzustammen scheinen könnten. Plato behauptet in einem seiner Dialogen, die Menschen vor der grossen Ueberschwemmung hätten die Sprache der Thiere sehr gut verstanden, und sich mit ihnen gar vertraulich besprechen können; und daher hätten auch Aesops, Phäders und anderer Fabeln ihren historischen Grund. Porphyr 1)

handelt

1) de abstin. I B.

handelt weitläufig von der Thiersprache; nach seiner Versicherung hätten die Araber das Sprechen der Raben, und die Tyrhener das Sprechen der Adler ganz herrlich verstanden. Er sagt: die Sprachen der Thiere sind vollkommen deutlich, nicht nur wegen der Mannigfaltigkeit; sondern auch wegen des Unterscheidenden der Töne ... und sehr viele Leute verstehen sie. Daher giebt auch Sophokles 1) den Vögeln den rühmlichen Beynamen der hochweisen, und sagt an einem andern Orte 2) die Schaafe und die Wachsen könnten für Menschen geachtet werden. Daher auch der Wahn der Alten, daß ein Theil von Götterkraft nicht nur die Menschen, sondern auch die Bienen, die Schaafe, und alle Thiere überstrahle:

Else apibus partem divinae mentis etc. 3)

Und wirklich, die Thiere sind eher gewesen als der Mensch; die Hunde bellten eher, gaben eher Vokalen ähnliche Laute von sich, als die Menschen reden lernten. Also  
ist

1) Electr. v. 1061.

2) Ajax. v. 51.

3) Virg. Georg. 4. B. 220 B.

ist dieß die Ursprache. Die Hunde sowohl als andere Thiere haben außer den Vokalen noch einige sanfte Konsonanten, die aus dem Drucke der Gurgel und der Zunge gegen den Gaumen entstehen, so wie auch einen ähnlichen Zwitterlaut durch Zusammenstoßen der Lippen. Dieses läßt mich sicher hoffen, in unserm glücklichen Jahrhunderte der Aufklärung und der Entdeckungen werde man noch alle Sprachen der Menschen von den Sprachen der Thiere herleiten; so, daß die Hunde die ersten Sprachmeister der Menschen werden würden. Zu dessen Beweise dürfen die Gelehrten nur die Namen der Söhne Adams anführen. Der erste von diesen Kain kam von dem Hundelaute Hain und der zweite Abel von Aw, Ab, Abel herkommen. Die Gelehrten könnten noch hinzusetzen, daß Adam auch den Namen seiner Eva von den Hunden gelernt habe: denn wenn diese recht lustig sind, so machen sie Uah Uah. Und welche menschliche Sprache ließe sich nicht auf diese Ursprache der Hunde und anderer Thiere zurückbringen? Aristophanes hatte den Einfall, daß Voi Voi von dem Bâ Bâ ver

der Schaafse sich herleiten lasse: eben so könn-  
te man auch sagen, die Sinesen hätten die  
Namen Zi; ho von den Eseln gelernt; die  
Hebräer ihr Gazin von den Katzen; die Ita-  
liener ihr eras von den Krähen; die Franzo-  
sen ihr coucou vom Guckuck (cucco) u. s. w.

Eine ähnliche Leichtigkeit haben die Ety-  
mologisten. Vor funfzehn Jahren gab eine  
Gesellschaft junger Leute von vorzüglichen Ta-  
lenten zu Mayland, eine Wochenschrift un-  
ter dem Titel das Coffeehaus, und einen  
Almanach heraus. In jener befand sich un-  
ter andern witzigen Aufsätzen auch einer ge-  
gen die Etymologisten, den Sie gewiß mit  
vielen Vergnügen lesen werden. Sie wer-  
den darinne sehen, wie man durch Aendern,  
Wegschneiden, Zufügen u. s. w. die Stamm-  
wörter von allem was man nur will, heraus-  
bringt. Zu dessen Beweise wird unter andern  
auch gezeigt, daß Violino zuverlässig unmit-  
telbar von Nabucodonosor herkomme. Was  
verlangen Sie mehr? Gehen Sie nun hin,  
und verwickeln Sie sich in Nachforschungen  
über die nordischen Stammwörter um die  
Quellen aller Fabeln der Griechen, der Rö-  
mer

mer und aller alten mittäglichen Völker zu entdecken.

Doch ich mag Sie nicht länger in den anmuthigen Gefilden des Orkus aufhalten; auch werden Sie mir das Verzeichniß von den vielen und so sehr abweichenden Meinungen der Alten über dessen Lage sehr gern erlassen. Nur noch eine Erinnerung! Diodor erzählt, 1) die Egyptier hätten die Gewohnheit gehabt, die Leichen an einem gewissen Tage in einem dazu gewidmeten Kahn über einen See zu fahren, und sie dort einer Art von öffentlicher Censur eines jeden aus dem Volke auszusetzen; über diese Censur hätten über funfzig Richter ihr Urtheil gefällt, und auf ihren Ausspruch war' es angekommen, ob die Leiche ehrlich begraben werden sollte. Porphyr 2) liefert eine Rede, wie sie bey dieser Gelegenheit über den Leichnam sowohl, als auch über die Eingeweide gehalten zu werden pflegte, welche letztern in einer besondern Kiste beygesetzt wurden. Diodor

1) L 8.

2) 4

dor setzt hinzu, Orpheus habe bey seiner Zur-  
 rückkunft aus Egypten nach Griechenland  
 aus diesem Egyptischen Gebrauche die Fabel  
 von den Höllenrichtern und vom Orkus ge-  
 dichtet. Auch bemerkt er noch, der Name  
 Charon, als die Benennung des Schiffers,  
 der die Leichen überführte, sey Egyptisch und  
 heiße in iener Sprache ebenfalls Caron. Wei-  
 ter sagt er von den Fabeln von den unterir-  
 dischen Richtern, 1) Zeus, König von Kres-  
 ta habe mit Europen drey Söhne gezeugt,  
 Minos, Rhadamant und Serpedon. In-  
 dessen darf ich Ihnen nicht verschweigen,  
 daß Plato in seinem Gorgias sagt, Zeus  
 habe seine Söhne Minos, Rhadamant und  
 Aeakus, auf Pluto's Bitte, zu Richtern über  
 die abgeschiedenen Seelen bestellt; den ersten  
 beyden wären die aus Asien, dem dritten die  
 aus Europa zugetheilt worden. Die abge-  
 schiedenen Seelen der Afrikaner kamen also,  
 wie es scheint, gar nicht in den Orkus, oder  
 sie waren andern Richtern unterworfen. Auch  
 räume ich ein, daß, nach Diodor's Ans-  
 gabe

gabe 1), Pluto bey den Griechen den Namen Aiden führte. \*)

Wie viel Wis Hr. Bailly doch verschwendet, um alles nach Norden zu versetzen! Aiden soll von Ed, Eud herkommen, welches im Phönizischen Untergang, Tod bedeute. Dieses mag jetzt hingehn: aber Rhadamant sagt mir Furcht ein; und wem sollt' er das nicht? Rudbeck findet den Ursprung dieses Wortes in Råd, auf Schwedisch Senator, Richter, wovon Rådamen, \*\*) Königlicher Richter, gemacht ist.

Ferner sagt Hr. B. (S. 355) Charons Mäthen hieß Barin; dieses Wort ist viel werth, denn es führt an die Quelle. Baar, Baren \*\*\*) bedeutet im Norden die Todtenbahre. Auch dieses ist eine Entdeckung von Rudbeck.

Wahr

I) B. 5. S. 233.

\*) Nicht Aiden sondern 'Adnc, oder auch 'Aidnc. H = ß.

\*\*) So steht hier anstatt Råd und Rådman. H = ß.

\*\*\*) Man lese hier Bâpis und bâr. H = ß.

Br. üb. Amer. 3. Th.

R

Wahr ist es, Diodor spricht von Erbauung einer *Bápis*; 1) aber darinnen irrt sich Hudbeck, daß er glaubt es sey dieses ein nomen proprium von Charons Nachen. Es war die Benennung eines jeden Flußfahrzeugs, und bey den griechischen Schriftstellern ein ganz gewöhnliches Wort. Man sagte, die Fahrzeuge dieser Art wären von dem egyptischen Papyrus gemacht. Achilles Tattus beschreibt ihre Leichtigkeit und ihren Gebrauch 2); und Plutarch versichert, sie würden nicht von den Prokoden angefallen. Weit entfernt, daß *Bápis* blos den Todten nachen bedeuten sollte, von welchem das nordische Barra das Stammwort wäre; so hieß *Bápis* auch das heilige Schiff der Isis, deren Fest in die ersten Tage des Märzes fiel; nicht weniger auch Agathodämons Schiff; und dann noch dasjenige, in welchem Nephthys und die Sonne malten. Vielleicht war auch das Wort wirklich egyptisch, und von dort zu den Griechen übergegangen. Die Abyssinier nennen noch jetzt Bar-nag einen König

1) I B. S. I.

2) 4 B.



König oder Befehlshaber an den Küsten. Aus Bar mögen die Griechen ihr Βάρης gemacht haben. Die Lateiner verwandelten es in barca; welches genau ein Flußfahrzeug bedeutet. In dieser Bedeutung hat es sich sowohl bey den Italienern als bey den Franzosen erhalten; denn jene sagen noch barca diese sagen barque. Verächtlich nennt Propert; die Kriegsschiffe Βάριδες, die Kleopatra in der Schlacht bey Actium gegen Octavians Flotte brauchen wollte:

Baridos at contis rostra Liburna sequi.

(3 B. 10 El.)

Hören Sie nun auch was Phuruntus von diesen Orkusethnologien sagt. Die Unterwelt, die die Abgeschiedenen aufnimmt, bekam von den Alten den Namen Aden, wegen der Finsterniß, die in ihr herrscht. Er glaubte also nicht, daß Aden ein Phönizisches Wort sey. Eher könnte Erebus für ein solches gehalten werden, wenn man es nämlich lieber von Hereb als von dem griechischen ἐρέβειν verbergen, ableiten wollte. Allein eine solche Ableitung aus dem Phönizischen oder Hebräischen vertrüge sich nicht

mit der Hypothese von des Orkus Lage im Norden: denn Hereb bedeutet Occident; in welcher Bedeutung auch Homer dieses Wort gebraucht. 1)

Was übrigens den Rhadamant betrifft, so kan ich Ihnen weiter keine Nachricht von ihm geben, als daß er König von Syrien und ein Bruder von Minos, König von Kreta war. Beide Brüder wurden wegen ihrer Gerechtigkeitsliebe von den Griechen für Richter aller Menschen angesehen.

Daß sich nun zwischen diesen und den Nordischen Namen Analogien finden; daß Rhadamant ein Senator wird, obgleich das Alter der schwedischen Senatoren nicht höher hinaufsteigen kan, als bis zu Odin Segga, das heißt ohngefähr bis siebenzig Jahre vor unserer Zeitrechnung und zehn oder noch mehr Jahrhunderte nach den Fabeln Griechenlands --- alles dieses wundert mich nicht: kan man doch in der Sprache der Hunde und anderer Thiere Stammwörter finden. Ich erinnere blos, daß nichts so trügerisch seyn könne,

1) Odyss. 12. V. 81 V.

könne, als wenn man sich einbildet, eine Sprache stamme von der andern ab, und doch keinen weitem Grund dafür hat, als Aehnlichkeit zwischen einigen Wörtern. *Em sick* ist Englisch; *Em sick* ist auch Arabisch. Wer wird nun jemals behaupten, daß wegen der zufälligen Aehnlichkeit dieser beyden Worte eine der beyden Sprachen von der andern abstamme? Im Englischen bedeuten diese Worte: *ich bin krank*: im Arabischen haben sie eine ganz andere Bedeutung; hier heißt *Em* dasjenige, was die Egyptier *Fallo*, die Indier *Lingam*, die Lateiner *Priapus* nennen; und *Sick* das Geschäfte, wozu dieser gemacht ist. Eben so ist *Bec* ein arabisches und ein phrygisches Wort: *βίνοξ* ist griechisch: die Deutschen schreiben *Beck*; die Italiener *Becco*: aber in jeder Sprache hat das Wort eine andere Bedeutung. Im Arabischen heißt es *Fürst*; im Phrygischen *Brod*; im Griechischen *Gefäß*; im Deutschen *Becker*; im Italienischen, mit einem offenen e *Vogelschnabel*, mit einem dunkeln e *Hock*. Noch ein Beyspiel! *Kaka* nennen die Japaner eine *Höhe* oder *Erhabenheit*;

im Deutschen verliert es das letztere a, und nun heißt es gehackt Fleisch (*carne trita*); im Griechischen bedeutet es die schlimme; und im Italienischen etwas noch schlimmeres. -- Doch ich muß jetzt abbrechen.

## 9. Brief.

Sie wollen also, daß ich meine Betrachtungen fortsetzen solle; Sie weisen mich sogar ausdrücklich auf die 367 S. des Werks, das wir untersuchen. Hier wird eine Stelle aus Plato's Gespräche Ariokus angeführt, nach welchem die Lehre vom Orkus zuerst von den Hyperboreern nach Delos gebracht, und in Tafeln von Erz soll seyn gegraben worden. Was kan ich aber Ihnen hierüber sagen, das Sie nicht schon wüßten? Das angeführte Gespräch ist nicht ächt, ist nicht von Plato. Sokrates wird darinn redend eingeführt, und muß sagen, unter das Verzeichniß der Plagen dieses Lebens, welche die Jünglinge erduldeten, gehörten auch die Plagen des Lyceums, der Akademie und des Gymna-

Gymnasium, nebst den Züchtigungen der Schule. Sokrates starb früher, als Plato die Akademie stiftete: natürlich kan er sie nicht in jenem Gespräche nennen; und Plato selbst wird sie doch nicht unter die Plagen des Lebens gerechnet haben? Das Lyceum war noch später die Schule des Aristoteles, eines Lehrlings von Plato. Wirklich erklären einige Gelehrte dieses Gespräch, nebst etlichen andern, aus noch mehr Gründen, für untergeschoben. Die Lehre vom Orkus war siebenhundert Jahre vor Plato, das heißt zu Homer's und Hesiods Zeiten, in Griechenland allgemein bekannt: Sokrates spricht so vortreflich im Gorgias, und noch ausführlicher im Phädon; in diesem letztern Gespräch erzählt Phädon bekanntlich seines Meisters letzte Lehren in Absicht auf die Unsterblichkeit der Seele, auf den Tartarus, auf die Richter der Unterwelt, auf das Schicksal nach dem Tode, in Gegenwart einer zahlreichen Versammlung vorgetragen: Sokrates würde sich niemals mit dem Geschichtchen von den Hyperboreern zu helfen gesucht haben.

Ferner soll ich Ihnen meine Meinung über eine andere (S. 369) aus Plutarchs Leben des Marius angeführte Stelle sagen, wo der Biograph es ganz richtig zu finden scheint, daß Homer den Orkus unter den Pol gesetzt habe. Die Rede ist von den Cimbern. Er sagt zuerst: in dem geringen Verkehr, den sie mit ihren Nachbarn gehabt, so wie auch in der grossen Entfernung ihrer Wohnsitze, liege die Ursache, warum man nicht wisse, welcher Abkunft und woher sie gekommen seyen. Nur so viel sey bekannt, daß die Deutschen Spitzbuben und Straßenträuber mit dem Namen Cimbern belegten. Nun trägt er die Meinungen anderer vor. Einige, die glaubten, das Land der Celten erstrecke sich vom Ocean bis an den Mäotischen Sumpf, behaupteten, die Cimbern hätten sich mit den Celten vermischt. Andere versicherten, sie wären aus den Gegenden des Bosphorus Eimmerius; die Scythen hätten sie verjagt; ein Theil von ihnen hätte sich nach Asien gewendet, ein anderer Theil sey weit fortgezogen bis an das äußerste Ende des Erdbodens nahe am nördlichen Ocean

Ocean, in ein Land mit immerwährendem  
 Nebel bedeckt, mit Waldung angefüllt u. s. w.  
 Daher (setzt Plutarch hinzu) nahm Homer  
 die Idee von seinem Orkus, den er in das  
 Land der Cimmerier verlegt. Allein eine  
 Idee zu einer Fabel entlehnen, heißt noch  
 nicht das Entlehnte selbst glauben. Strabo  
 giebt den Aufschluß, wie und warum Homer  
 weit entlegene Länder zusammengerückt, oder  
 wo keine waren, gedichtet habe. Lesen sie  
 die Anmerkung von Dacier über die ange-  
 führte Stelle.

Doch ich bitte, lassen Sie uns nicht  
 länger im Tartarus bey'm Acheron und Styx  
 verweilen; bey hellem Tageslichte wollen wir  
 nun den drey und zwanzigsten Brief mit der  
 Ueberschrift lesen: Entdeckung des Vater-  
 landes der Atlantiden.

Ich muß gestehn, daß mir der Kopf  
 wüste geworden ist; denn Hr. Bailly sagt so  
 vielerley in einem Athem, daß man ihm  
 nicht nachkommen kan. Herodot erzählt,  
 kurz vor Homer hätten die nordlichen Völker  
 oder die Hyperboreer einen Einfall oder eine  
 Streiferey in Griechenland gethan. Nachher

entstand zwischen diesen Völkern in der Gegend des Pontus Euxinus und der Griechen ein wechselseitiges Verlehr. Dieß lehrt uns die Geschichte: allein nach Hn. Bailly's Erklärung werden jene Hyperboreer die Bewohner der Inseln im Norden; ja die Griechen selbst kommen von dort her. Diodor 1) sagt, dem glücklichen Arabien gegenüber finde man viele Inseln, unter welchen er eine von den Panchäern bewohnte vorzüglich rühmt. Ihre Lage bestimmt er, wie gesagt, gerade den Küsten Arabiens gegenüber: alsdenn giebt er ein Verzeichniß von ihren Produkten, setzt auch hinzu, die Einwohner pflegten Weyhrauch, Myrrhen und verschiedene andere Gewürze zu sammeln und an die Kaufleute zu verhandeln. Erinnern Sie sich hier an die Inseln der Kalypso und der Circe; Sie wissen, wohin die Alten und Neueren sie gesetzt haben; ich werde auch gleich wieder darauf kommen. Nun, alle diese Inseln, Panchäa, Ogygia, Nea, Basilea, u. s. w. sind nur eine Insel, nämlich Atlantis, und diese



diese liegt im Norden (S. 390.) So springt denn Arabien, nebst dem Lande des Weyhrauchs, der Myrrhen und der Gewürze, nach Norden; eben so, wie der Occident und die Hesperideneylande schon dahin versetzt waren.

Hr. B. fährt fort: Minos ist nichts anders als ein nordischer Mann. Der Feuereidienst entstand nicht nur am Kaukasus, sondern auch im Norden; daher haben Engländer, Schweden, Phönizier und Sinesen gleichen Ursprung. Die Hyperboreer sind aus dem Geschlechte der Riesen. Diese sind Abkömmlinge von Uranus; folglich sind die Atlantiden Hyperboreer. Die Elysäischen Felder und der Orkus lagen im Norden, wo Saturn herrschte. Bacchus ist aus Norden, denn man verehrte ihn auf den Inseln jenseits Brittannien. Er ist einerley mit Osiris; beyde bedeuten nichts anders als die Sonne. So folgert Huet; und dann schließt er weiter: wenn die Sonne nichts anders ist als Osiris, und Osiris nichts anders als Bacchus, so ist Bacchus einerley mit Theut und Merkur; nun ist dieser einerley mit Adon,

Aes-

Aeskulap, Cecrops, Evander, Faunus, Janus, Minos, Orpheus, Pan, Priapus u. s. w.; folglich sind diese und viele andere einerley mit Moses. 1)

Durch ähnliches Folgern macht Hr. B. die Säulen des Herkules zu blossen Grenzsteinen. Die Atlantiden zogen nach Egypten und Italien, und kamen nicht bey den Säulen bey Gibraltar, sondern bey denen in Asien vorüber. Divi, Peri, Gog und Magog sind Völker, die von Norden gegen Süden herabwanderten. Die vier Inseln endlich, die Plutarch bey Ogygia westwärts von Britannien erwähnt, können Island, Grönland, Spitzbergen und Neuzembla seyn. Sehn Sie da Hn. Bailly's Hypothesen. Jede davon haben wir schon beleuchtet, ausgenommen die von der Lage der Inseln in Westen von Britannien. Allein Island, Grönland und Spitzbergen liegen England nicht gegen Norden, sondern gegen Nordost: also können

1) Demonstr. Prop. IV. c. 3 et sequ.  
Hi omnes Mosis symbola, igitur et  
Priapus.

nen sie nicht Plutarchs Inseln seyn. Westwärts hingegen findet man die Azoren; von diesen Eylanden konnte die grosse Atlantis ihren Anfang nehmen; dort konnten die Alten glauben es sey die Insel der Kalypso, und, wenn man will, auch der Orkus. Um indessen Plutarchs eigentliche wahre Meinung in Absicht auf den westlichen Ocean, auf die Atlantischen Inseln und auf die Elysäischen Felder mit Gewisheit zu erfahren, muß man seine Biographie von Sertorius lesen 1). Nach dem Treffen mit Annius, und der Zerstreung seiner Flotte, befand sich Sertorius auf einigen Inseln, von diesen seegelt'er, (nachdem sich der Wind gelegt hatte), die Gaditanische Meerenge hindurch, steuerte rechts, und erreichte so denselben Theil Spaniens, den der Ocean bespült, ein wenig oberhalb der Mündung des Bätis, der sich in den Atlantischen Ocean ergießt. Der Fluß Bätis ist der heutige Guadalquivir, der in den Meerbusen bey Cadix fällt. Also giebt Plutarch dem

1) Plut. Werke, I B. S. 571 f. die Ausg. Frankfurt 1620, fol.

dem Atlantischen Ocean eben die Lage, die alle Alten ihm gaben. Nun weiter! Dort begegnete Sertorius einigen Schiffern, die von den Atlantischen Inseln kamen. Diese Inseln sind von Afrika durch eine Meerenge abgesondert, und man nennt sie die Glücklichen Inseln. Hier haben Sie ihre Lage! Es läßt sich also nicht bezweifeln, daß Plutarch die Glücklichen oder Canarischen Inseln für die Atlantiden gegen Afrika über angenommen habe. Hierauf beschreibt er die vortrefliche Lage jener Enlande; dann fährt er fort: es hat sich eine unveränderte Sage bey den Ausländern erhalten, man finde dort die Elysäischen Felder, und die Wohnungen der Seligen, nach Homers Beschreibung. Hier haben Sie auch Elysium!

Nach einer so bestimmten Beschreibung des Atlantischen Meeres, der Atlantischen Inseln, und der Elysäischen Felder, hiesse es wohl einen hellen Ort verdunkeln, wenn man noch andere minder entscheidende Stellen aus Plutarchs zahlreichen Schriften zusammensuchen wollte. Am wenigsten brauchen

sehen wir wohl das Märchen in dem mangelhaften Gespräche über den Mond, und dessen Bewohner 1); die Meynung des weisen Plutarchs darf mit der Fabelerzählung eines Träumers nicht verwechselt werden; er führt sie blos im Scherze an.

Wollen wir nun, ohne Hypothesen, blos die allgemeinsten Traditionen, wie sie in den Werken der Alten zerstreut sind, untersuchen; so finden wir auch die Inseln der Kalypso und der Circe nicht im Norden, sondern in den Italienischen Meeren; so finden wir auch den Avernus der Griechischen und Lateinischen Dichter in der Nachbarschaft von Napoli. Freylich gerathen wir mit diesem Gegenstande in das Gebiet der Mythologie. Soll aber in diesem einiger historischer Grund entdeckt werden, so ist wohl die am wenigsten trügende Spur, die Uebereinstimmung zwischen den alten Gelehrten, die Uebereinstimmung zwischen den Traditionen der Völker, die so viele Jahrhunderte vor uns gelebt haben. Lassen sie uns nun jene

1) Plut. Werke, 2 Th. S. 941, d. angef. Ausg.

Ueberlieferungen und die Uebereinstimmung zwischen den alten Autoren untersuchen.

Die Marsen grenzten an Alba, zwischen dem Tolen und den Apenninen, am See Fucinus, der jetzt Celano heißt. Ihr Alter steigt sehr hoch hinauf weit über die Zeiten der Römer. Sie hatten eine Volkssage, nach welcher sie von Marsyas, einem Sohne der Circe, abstammten. Plinius sagt 1) a Circe filios ortos ferunt. Ebenderselben Meinung sind Gellius 2) Solinus, 3) der sich auf Solinus beruft, Scymnus von Chios 4) und Servius 5). Alle bezeugen dabei, die Marsen wären kraft ihrer Abkunft gegen den Biß von Vipern und Schlangen gesichert gewesen.

Eine solche Tradition konnte sich nicht erhalten, wosfern man nicht fest glaube, Circe habe ihre Wohnung im Tyrrhenischen Meere gehabt. Hier müssen wir uns an das Circeische Vorgebirge und an die gleichnamige

- 1) 7. B. 2 S.  
 2) 16 B. 11 S.  
 3) 4 B.  
 4) B. 226.  
 5) ad Aen. VII.

namige Stadt erinnern, die Tarquinius als eine Kolonie anlegte; dieses erzählt Dionysius von Halpkarnaf 1), mit dem Zusage: wo Circe, der Sonne Tochter, gewohnt haben soll. Strabo sagt: 2) dort sey der Circe Burg, und Minervens heiliger Altar; man zeige auch noch eine Opferschale von Ulyß. Diodor berichtet 3), Circe sey die Gemahlin eines Sarmatischen Königs gewesen; aber, weil sie ihren Mann vergiftet, und viele Grausamkeiten verübt, habe sie fliehen müssen, und sey nach Italien an das Circeische Vorgebürge geflüchtet. So sagt auch Pomponius Mela 4), Circes domus aliquando Circei. Und Virgil, der, auf Homers Fußstapfen, seinen Helden ebenselben Weg wie Ulysses führt, Virgil nennt nach Gaëta das Land der Circe 5):

Proxima Circeae raduntur littora terrae,  
Dives inaccessos ubi Solis filia lucos etc.

Eben

1) 4 B.

2) 5 B. S. 232.

3) 4 B. S. 173.

4) 2 B. 4 S.

5) Aen. 7 B.

Br. üb. Amer. 3. Th.

Eben diese Absicht hatte Apollonius 1), auch auf seinen Helden Jason, den er ebenfalls nach dem Wohnsitz der göttlichen Circe und an des Tyrrhenischen Meeres westliche Küsten segeln läßt. Die Einwohner von Circeji waren so sehr überzeugt, hier sey das Land der Circe, daß sie diese als Göttin verehrten; Circeen quoque coloni nostri Circejenses religiose colunt, sagt Cicero 2). Daß Circe dort gewohnt habe, versichert selbst Aetas, ihr Vater oder Bruder, König von Colchis, beym Apollonius 3). Circeji, nebst dem gleichnamigen Vorgebürge, lag in der Gegend des heutigen Vorgebürges Circello, wenige Meilen von Terracina; welche beyde verschiedene und von einander abgelegene Orte der unerfahrne Solin zu einem macht 4). Um jedoch die etwas verwickelte Stelle beym Homer, durch welche die Tradition von Circens Wohnung im Tyrrhenischen Meere einen noch ältern Grund erhält,

1) Argon. 3 B.

2) De Nat. Deor. 3 B.

3) Arg. 3 B.

4) 24 S.



erhält, besser zu erklären, müssen wir seinen Zeitgenossen Hesiodus zu Hülfe nehmen. Dieser sagt in der Theogonie (V. 1251):

Der Sonne und Hyperions Tochter, Circe, ward von Ulyß Mutter des tapfern, tadelfreyen Latinus. Dieser war's, der im Abgelegenen der heiligen Inseln alle berühmten Tyrchener beherrschte.

Man hatte also zu Homers und Hesiods Zeiten eine Tradition, daß Circe auf einer Insel des Tyrchenischen Meeres wohne. Allein diese Insel ist nicht dem Circeischen Vorgebürge gegenüber zu finden. Plinius stellt sich vor 1), dieses Vorgebürge sey vor alters ganz vom Meere umgeben gewesen, und habe sich, nachdem das Meer zurückgetreten sey, mit dem festen Lande verbunden: Circei quondam insula . . . ut creditur Homero, at nunc planities; welches er bey dem Verzeichnisse der Länder, die durch des Meeres Zurücktretung entstehen, wiederhohlet 2). Servius 3) beruft sich auf Varro's

D 2

Zeugniß

1) 3 B. 5 K.

2) 2 B. 85 K.

3) Ad Aen. VII.

Zeugniß, wenn er sagt: *Circaeus mons* (qui) a *Circe* dicitur, aliquando *Insula* fuit, nondum siccatis paludibus, quae eam dividebant a continenti. Die Dichter verlegten *Circe* ganz willkürlich bald dahin, bald dorthin: *Aristophanes* setzt sie gar nach *Korinth* 1). Allein wir glauben ganz gern, daß man weiter keine Rücksicht auf solche Dichtereinfälle nehmen müsse: wir suchen blos im Dunkel der Mythologie und der Ueberlieferungen dasjenige, was sich ohne gewaltsame Verdrehungen der Wahrscheinlichkeit nahe bringen läßt.

*Plinius* 2) belehrt uns auch über die Lage von *Kalypso's* Insel, *Ogygia*, dem *Lacinischen* Vorgebirge gegen über: *Mons Altanus*, promontorium *Lacinium*, cujus ante oram X. m. pass. a terra *Dioscoron*, altera *Calypsus*, quam *Ogygiam* appellasse *Homerus* existimatur. In der Nähe vor diesem Vorgebirge befand sich der berühmte Tempel der *Juno Lacinia*. Dieser Tempel lag

1) *Plut.* B. 303.

2) 3 B. 10 S.

lag sechs Meilen von Kroton, einer zu der Römer Zeiten berühmten Stadt. 3) Das Iacينية Vorgebirge heißt jetzt Capo delle Colonne, östlich in Calabria oltra. Alles dieses bestätigt Schlar in seinem Periplus, wo er sagt 2), nahe bey dem Tempel der Iuno Lacina liege Kalypso's Insel, wo Ulyß verweilt habe. Daher läßt auch Schymnus von Chios 3) die Ausonen von Auson, einem Sohne des Ulyßes und der Kalypso abstammen.

Ich gebe zwar zu, daß einige alte Kritiker und Dichter Kalypso's Insel weiter von Italien entfernt geglaubt haben. Der Kanonikus Hagius de Soldanis versichert in seiner Schrift de lingua punica S. 50. ausdrücklich, die Insel Gozo bey Malta habe Hesperia, Ogygia, Gaudon etc. geheissen. Und Strabo bezieht sich auf ein Zeugniß von Kallimachus, daß die Insel Gaudon oder Cozo die Ogygia gewesen sey 4); bey welcher Stelle auch

D,

Anfang

1) Liv. Hist. Rom. XXXIV. B.

2) S. 5 d. Dxf. Ausg.

3) B. 229.

4) 7 B. S. 299.

Eylanders Anmerkung nachgelesen werden  
 kan. Indessen, wenn man Ulyssens Reisen  
 ohne vorgefaßte Meynung untersucht, so ist  
 es nicht möglich zu glauben, daß er sich weit  
 von Italien entfernt habe. Ulyß erzählt  
 (im zehnten B.) er sey nach Sicilien gekoms  
 men, nachdem er das Land der Lotophagen  
 und die Aeolischen Inseln umfahren. Es  
 scheint also, er sey längst der Küste von  
 Afrika hingesehelt, und von dort bey Tra  
 pani und dem Vorgebürge S. Vito in Si  
 cilien vorbehey nach den Liparischen Inseln.  
 Von den letztern kömmt er schnell in sieben  
 Tagen zu den Lästrigonen, die im Gebiete  
 der ehemaligen Stadt Formiä, ohnweit Ga  
 eta wohnten 1) Und endlich von diesen erreicht  
 er noch an eben dem Tage die Insel Aea, den  
 Wohnsitz der Circe. Die Reise ist sehr kurz  
 keine Gefahr, kein anderes Eyland, keine  
 Meerenge wird dazwischen erwähnt; folg  
 lich muß die Insel Aea sehr wenig von den  
 Lästrigonen entfernt gewesen seyn. Indem  
 Circe dem Ulyß den Weg nach dem Avernus  
 angiebt, sagt sie (im zehnten B.), wenn er  
 abge-

1) Plin. Hist. nat. 3. B. 5 R.

abgesegelt sey, werde er bald das Ufer erblicken, wo Proserpinens Hain und Plutos Wohnung sich befinde: und wirklich, nach der Abfahrt von der Insel kömmt er in einem Tage ins Land der Cimmerier, wo der Avernus ist (XI B.). Daß Circe nicht weit von diesem Höllensitze gewohnt habe, davon zeigt sich ein Wink im zwölften Buche, wo Ulyß erzählt, kaum sey er von dort herausgekommen, so sey er zu Circen zurückgekehrt, die seiner gewartet, und ihm den Weg zur Rückfahrt nach Ithaka angegeben habe. Vorerst, sagt Circe zu ihm, wirst du bey den Sirenen vorübersegeln, und zwischen Scylla und Charybdis in Gefahr schweben. Er segelt nun ab, fährt in kurzer Zeit bey den Sirenen an der Insel Caprea vorüber, durch die Meerenge der Scylla und Charybdis. Nachdem er diesen entgangen ist, landet er, von seinen Gefährten gezwungen, in Trinacria, das heißt in Sicilien. Die Sonne zürnt wegen des Würgens ihrer Stiere. Nach der Abfahrt von Sicilien überfällt ihn ein schrecklicher Sturm, und alle seine Gefährten werden vom Blitz erschlagen. Ganz al-

lein, auf einem halbzertrümmerten Schiffe, wird Ulyß gegen die Meerenge der Scylla und Charybdis zurückgetrieben: doch hat er Kraft genug, diesen auszuweichen. Bloss durch Rudern lenkt er sein leckes Schiff immer rückwärts, bis er nach sieben Tagen Kalypso's Insel Ogygia erreicht. Hier verweilt er sieben Jahre, und, als er sie wieder verläßt, kömmt er allein in achtzehnen Tagen nach Corcyra zurück (7 B.)

Man sieht aus dieser Analyse, daß die Fahrt des Ulyßes sich nicht weiter erstreckt habe als um Sicilien, und vom Capo Circello bis zum Capo delle Colonne in Calabrien. Das Uebrige besteht blos in dichterischen Verschönerungen, die weiter nichts beweisen als eine fruchtbare Phantasie. Die zehnjährige Reise, das Wort Oecan, das Land der Cimmerier, alles dieses hat sowohl die alten als neuern Schriftsteller getäuscht, und die Kritiker haben daher geglaubt, die vom Dichter angezeigten Inseln und Orte im Atlantischen Oceane und nachher im Baltischen Meere zu finden. Hätten sie aber bemerkt, daß Homer seinen Helden

Helden sieben oder acht Jahre auf Ogygia, und ein Jahr in Aea verweilen läßt, so würden sie gefunden haben, daß Ulyß kaum an einem Jahre genug gehabt haben würde, um an den Küsten von Afrika hin zu seegeln, zum Orkus hinabzusteigen, nach Corcyra zu kommen, und endlich nach Ithaka zurückzukehren. Aus der Meerenge der Scylla kömmt er, ganz allein, auf einem lecken Schiffe, blos durch Rudern in neun Tagen nach der Insel der Kalypso. Eine so kurze Zeit mußte sie von der nahen Lage dieser Insel bey Sicilien überzeugen. Die Meerenge bey Sicilien befand sich also zwischen Circe's und Kalypso's Inseln; und von der letztern kam er in achtzehn Tagen nach Corcyra. Betrachtet man nun sowohl die Entfernungen der Länder und Orter, als auch die Zeiten, die zu jenen Seefahrten erfordert wurden, so paßt zuverlässig keines von dem allen auf den Ocean, und noch weniger auf die Inseln im Norden. Ich glaube daher, Sie werden mit mir überzeugt seyn, daß Ulyß auf seiner Fahrt die Grenzen, die ich Ihnen so

eben vorzeichnete, gewiß nicht überschritten habe.

Cluver 1) scheint zwar fest zu glauben, daß Malta die Ogygia der Kalypso sey; allein er dachte dabey nicht an einen sehr wichtigen Umstand. Ulyß befand sich allein auf einem von den Blitzstrahlen zersplitterten Schiffe oder Rachen; unmöglich konnte er Malta in neun Tagen blos durch Rudern erreichen: zudem hätte er sich ja auf die hohe See gewagt, ohne zu wissen wohin, statt lieber die Küsten von Italien zu halten, wo er doch eher Sicherheit und Zufluchtsort finden konnte.

Ocean und Eimmerier, diese Namen dürfen uns nicht irre machen. Virgil nennt den kleinen Tinar ein Meer; und bey den Alten hießen die sieben Ausflüsse des Po sieben Meere. So nennt Homer das Mitteländische Meer Ocean. Von den Eimmeriern glaubte man, sie wohnten in unterirdischen Höhlen zwischen Boja und Pozzuoli, wo die beyden Seen, der Averno und

1) Sicil. Ant. II, 17.



und Lucrino liegen, und wohin auch Inkos  
 phron sie setzt. Strabo berichtet uns 1)  
 Ephorus habe dafür gehalten, die Cimmerier  
 wohnten in Höhlen unter der Erde:  
 denn, setzt er hinzu, Agrippa habe den Wald,  
 der den See Averno umgab, aushauen las-  
 sen; und Coccejus, der die Fabel von den  
 unterirdischen Wohnungen der Cimmerier  
 geglaubt, habe deswegen den unterirdischen  
 Weg durch den Pausilippo angelegt oder viel-  
 mehr erweitert. Auf diese Cimmerier paßt  
 Homers Beschreibung vollkommen, daß sie  
 nämlich ewige Nacht hätten, daß sie nie-  
 mals die Sonne sähen u. s. w.; man braucht  
 nicht sich nach den Inseln im Norden zu wen-  
 den. Auch Apollonius 2) verdient hier ei-  
 ne Nachfrage; er beschreibt sie ebenfalls ganz  
 in der Nähe des Landes der Circe. Dort  
 war also der Avernus, der Phlegeton, der  
 Cocyt, und der Weg zu Plutons Reiche.  
 Cicero sagt, indem er vom Homerischen Avernus  
 redet: *inde in vicinia nostra Avernus  
 lacus*

1) 5 B. C. 244.

2) Argon. 4 B.

lacus 1). Um endlich die Insel Ogygia ganz aus Norden wegzurücken, will ich nur noch die Schilderung hersehen, die Homer 2) davon giebt. Merkur wird dahin gesendet, um Kalypso'n anzukündigen, daß sie ihren Ulyß nach Ithaka, wie Zeus befiehlt, solle zurückkehren lassen. Nun sagt der Dichter: auf der ganzen Insel duftete Wohlgeruch von Cedern und Weyhrauch, den die Göttin in der Grotte anzünden ließ. Rings um diese war ein grünender Wald von Pappeln, und Erlen und wohlriechenden Cypressen .. Rings um die Grotte rankte die Rebe, schwer von Trauben. Auf welche Insel des Baltischen Meeres paßt wohl diese Beschreibung von Cedern, Cypressen und Weinstöcken zu den Zeiten Ulyßens?

Doch ich bin wirklich müde, Fabeln und idealische, phantastische Erzählungen von Dichtern und Mythologen aufzujagen, und mißverstandene Stellen, zum Theil aus untergeschobenen Schriften, zu erklären oder zu widerlegen.

Frey-

1) Quaest. Tuse. I B.

2) Odysf. 5 B.

Freylich kan man mit einem solchen Apparate machen was man nur will. Die Atlantiden werden dadurch (S. 429) die Divi, das heißt, Geister (esprits folets) vor des Menschen Erschaffung, wie Herbelot uns belehrt hat; diese Geister sind von den Inseln Spizbergen und Neuzembia ausgegangen; beyde Eylande werden das Feenland, das vor allen andern bewohnt worden ist, ein Land, in welchem den Menschen ihr Leben sanfter und glücklicher hinsieß, als unter den mildesten Erdstrichen (S. 430). Daß sie gegenwärtig wegen des Eises und der allzustrengen Kälte nicht mehr bewohnbar sind, erklärt Hr. B. aus der successiven Verminderung des Centralfeuers, oder der Grundwärme; dieses behauptet er nochmals im vier- und zwanzigsten, oder letzten Briefe, und gründet sich dabey auf die Beweise des Grafen von Buffon durch die Versuche an den Metallen, die vom Glühen zur gänzlichen Erkaltung übergehen, und durch die Eisberge in der Schweiz.

Aber hören Sie nun, wie Hr. B. schließt. Es gab ein gewisses Resultat von Begebenheiten

heiten, das älter ist als die bekannten Völker in Sina, Indien und Persien; und diese Völker sind vom Kaukasus herabgekommen. Bis hierher sind wir einverstanden. Jene alte Lage der Dinge hat sich jenseits der Gebürge befunden. Möalich, daß jenseits der Gebürge ein gewisses Resultat von Begebenheiten war; ich glaub es. Was von dem Ursprunge der Völker und Gebräuche im Norden gesagt worden ist, hat also völlig seine Richtigkeit.

Hier fange ich an zu zweifeln. Die Perser setzen die Divi und Peri jenseits des Kaukasus. Die Divi und Peri sind weiter nichts als Esprits folets. Die Geschichte läßt die Atlantiden und ihre Feinde von den Inseln und Küsten des Eismeers herkommen. Um Vergebung! Mich dünkt gerade das Gegentheil. Hr. Pallas fand Spuren von dem Volke der Tschuden in den Ebenen der Tastarey. Hr. Pallas fand Leichname unter der Erde, aber keine Spur von Häusern oder andern Gebäuden, und alten Denkmälern. Auch muß man wissen, daß Hr. Pallas nichts weniger glaubt, als daß jene nördlichen

chen Völker die Stammväter der südlichen Nationen Asiens seyen. In seiner Schrift von Entstehen der Berge 1) beschreibt er auch diejenigen, die sich in Thibet gleichsam in einem Mittelpunkt vereinigen; und da sagt er; „in den südlichen Thälern dieses Gebürgs müsse man das erste Geschlecht von weissen Menschen suchen, welches Sina, Persien, Indien, u. s. w. bevölkert habe.,, Hr. Pallas denkt also wie wir. Unser Hr. Verf. fährt fort: die fünf ältesten Völker gehören also nach Norden. Diese fünf Völker sind die Atlantiden, ein Volk, das Plato erwähnt; die Divi und Peri; die Tschuden in der Tatarey. Sie werden sagen diese Folgerung sey nicht richtig; und ich weiß nicht, was ich Ihnen darauf antworten soll. Nun aber, (sagt Hr B. weiter S. 453) Können die Riesen, die Divi und die Atlantiden nichts anders als ein Volk gewesen seyn; ihre Feinde sind wahrscheinlich die Peri; folglich behalten wir  
nur

1) Observ. sur la formation de Montagnes etc. Peterfb. 1777. S. 14.

nur drei Völker, Atlantiden, Peri und Tschudi. Ich bin kein Freund von den Esprits folets; sie sind, der Sage nach, zumuthwillige Geschöpfe. Die Atlantiden und die Tschudi mögen immer von gleichem Alter seyn; es giebt noch andere Völker. Allein die ersten, ich meine die Atlantiden, werden wohl in dem Besitze bleiben, für eine westliche Nation zu gelten; und die Tschudi werden wohl Scythen seyn, die sich bis nach Finland ausgebreitet haben.

Ferner schließt Hr. Bailly so: die Atlantiden sind Hyperboreer; sie brachten nach Egypten alle Geschichten von Saturn, Zeus, Herkules u. s. w. mit; sie hatten den Cykel von neunzehn Jahren, den Meton nach Griechenland brachte, der das Produkt einer schon weit fortgerückten Sternkunde ist. Ich sage dagegen: die Atlantiden zogen nach Egypten, aber sie waren keine Hyperboreer. Den Cykel von 19 Jahren haben sie niemals gekannt; ihre astronomischen Kenntnisse erstreckten sich nicht weiter, als auf eine Bestimmung des jährlichen Sonnenlaufs nur auf 360, und des Mond-

laufs auf 28 Tage; sie wußten den Auf- und Untergang der Plejaden und Hyaden, und wenn sie mit den Nachtaleichen zusammentrafen; daher setzten sie auch eine Himmelskugel zusammen; ferner erfanden sie einige Sternbilder; mehr thaten sie, so viel wir wissen, nicht. Die Cykel wurden, meines Erachtens, in spätern Zeiten nach den Atlantiden ausgedacht, ich meine, nach der Ogygischen Ueberschwemmung. Metons Periode, die 432 Jahre vor unserer Aere bekannt wurde, schreibt sich, so viel sich aus Vermuthungen schliessen läßt, nicht aus Asien her, wo Meton niemals gewesen war. In Athen selbst scheint sie ausgedacht zu seyn; und sie gehört in die Reihe älterer Versuch: von den griechischen Astronomen, einen Cykel zu finden, durch welchen das Wiedererscheinen der Sonne und des Mondes an ebendemselben Tage wie vorher, bestimmt werden könnte, denn hierauf beruhte die richtige Feyer der Feste. Die Einschaltung eines Monats in der Dieteris, das heißt, jedesmal in zwey Jahren, war der Griechen erster Versuch eine solche Periode zur beständigen Richtschnur

Br. üb. Amer. 3. Th. P zu

zu erhalten; allein sie nahmen bald wahr, daß sie ohngefähr  $7\frac{1}{2}$  Tage zuviel bekamen. Sie fielen nun darauf, diese Periode zu verdoppeln; sie setzten sie auf vier Jahre, und schalteten auf ähnliche Art einen Monat ein: diese Periode hieß Tetraeteris, oder Olympiade: allein nunmehr fehlten auf der andern Seite vierzehn Tage. Man suchte diesen Fehler durch die Oktoeteris, das heißt, durch eine Periode von acht Jahren, zu heben; und wirklich kam man dadurch schon etwas näher zum Zwecke; denn in einem Zeitraum von acht Jahren betrug die Differenz zwischen dem Umlaufe der Sonne und dem Umlaufe des Mondes nicht mehr als 1 Tag, 14 Stunden, 9 Minuten. Man versuchte weiter auch eine Verbesserung der Oktoeteris, dadurch daß man drey Tage einschaltete; allein indem man einen Fehler vermied, begieng man einen andern. Meton verbesserte zuletzt auch diese Abweichung durch den Cykel von neunzehn Jahren. In dem ersten Jahre der Einführung seiner Periode fiel die Sommer Sonnenwende auf den 27 Junius; man fieng daher das Jahr mit dem

Neu-





däern angehört. Nur wenige Zeilen vorher erwähnt Censorin die Dodecaeteris, oder zwölfjährige Periode, und sagt dabei, man pflegte sie die Chaldäische zu nennen: wäre nun auch die Periode von neunzehn Jahren eine Erfindung der Chaldäer gewesen, so hätte Censorin es anzumerken gewiß nicht vergessen. Nach Verlauf von hundert Jahren nahm man wahr, daß auch Metons Periode mehr als sechs Stunden voreilte; deswegen nahm Kalippus (im Jahre 330 vor Chr.) vier Metonische Perioden zusammen, und machte daraus einen Cykel von 76 Jahren weniger einen Tag. So machten die Athenienser wiederholte Versuche, die Mondenmonate, die sie nebst dem Sonnenjahre brauchten, so viel als möglich zu berichtigen, so wie auch die Vollmonde, und alle ihre Feste, nach Vorschrift des Delphischen Orakels, auf gewisse Tage zu setzen. Man sieht aus dieser Reihe von Versuchen, daß Meton nach und nach auf den Gedanken geführt worden seyn müsse, den Cykel von neunzehn Jahren auszudenken, ohne daß er die Hülfe der Asiaten dazu nöthig gehabt hätte; eben

so, wie Kalippus hundert Jahre später den Irrthum in Metons Cykel entdeckte, und einen andern von sechs und siebenzig Jahren erfand, von welchem die Afiaten niemals einige Kenntniß gehabt haben. Rührte die Periode von neunzehn Jahren aus Asten ursprünglich her, so würden die Macedonier nicht so lange ungewiß geblieben seyn, wie sie das Jahr einrichten sollten; so würde Seleukus, als er den Antigonus einen grossen Theil Afiens von Babylon bis zum Indus abgewann, von den Afiaten ihren Kalender gelernt haben. Gleichwohl verhält es sich umgekehrt; das heisst, sie bekamen den Kalender von ihm; und so wie alle Provinzen seine Zeitrechnung, die Seleucidische genannt, gebrauchten, eben so bedienten sie sich auch der Macedonischen Monate nebst ihren Benennungen. Aus allen diesem folgt der Schluß: die Atlantiden kannten weder die Metonsche noch die Kalippische Periode.

Ich glaube sogar noch zweifeln zu dürfen, ob die Chaldäer, Perser, Sinesen u. s. w. wirklich Gebrauch davon gemacht haben. Das grosse Jahr von 223 Mondum-

läufen beträgt nicht genau neunzehn, sondern  
 achtzehn Jahre, 11 Tage, 43 Minuten:  
 auch zielte es nicht auf eben den Endzweck  
 wie Metons Periode; die Afiaten wollten  
 dadurch bestimmen, wenn die Mondfinster-  
 nisse wieder einträfen: defectus lunae, sagt  
 Plinius 1) post 223 menses in suos orbes  
 redire certum est; Meton hingegen erfand  
 seine Periode zur gewissen Bestimmung der  
 Vollmonds; und Neumondsfeſte auf ebenden-  
 ſelben Monatstag und ebendenselben Stand  
 der Sonne. Betrachtet man seine Periode  
 in Rückſicht auf einen ſolchen Endzweck, ſo  
 glaube ich nicht, daß man ſie in irgend eis-  
 nem Theile von Aſien antreffen könne. Noch  
 weniger findet man ſie in England, wie Hr.  
 B. zu glauben ſcheint. Diodor, auf den er  
 ſich beruft, ſagt blos 2), man habe gefabelt,  
 Luna ſey nicht weit von jenem Enland ent-  
 fernt, und Gott Apoll komme alle 19 Jah-  
 re ſie zu beſuchen. Und wiewohl er hinzu-  
 ſetzt, eine ſolche Periode pflege von den  
 Griechen das groſſe Jahr genennt zu werden;  
 wiewohl

1) 2 B. 15 R.

2) 2 B. S. 92.

wiewohl er (an einem andern Orte, im 12 B. S. 305.) Metons Enkel mit dieser Benennung belegt: so läßt er doch dem ofterwähnten Meton das Verdienst der Erfindung, nicht den Afiaten oder Hyperboreern. Man versichert auch, die Sinesen hätten zur Zeit des Kaisers Hoang-ti, 2611 Jahre vor unserer Aere, wahrgenommen, daß ihr Mondenjahr, nach dem sie sich bisher gerichtet hatten, nicht mit dem Sonnenjahre übereinstimme, sondern daß in einem Zeitraume von 19 Jahren eine Einschaltung von sieben Monaten nothwendig sey. Diese Beobachtung, wenn sie anders ihre Richtigkeit hat, ist gewiß älter als Meton. Man hat aber Ursache, an ihrer Richtigkeit noch zu zweifeln; denn Casini hat sie blos durch Vermuthungen herausgebracht. Gewöhnlicher scheint bey den Afiaten die Periode von sechszig Jahren gewesen zu seyn: daher ihre Enkel von 60; 3600; 24000 und 36000 Jahren.

Nun zu einem andern Satze des Hrn. Bailly. Er sagt: Die Peri sind die Stammväter der Perser, Sinesen etc. und dieses sind die Völker, die die Astronomie vervollkommenet haben.

Zuletzt bestimmt er sogar den Zug und die Abenteuer der Atlantiden von Spitzbergen bis nach Egypten. Doch ich muß hier anführen, mit welchen Protestationen er sich sowohl gegen den Hn. von Voltaire, als gegen jeden seiner Leser überhaupt verwahrt. Er sagt nämlich (S. 464): Wenn Sie verlangen, daß ich in der angefangenen Erzählung fortfahren, wenn ich Plato'n mit Plutarch vereinigen, und Ihnen einen Roman schreiben soll... so kan ich Ihnen Folge leisten. Ich will nicht wiederholen, daß Plutarch mit Plato'n vollkommen übereinstimmt, indem jener die Atlantischen Inseln genau dahin setzt, wo dieser die Lage der Atlantis angiebt. Ich begnüge mich, Sie auf die Bemerkung zu führen, daß Hr. V. selbst gesteht, was ich in meinen vorigen Briefen zu sagen die Ehre gehabt: nämlich der berühmte Gelehrte hat nur scherzen, hat nur der Welt zeigen wollen, wie viel er über den Geist seiner Leser dadurch vermöge, daß er einnehmende Beredsamkeit mit einer ihm eigenen Anmuth und einer ausserordentlichen ausgezeichneten Gelehrsamkeit verbindet.

Was

Was er Roman nennt, ist Resultat seiner vorhergehenden Folgerungen, die alle dahin zielen, die Atlantiden aus Spitzbergen herzuführen, sie in Asien zwischen dem Ob und Jenisei verweilen, und, nachdem sie sich hier vermehrt haben, gegen die Quellen dieser Flüsse vorrücken zu lassen. Nun war, nach Hn. Baillys Vorstellung, Spitzbergen ein Land, wo sich die Einwohner zum Erstaunen vermehrten: daher zogen Kolonisten von dort aus, die mit den ersten in Krieg geriethen; und diese wanderten nach Krasnojarsk, wo Hr. Pallas Spuren von ihnen antraf. Als sie aber von ihren Nachbarn aufs neue beunruhigt wurden, zogen sie sich theils in das Kaukasische Gebürge am Kaspi-schen Meere, und bevölkerten die Berggegenden von Astrakan; theils wendeten sie sich nach Tangut. Damals waren also die Länder unter 49 Gr. der Breite bevölkert, und das Reich der Peri auf das Reich der Divi gefolgt, die Zeiten des Feenkönigs Gianben-Gian, auch der gute Geist genannt. Damals entstanden viele Sprachen; es wurde Sternkunde getrieben, und die astro-

nomischen Tafeln wurden vollkommener gemacht. Allein als diese Völker sich sehr vermehrt hatten, thaten sie Einfälle in die Gebürge: hier ist also der Krieg zwischen den Divi und Peri.

Nich dauert Hr. B., wenn er bey dieser Stelle (S. 469) sagt, er befinde sich in eben der Verlegenheit wie die Romanensreiber, die, nachdem sie ihren Prinzen bis zum letzten Bande gebracht haben, nicht wissen wie sie ihn loswerden sollen, und ihn zuletzt erstechen lassen. Daher müssen die Atlantiden die Verschanzungen der Gog und Magog angreifen und zerstören. Die Ueberwundenen entwischen, und dieß sind nun die Braminen auf der einen Seite an den Gebürgen von Thibet, auf der andern die Sinesen, mit ihrem Fo-hi, die in beyden Ländern das erste Licht verbreitet haben. Die Atlantiden hingegen ziehen ganz langsam nach Egypten. Die Tataren, das heißt Tatars Nachkommen, die Bewohner des Landes der Divi, gründen das Persische Reich, unter Djemschids Anführung (S. 474). Siehe da, sagt Hr. B., die Epoche wo der neuere und  
bekannt



bekannte Zustand von Asien anfängt. Und so wie die Atlantiden die Wissenschaften nach Egypten verpflanzten; eben so können diejenigen, die nach den südlichen Gegenden Asiens gebracht worden sind, von dem vertilgten Volke der Tschudi abgeleitet werden. Hier schließt sich Hn. Bailly's Werk.

Aber was ist das nun? hör' ich Sie fragen. Sind denn also alle gesittete und nicht gesittete Völkerschaften in Egypten, Griechenland, Sina, Indien, Persien, Chaldäa u. s. w. von Spizbergen und den nördlichen Inseln hergekommen? Was waren das für Inseln? was sagt ihre Geschichte? Welche Analogie, welche Schrift, welche Sitten können wir unter so entfernten Völkern annehmen? --- O Sie fragen mich zu viel auf einmal! Sie können noch besser als ich solche Fragen beantworten, dergleichen noch mehr vorkommen, wenn man Rudbeck's und Hn. Bailly's Schriften untersucht: haben Sie doch schon so etwas gethan, indem Sie in Ihrem Schreiben vom verwichenen 6 August die Meynungen der Herren Bougainville und Grennier widerlegt haben, wo-

von

von jener die Atlantis in Madagaskar oder mitten auf dem Mittelländischen Meere, dieser aber in Palästina finden will. Alle diese Hypothesen entstanden daher, daß jene grosse Insel, die Plato den Säulen des Herkules gegenüber und zwischen den beyden festen Ländern setzt, sich jetzt nicht mehr im Oceane findet; so wie auch daher, daß man sich nicht hat überzeugen können oder wollen, daß sie allerdings existiren konnte, ehe sie vom Meere verschlungen ward. Sie haben mehr Muffe; von Ihnen erwarte ich die Auflösung. Nur noch eine Bemerkung zu den vielen vorhergehenden über unsers Verfassers Briefe.

Die Atlantiden bedienten sich der Bilderschrift, die man später Hieroglyphen genannt hat. Wären sie nun vom äussersten Norden nach Asien, und so immer weiter bis nach Egypten gezogen; so hätten sie wohl zugleich mit ihren astronomischen Kenntnissen, auch ihre Schrift zurückgelassen. Durch welchen Zufall wäre in Asien nur ihre Wissenschaft, und gar keine Spur von ihrer Schrift zurückgeblieben? Wie gieng es

zu, daß diese Schrift, ohne in dem ursprünglichen Wohnsitze eine Spur zu hinterlassen, nach Egypten und Ethiopien übersprang? Durch welche Zauberkrast kam sie auch nach Mexico, zu einem Volke, das durch ein weites Meer abgesondert war? In Asien, das Egypten so nahe ist, waren niemals Hieroglyphen gebräuchlich, aber in Mexiko brauchte man dergleichen: und ihre Erfinder sollen aus Asien nach Egypten gekommen seyn? So müßte man auch schließen, daß auch die Wissenschaften der Asiaten nicht von den Atlantiden herzuleiten seyn mögten: denn es scheint erwiesen zu seyn, daß die letztern keinesweges aus Norden hergekommen seyen, sondern vom Occident und vom Ocean, der zu allen Zeiten den Namen, der Atlantische, behalten hat.

---

## 10. B r i e f.

Sie verlangen, ich soll meiner, obgleich nur flüchtig in einem freundschaftlichen Briefwechsel

wechsel angestellten Untersuchung, noch einen kleinen Zusatz beyfügen, in wie weit der Gegenstand, den die Herren Rudbeck und Baily behandeln, an sich selbst Wahrscheinlichkeit haben möge. Ich will suchen, dieses Verlangen einigermaßen zu befriedigen.

Daß nicht die allgemeine Ueberschwemmung allein, sondern mehrere Ueberschwemmungen die Gestalt des Erdballs verändert haben, ist eine ganz ausgemachte Sache: aber wie und wenn es geschehen sey, darüber wird zwischen den Chronologen noch sehr gestritten. Chronologie ist kein Glaubensartikel. Man hat hundert und zwey und dreyßig verschiedene Meinungen darüber gezählt. Ich könnte Ihnen eine Menge das von anführen; aber es mag mit einer, nämlich mit der Meinung des gelehrten Barons von Bielefeld 1) genug seyn. Wir haben von diesem Gegenstande hinreichend im zweyten Theile gehandelt; Sie werden mich daher sehr gern mit Wiederholung verschonen, und

1) Les premiers traits de l'érud. ch. III.

und mir nur eine kleine Anmerkung noch erlauben.

Die Epoche einer allgemeinen Ueberschwemmung muß sehr alt seyn; dieses beweist das grosse Buch der Natur. Es läßt sich auch nicht bezweifeln, daß nach jener allgemeinen Ueberschwemmung eine andere Revolution auf dem Erdball erfolgt sey, die, wie schon gesagt, die grosse sogenannte Ogygische Fluth zu den Zeiten des Phoroneus und des Egyptischen Herkules, verursacht habe. Nun rede ich von den Zeiten vor und nach dieser Fluth, als die traurigen Ueberreste der Nationen auf den Bergen in Asien sowohl als in Afrika und in andern Gegenden des Erdbodens Zuflucht suchten. Ich rede von den Zeiten, wo das Meer, im Gleichgewichte mit der täglichen Umwälzung der Erde im Besitz so grosser Räume der Oberfläche blieb, die vorher zusammenhängendes Land und bewohnt waren. Daher umfloss auch das Wasser so viele Völkerschaften, die jetzt auf Inseln wohnen, in einer Entfernung von dreystausend Meilen von allem festen Lande, mit welchem sie zu Wasser lei-

ne:

ne Verbindung hatten noch haben konnten. Diese Zeiten nach einer so grossen Revolution und auch noch vorher sind es, die ich hier meine; und finde daher kein Bedenken zu behaupten daß von Spitzbergen oder von den nördlichen Inseln niemals eine Menschenart, niemals eine Kunst oder Wissenschaft ausgegangen sey, welche letztern nachher in Egypten, in Indien und Sina ausgebildet worden seyn sollen.

Ehe die Menschen Wissenschaften bearbeiteten, das heißt, ehe sie Trieb fühlten die Natur zu beobachten, sich mit Kenntnissen zu bereichern, ihren Verstand aufzuklären, und ehe sie noch ihre Wissenschaft andern mittheilten, müssen sie auf eine Art gedacht haben, ihre eigenen Begriffe an den Tag zu geben oder darzustellen, damit sie vermittelst gewisser angenommenen Zeichen beständig und fest erhalten werden könnten. Diese auf die Nachkommenschaft mit den Ideen und Wissenschaften übergegangenen Zeichen können allein uns belehren, wo sie wohl entstanden seyn mögen: denn ihre Gleichförmigkeit zeugt von der Verbindung und auch von der Abstammung der Nationen; ihre Verschiedenheit

heit oder Ungleichheit aber von verschiedener Abkunft und Mangel an Verkehr zwischen den Völkern. Ich sehe ein Buch französisch, italienisch oder deutsch geschrieben, und es zeigt mir, von welcher Nation der Verfasser sey, der es schrieb. Es wäre möglich, daß ein Franzose das Buch italienisch, oder ein Deutscher das Buch französisch schreibe; allein ein ganzes Volk spricht und schreibt seine eigene Sprache, und diese Schrift, diese Sprache beweist mir gewissermassen seine Abkunft.

Nun drückten die Hindus ihre Begriffe durch Zeichen aus, die durch eine Verbindung von Linien bestimmt, und Buchstaben genannt werden. Die Schanskrita, oder die heilige Sprache, in welcher das Schastah geschrieben ist, reicht über 3000 J. über die christliche Zeitrechnung hinauf: ja, wenn man den Braminen trauen will, so ist dieses Buch ein Werk von Brahma, ihrem ersten Könige und Priester, dem Anherrn der regierenden heiligen Familie Succadit, nach deren Erlöschung sich die Rajah's oder Statthalter unabhängig machten. Jener  
Br. üb. Amer. 3. Th. 2. Q. erste

erste Codex \*) hieß Scharah Bhade; und dieser erhielt sich tausend Jahre acht und unverändert. Alsdann machten einige Goseynbrammen, die Bischöfe der Gentoos mit Hülfe der Battezaaz oder Kommentatoren eine Paraphrase davon, die Scharah Bhade des Brama genannt wurde, und 500 J. währte. Nach deren Ablauf erschien ein zweiter Kommentar. Die Urschrift bestand anfangs aus vier Büchern oder Kapiteln; in der ersten Umänderung wurden zwei Bücher hinzugefügt; und nun in der zwoten erhielt sie gar achtzehn. Auch die Schrift veränderte sich durch Einmischung der verderbten Volkssprache. Daher entstanden die Spaltungen

\*) Was hier und an verschiedenen andern Stellen von den heiligen Büchern und der Theologie der Indier vorkommt, ist größtentheils aus Holwel's Werke über Bengalen und Hindostan, (in der franz. Uebersetzung *Événemens historiques --- relatifs aux Provinces de Bengale etc.*) wie wohl ziemlich mangelhaft und nicht in der besten Ordnung gezogen. Um es zu ergänzen und zu berichtigen, hätte ich einen beträchtlichen Theil des Werks abschreiben müssen, das jeder Liebhaber solcher Gegenstände lieber selbst nachlesen wird.



gen zwischen den Braminen an der Küste von Coromandel sowohl als von Malabar, und denen am Ganges. Daher entstand der Vedam; daher blieb die alte Schrift allen unbekannt, ausgenommen drey bis vier Familien der Goseyn, die noch die Schan:skrita lesen und verstehen können. Der zweyte und letzte Kommentar des Schastah von Brama führte den Titel Aughtortah - Bhade - Schastah: im J. 1766. schätzte man sein Alter auf 3366 Jahre. Daher der Ursprung der Mythologie und der Fabeln, welche die Braminen mit unendlich vielen Gesetzen und Cärimonien dem Volke bekannt machten, um dessen wahre Despoten und Tyrannen zu seyn. Dauerte nun die im ersten Codex bekannt gemachte Lehre 1000, die im zweyten 500, und die im dritten 3366 Jahre welches mit dem Jahre 1766 nach unserer Zeitrechnung zusammenrifft, so folgt hieraus, daß nach den von Hrn. Holwell berichtigten Annalen der Braminen, die erste Schrift 3100 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung bekannt gemacht und verstanden worden sey.

Die Reinigkeit der Lehrsätze im ersten Codex

Schastah, im Schartah ; Bhade, ist ein starker Beweis für sein hohes Alter. Er lehrt Einheit Gottes, allgemeine göttliche Vorsehung über alles Geschaffene, Belohnungen und Strafen in einem zukünftigen Leben, Vorexistenz der Seele u. s. w. Alles Lehren die nachher in den Eleusinischen Geheimnissen gelehrt wurden, aber wegen der herrschenden Vielgötteren nothwendig sehr geheim gehalten werden mußten.

Die Hindus hatten also Buchstaben-schrift seit undenklichen Zeiten. Aber weder die Egyptier, noch die Sinesen können dasselbe sagen. Jene wußten anfangs zum Ausdrücken ihrer Begriffe kein anderes Mittel, als eine Bilderschrift durch Vorstellung von Thieren, Bäumen, Pfeilen, Menschen, Theilen des menschlichen Körpers u. s. w. Und das war ihre alte Schrift, die sie von den Atlantiden gelernt hatten; nur die Priester verstanden sie, und daher bekam sie auch den Namen Hieroglyphen. Die Sinesen bedienten sich dazu gewisser Schnüre mit verschiedenen Farben und Knoten, die Quippi genennt wurden; dadurch waren sie im Stande

de, nach gewissen durch den Gebrauch festgesetzten Regeln, alles was sie wollten auszudrücken und vorzustellen.

Die Bewohner Indiens hatten weder Quippi noch Hieroglyphen; weder die Egyptier noch die Sinesen hatten die Schastah-Schrift: folglich scheinen sie von ganz verschiedener Abkunft zu seyn.

Und hier, muß ich gestehn, ist Herodots 1) Zeugniß von grossem Gewichte für mich. Dieser wollte schon vor 2200 Jahren beweisen, daß die Egyptier, deren Klima und deren Strom sie von andern Nationen so merklich auszeichnete, auf eben die Art auch ganz andere Gesetze und ganz andere Einrichtungen als die übrigen Erdebewohner gehabt hätten. Einige haben behauptet, sie hätten ihre Sprache von den Hebräern gelernt. Allein, da die Hebräer in der kurzen Zeit ihrer Gefangenschaft zu Babylon ihre Sprache so sehr vergassen, daß in der zweiten Generation, nach ihrer Zurückkunft, die Bibel ins Chaldäische übersetzt werden mußte, um sie dem Volke verständlich zu machen:

Q 3

wie

wie kan man wohl annehmen, daß sie wäh-  
 rend ihrer dreihundertjährigen Knechtschaft  
 in Egypten, nicht nur die herrschende Landes-  
 sprache gelernt, sondern auch ihre eigene den  
 Egyptiern mitgetheilt und allgemein ge-  
 macht haben sollten? Joseph hatte in kurzer  
 Zeit seiner Väter Sprache so rein vergessen,  
 daß er zur Unterredung mit seinen Brüdern  
 einen Dolmetscher gebrauchte. Lassen Sie  
 uns lieber sagen, die Hebräer machten's wie  
 in Babylon, sie lernten Egyptisch; Moses  
 (ein Egyptisches Wort) brachte nachher die-  
 se Sprache nach Asien; hier vermischte sie  
 sich mit den Asiatischen Sprachen, aber sie  
 behielt doch eine Analogie mit der Egypti-  
 schen: und dieses verleitete sowohl die fol-  
 gen Beschnittenen, als auch die ihnen anhän-  
 genden Gelehrten zu der Hypothese, die Egh-  
 ptischen Herren hätten von ihren Hebräischen  
 Sklaven reden gelernt.

Man hat wirklich, wiewohl im Gegens-  
 satz mit Hn. Bailly's Meynung, dafür ge-  
 halten, die Egyptier hätten Indien und Si-  
 na mit Kolonisten bevölkert: auch ist bekannt,  
 wie viel für und wider die grossen Züge des  
 Ba-

Bacchus, des Sesostris und des Osiris gesagt worden ist. Aber was hatten die Egyptier jemals mit jenen Völkern gemein? Schon ihre Arten ihre Ideen auszudrücken, das heißt ihre Schrift, sind unendlich verschieden gewesen. Die Egyptier enthielten sich aus Religionsgrundsätzen des Genusses vieler, besonders der sogenannten unreinen Thiere. In Sina war niemals der Genuß irgend eines Thiers verboten; alles wurde dort gegessen, Ratten, Fledermäuse, Katzen, Hunde, Kühe u. s. w.; und dem alten So-hi, 2950 Jahre vor Chr., schreibt man die Anordnung der Opfer von Ochsen, Pferden, Lämmern, Hunden und andern unreinen Thieren zu; ganz anders als bei den Egyptiern. Vergleicht man diese mit den Bewohnern Indiens, so zeigt sich wieder Verschiedenheit. Die Egyptier erhielten aus Religionsgrundsätzen die Leichname durch Einwickeln und Einbalsamiren; die Indier pflegten sie, auch nach Religionsgrundsätzen, einzuscharren oder zu verbrennen; diese hatten das System der Seelenwanderung; jene hingegen scheinen Auferstehung geahndet oder

geglaubt zu haben. Die Indier assen und opferten kein Thier; die Egyptier brauchten Thiere zur Speise und zu Opfern.

Wer zeigt mir wohl in Hindostan oder Sina Vorstellungen vom Sphynx, vom Krokodil, oder von einer zirkelförmig gekrümmten Schlange, als einem Bilde der Zeit? Wer zeigt mir dort die Egyptischen Gebräuche des Urtheils über die Todten und der Einbalsamirung, nach vorgängiger Eröffnung des Körpers mit dem Ethiopischen Steine? Ich nicht dieß alles den Egyptiern eigen? Doch waren die Lehrsätze zwischen den Hindus oder Braminen und den Egyptiern nicht so verschieden als die Religionsgebräuche. Im Schastah findet man, daß sich bey den Braminen beständig der Glaube erhalten habe, Gott sey der Schöpfer des Weltalls. Sie nannten ihn Brama, ein Attribut, welches Schöpfer anzeigte. Wishtnu oder Wischnu bedeutete Gott der erhält, und Sib war so viel als barmherziger Gott. Die Egyptischen Priester lehrten, Gott sey der Schöpfer von allem; sie nannten ihn

Emef.

Emef. 1) Die Eigenschaft der Gottheit, nach der sie alles erhält, wurde durch das Wort Amon bezeichnet; und als den Urheber, als den Baumeister der Schöpfung, nannten sie Gott Fra. Unwissenheit und Aberglauben vereinigten sich, eine Schaar verschiedener Götter zu erfinden: indessen beweisen doch solche Lehrsätze so viel, daß die von den Kirchenvätern gelehrte Wahrheit von einem dreheinigen Gotte in der Wissenschaft der Braminen und Egyptier gleichsam wie in einer Dämmerung verborgen lag. Herodot fand in Egypten Bildsäulen, die für Alter umgestürzt waren. Die Kalossalsäulen in Sina sind nicht älter als unsere Zeitrechnung. Herodot lebte zu den Zeiten des Konfu-tse, des Lehrers und Aufklärers der Sinesen. Die Pyramiden und Obelisken sind Werke der frühesten Jahrhunderte, sie zeugen von einem civilisirten und gesitteten Volke: solche Unternehmungen sind in jenen Ländern etwas unerhörtes, wo man nicht einmal geringere Gebäude mit einiger Regelmäßigkeit und von einiger Grösse anzugeben wußte.

Q 5

In

1) Jamblich. de myst. sect. VIII, c 3.

In Hindostan hingegen sind die Pagoden mit Pyramiden verbunden: es giebt deren von einer Höhe von 87 Fuß, wie die zu Bilz nur an den Grenzen von Pondichery, nach den von Hn. le Gentil mitgetheilten Berechnungen: allein diese sind eine Art von Thürmen, in einer der sogenannten Gothischen ähnlichen Manier, an den vier Kussenseiten mit ungeheuer vielen Statuen überladen, welche die Götter, oder vielmehr Symbole der Gottheit vorstellen sollen. Endlich war auch die Beschneidung den Hebräern, Egyptiern, Ethiopiern und Colchiern eigen: die Indier, die Sinesen und die Phönizier wußten nichts davon. Hierinne lag die vorzüglichste Ursache, warum Herodot 1) die Colchier für ein Pflanzvolk von Egypten hielt. Auch die Troglodyten haben, nach Diodor's 2) Bericht, den Egyptischen Gebrauch der Beschneidung gehabt. Diese Beschneidung scheint mir einer der erheblichsten Einwürfe, mit welchen man immer die angebliche Abkunft der Afrikanischen Völker aus Norden bestreiten kan. Denn niemals

fin-

1) 2 B. u. 105. 2) 3 B. S. 100.



findet man einen solchen Gebrauch bey den Scythen, Chaldäern, Persern, Medern, Phöniziern, ja nicht einmal bey den Griechen, die doch Egypten so nahe waren. Gegenwärtig ist Asien voll von Beschneitten, die es entweder dem Judenthume oder dem Mohammedismus zu Gefallen sind, der aus Arabien herkommt: aber auch noch gegenwärtig haben die Anhänger der alten Persischen oder Zoroastrischen Religion, nämlich die Guebern, keine Beschneidung. Erinnern Sie sich, wie genau Hr. Niebuhr davon handelt 1). In Amerika hingegen ist die Beschneidung sowohl am Oronoko, als in Mexiko und anderwärts, wie wir gesehen haben, etwas ganz gewöhnliches. Man denke nur an den Polytheismus der Egyptier, an die Namen ihrer Götter, Osiris, Theut, Serapis, und dieß ist schon hinreichend um sich zu überzeugen, daß die Sinesen und die Indier, bey welchen jene Namen unbekannt waren, die sich zu einer ganz andern Religion und Theologie bekennen, einen verschiedenen Ursprung gehabt haben müssen. Hr. von Paum  
be.

1) *Déscrip. de l' Arab.* p. 67.

beweist sehr ausführlich und gelehrt, daß die Sinesen mit den Egyptiern gar nichts gemein haben, und zeigt die Verschiedenheit der Gebräuche, Gesetze, Künste und der Religion beyder Völker. Hr. Needham wollte eine Uebereinstimmung zwischen Egyptischer und Sinesischer Schrift durch gewisse Charaktere beweisen, die auf einer weiblichen, fälschlich für eine Isis gehaltenen Büste, im Museum zu Turin, eingegraben sind. Auf seine Veranlassung hat ein Gelehrter zu Rom diese Charaktere mit Hülfe eines Sinesischen Wörterbuchs erklärt so, daß die Schriftzeichen des letztern jenen gegenüber gedruckt sind. Allein, die Wahrheit zu sagen, es findet sich keine Uebereinstimmung zwischen beyden, und die Erklärung ist ganz idealisch. Und gesetzt auch, sie träfen in einigen Stücken überein, so würden sie doch die gleiche Abkunft jener beyden Nationen noch nicht beweisen. Es bleibt immer wahr: in den ältesten Zeiten (was durch späteren Verkehr sich mag geändert haben, gehört nicht hieher) in den ältesten Zeiten erklärten sich die Sinesen durch Quippi's, das heißt durch Schü-

Schnüre oder Strickchen, die sich durch mancherley Knoten und Farben unterschieden; die Ethiopier aber und die Egyptier thaten es durch Bilder von Thieren, Menschen, und Pflanzen, in ganzen oder theilweisen Figuren. Man sieht, daß auch von dieser Seite die verschiedene Abkunft jener Nationen sich bestätigt. Ebendasselbe läßt sich von den Griechen sagen, ob sie gleich keine Beschneidung, noch auch das Eindalsamiren der Leichen im Gebrauch hatten, und in diesem Stücke den Afiaten ähnelten. Sie verdankten ihr erstes politisches Daseyn den Phöniziern; so wie ihre Kultur und einen Theil der Religion den Egyptiern. Strabo 1) sagt, Homer habe von Asiatischen Sachen nichts erwähnt, weil die Griechen vor der Gründung ihrer Kolonien in Jonien, niemals etwas von den Persern, Medern, Assyriern u. s. w. gewußt hätten.

Justin erzählt zwar 2), die Scythen behaupteten nicht nur, sondern bewiesen auch, daß sie älter seyen als die Egyptier: aber für Stammväter der Bewohner Egyptens

1) 15 B. S. 755. 2) 2 B. 1 A.

ptens haben sie sich niemals ausgegeben, noch gesagt, daß Asiatische Nationen Egypten bevölkert hätten. Auch Herodot 1) erklärt die Phrygier für älter als die Egyptier, aber nicht für ihre Stammväter. Alle Nationen haben über höheres Alterthum gestritten; aber auch in allen Ländern war man stolz auf sogenannte Autochthonen oder Aborigenes, auf Leute im Lande selbst erzeugt, die von den Bergen herab, nicht aus fremden Gegenden gekommen seyn sollten. Justin setzt in der obenangeführten Stelle hinzu 2), Dexoris, König von Egypten, sey der erste gewesen, der den Scythen den Krieg angekündigt hätte; diese wären ihm zuvor gekommen, und hätten in Egypten einbrechen wollen: aber sie wären von den grossen Sümpfen aufgehalten worden, und nach Asien zurückgekehrt. Wer jener Dexoris sey, weiß niemand: in einigen Ausgaben vom Justin steht Duxoris, oder Rexosis; manche lesen Sefosis oder Sefostris. Vielleicht stand in der Handschrift abgekürzt Rex oris, und man müßte lesen Rex ofiris.

Wies

1) 2 B. N. 2.

2) 2 B. 3 und 4 R. 2 (2 B. 3 und 4 R. 2)

Wieder etwas anders lehrt uns Diodor 1), der so manche Reise gemacht, und die alten Nachrichten in Egypten und Ethiopien sorgfältig studiert hatte. Nach seiner Erzählung versicherten die Ethiopier, sie hätten Egypten bevölkert, sie hätten ihre Sitten und Künste, ihre Schrift und Religion dorthin verpflanzt. Dieses scheint Strabo 2) zu bestätigen, wenn er sagt, vor Alters habe nur der Theil Egypten geheissen, der bey Syene anfängt, und am Meere sich endigt. Nun waren die Grenzen von Ethiopien eben bey Syene und bey der Insel Elephantine.

Die Hieroglyphen und die ersten Wissenschaften scheinen in Egypten von den Gebirgen herab durch Leute gekommen zu seyn, die mit den Ethiopiern ein Volk ausmachten, das heißt durch die Atlantiden. Und wirklich, von dem Tempel des Jupiter Hammon erhielten sie den Namen Hammonier; diese Hammonier aber waren, wie Diodor 3) sagt, Kolonisten von den Egyptiern so wohl

1) 3 B. S. 100.

2) 17 B. S. 790.

3) 2 B. N. 42.

wohl, als von den Ethiopiern. Ich wage nicht zu entscheiden, was Herodot selbst nicht zu entscheiden wußte, nämlich die Frage: welche von beyden Nationen, die Egyptier oder die Ethiopier, die andere ihre Religionsgebräuche gelehrt habe; aber folgende Betrachtung ist doch gewiß richtig. Die Ebenen Egyptens sind einmal mit Wasser bedeckt gewesen; dieß versichert Diodor und Herodot selbst, nach Beobachtungen an dem Sande und an den Meerprodukten bis unter Memphis. Ist nun dieses, so können wir nicht anders als so schliessen: in dem Verhältnisse, wie der Erdboden trocken ward, und das Meer allmählig zurücktrat, wanderten die verschiedenen Völkerschaften von den Bergen herab, und aus ihnen bildete sich nachher eine Nation, die sowohl durch grosse Werke der Baukunst und durch andere grosse Unternehmungen, als auch durch mancherley Thorheiten des Aberglaubens, auf dem ganzen Erdboden berühmt geworden ist.

Lucian führt in seinem Gespräche, die Flüchtlinge überschrieben, die Philosophie redend ein, wie sie dem Jupiter ihre Schicksale

sale erzählt, und in chronologischer Ordnung angiebt, welche Erdenbewohner früher, welche später Philosophen geworden seyen. Hier nun läßt er sie sagen: zuerst habe sie die Indier besucht, und sich da die Brachmanen und Gymnosophisten unterworfen. Von den Brachmanen sey sie nach Ethiopien, und von da nach Egypten gewandert, wo sie die Priester unterrichtet habe. Nun sey die Reihe an Babylon gekommen; dort habe sie die Magen und Chaldäer in ihre Geheimnisse eingeweyht. Weiter sey ihre Wanderschaft nach Scythien, und dann nach Thracien gerichtet gewesen; aus dem letztern Lande sey sie nun in Gesellschaft von Eumolpus und Orpheus nach Griechenland übergegangen; hier habe sie sieben weise Männer unter sich verbunden, u. s. w. Sie sehen, Lucian dachte so wie alle Alten; er glaubte auch, bey den Brachmanen habe sich zuerst alle menschliche Weisheit befunden. Pythagoras reisete sogar zu den letztern, und dann nach Babylon, um aus ihren und Zoroasters und der Magen Lehrsäzen ein System zusammenzufügen, das er in Griechenland und

Br. üb. Amer. 3. Th.      R      Itas

Italien vortrug. Ja, Hr. B. selbst sagt geradezu 1) es scheine daß die Chaldäer den Himmel später als die Egyptier zu beobachten angefangen haben. Und dabey beweist er folgende Sätze: in Egypten war Astronomie schon 3000 Jahre vor Ehr. Geburt; die Chaldäer lernten die Grösse des Sonnenjahres nicht eher als 2473 J. vor Ehr. berechnen; bey den Persern findet man die astronomischen Beobachtungen 3209; bey den Indiern 3101; bey den Sinesen 2449; und endlich bey den Tataren 2924 Jahre vor Christi Geburt. In Ansehung der Tataren räumt er ein, 2) daß sich kein anderer Beweis finde, als ihre Perioden von 60; 180 und 10000 Jahren. Perioden der letztern Art, die sie grosse Van nannten, zählten sie 8863 von Erschaffung der Welt bis auf das Jahr 847 der Hedsjira, oder nach unserer  
Zeit.

1) In d. Gesch. d. Sternk. d. Alterth. 1 B. 1 Abschn. § 8, 9. 10: S. 28; 34 d. deutsch. Uebers. v. Hrn. Wünsch. H = B.

2) Ebendas. 2 B. 3 Abschn. S. 24; S. 105, 106 d. deutsch. Uebers. v. Hrn. Wünsch. H = B.



Zeitrechnung 1444: allein in der Folge scheint er nicht abgeneigt zu glauben, daß sie ihre Kenntnisse aus Sina bekommen haben mögen.

Von den Hyperboreern und Thraciern sagt Hr. B. nichts. Man weiß auch wirklich nicht, daß sie jemals die Sternkunde oder sonst eine Wissenschaft getrieben hätten. Aristoreles läugnet gerade zu, daß es jemals einen Thracischen Orpheus gegeben habe. Maximus von Tyrus erwähnt ihn 1) als einen Sohn des Deagrus und der Kalliope, auf dem Berge Pangäus geboren, und verehrt bey den Drysen, einem rohen, räuberischen ungesellschaftlichen Volke; sagt auch dabey, der Griechische Orpheus sey von ihm verschieden. Der Markschreier Abaris, der zu des Pythagoras Zeiten gelebt haben soll, hat vielleicht niemals existirt, sondern dieß Geschöpf der Phantasie entstand wohl aus der Tradition von den Abaren, oder auch aus Egypten, wo Abaris des Teufels Name war, weil die Stadt Typhons auch so genannt wurde. Ancharsis, ein Bruder des

R 2

Scythi-

Dissert. XXI oder XXXVII, S. 439. d  
Ausg. v. Davis.

Scythischen Königs Caduidas, und Zeitgenosse von Solon, reifete nach Athen, um Kenntnisse zu sammeln; schrieb auch ein Gedicht über die Kriegskunst, und eine Abhandlung über die Mäßigkeit: man hielt ihn für einen von den sieben Weisen. 1) Lucian läßt ihn in einem Gespräche mit Solon auftreten, und erzählen: er sey vor seiner Reise nach Griechenland ein roher Mensch gewesen, habe sein Leben herumziehend von einem Orte zum andern auf Wagen zugebracht; habe nie eine Stadt gesehen gehabt, und noch weniger in einer gewohnt; Athen sey die erste gewesen. So waren die Scythen, nach dem Zeugniß des ganzen Alterthums beschaffen. Daher sagt auch Horaz: (3 B. 24 D.)

--- Campestris melius Scythae  
 Quorum plaustra vagas rite trahunt  
 domos  
 Vivunt

Auch Bion war ein Scythe, aus der Gegend des Borysthenes, zu Antigons Zeiten; allein er studierte zu Athen, und ward ein

1) Diog. Laërt. de Vit. Dogm. R. 8

ein Sophist. So oft von den Völkern am Pontus Euxinus die Rede ist, muß man niemals folgende Umstände aus der Acht lassen. Die Griechen schiften seit ganz alten Zeiten bis an das äusserste Ende jenes Meeres; dies beweisen die Erzählungen von Phryxus und Helle, von den Argonauten, von Orest und Pylades. Sie legten auch, nachdem sie festen Fuß in Jonien gefaßt hatten, Kolonien dort an. An den Mündungen des Isters ließen sich in alten Zeiten die Milesier nieder, und nahmen an beyden Ufern des Flusses einen grossen Strich Landes ein, der den Namen Istrien erhielt 1). Sie erbauten, nach Strabo's Bericht 2), die Städte Istrópolis, Jonii, Apollonia, Bizone, Cruni und Odessus. Auch die Egyptier sind bis dahin gekommen, wenn es, wie Herodot ver-sichert, wahr ist, daß die Colchier eine Kolonie von ihnen sind. Ferner verdient be-merkt zu werden: daß die Griechen sich nicht nur an den Mündungen des Isters, sondern auch in den Gegenden der Krimm niederge-lassen, und dort am Borysthenes die Städte

1) Herod. 2 B. 33 R. 2) 7 B. S. 329.

3) Theophrast. 1 B. S. 329.

Theodosia, jetzt Caffa, Olbia oder Borys-  
sthenis, Panticapäum und andere, vordem  
Einfall der Scythen, gebaut haben. \*) In  
der Folge nahmen die Thacier von der einen  
und die Scythen von der andern Seite, die  
Pflanzörter der Milesier ein. †) Diese zo-  
gen nun größtentheils an die Küsten des Adria-  
tischen Meeres, wo sie der Provinz Istrien  
den Namen gaben; diejenigen, die zurück ge-  
blieben waren, vermischten sich mit den Scy-  
then. Deswegen sagt auch Herodot 2), der  
Ister sey der größte Fluß in Scythien; und  
etwas weiter unten 3), bey der Unterschei-  
dung der Scythischen Völkerschaften, setzt  
er die Griechischen Scythen an den Ister;  
die Hirten-Scythen an den Borysthenes,  
und die Königlichen Scythen an den Mo-  
tischen Sumpf. Ist es nun wohl ein Wun-  
der,

\*) Genauer, die Milesier: wenigstens in  
Absicht auf Olbia und Panticapäum.  
S. Cellar. Geogr. Ant. T. I. S. 399,  
409, 410.

†) Thucyd. 2 B. 96 S.

2) 4 B. 46 S.

3) Ebd. S. 49.

der, wenn in der Folge ein Theil Griechischer und Egyptischer Religion bey den sogenannten Hyperboreischen Völkern gleichsam in dunkeln Bildern wieder erscheint?

Mit Recht schließt also Hr. B. die Scythen von dem Besitze der Wissenschaften aus; und ich schätze sein Werk von der Geschichte der Sternkunde des Alterthums zu sehr, als daß ich nicht hierinnen eben so wie er denken sollte.

Ich halte mich dazu nicht nur in diesem Stücke für verbunden, sondern auch da, wo Hr. B. die Zeitfolge des Studiums der Astronomie bestimmt; so, daß die Egyptier die ersten sind, und die Chaldäer gleich auf sie folgen; die Perser aber, die Indier, die Sinesen, und, wenn man will, auch die Tataren ohngefähr in ebendieselbe Epoche gehören.

Auf gleiche Art schweigt Hr. B. von den Hebräern, von welchen wir freylich in Absicht auf Sternkunde und Wissenschaften überhaupt gar nichts mit Zuverlässigkeit wissen. Um uns hieryon zu überzeugen, erinnere ich blos an die Streitigkeiten der Tal-

mudisten und der Karrajim über ihren Kalender. Ihre ungleichen Monate, ihre Einschaltung eines dreizehnten immer veränderlichen Monats, des zweyten Adars, um ihr Mondenjahr einigermaßen übereinstimmend mit den Jahreszeiten zu machen, ihre Art die Neumonde und die Lichtgestalten des Mondes zu bezeichnen, alles dieses zeigt ganz klärlich ihre Unwissenheit. Man lese was Riccioli, Scaliger, Selden, und vorzüglich R. Maimon von dieser Materie gesagt haben. Wir wissen nichts von den Kenntnissen der alten Isacariten; aber so viel ist wohl ausgemacht, daß man die Zeit des neuen Lichts nicht durch astronomische Berechnungen fand; sondern es wurden besondere Leute dazu bestellt, die melden mußten, daß zwey oder drey Personen den neuen Mond hinter der Sonne über dem Horizonte beobachtet hätten; und alsdann wurde der Tag des Neumondes eingesetzt; so wie man die Reife der Aernde für das Paschafest beobachtete. 1) Hierzu kommt daß R. Maimon selbst, nach einer langen Abhandlung von solchen Feyerlichkeiten

1) V, 2.

ten, folgende Ausdrücke braucht: neuere Tabellen, deren wir uns jetzt zur Berechnung der Neumonde bedienen.

Im fünften Regierungsjahre des Judas Maccabäus, das heißt, 162 Jahre vor Ehr. führten sie, nach Bucher's Angabe 1) einen Cykel von 74 Jahren zur Bestimmung des Paschafestes ein. Von den nach Alexanders Tode durch ganz Asien zerstreuten Griechen lernten sie die Kalippische Periode. In dieser fügten sie acht Jahre hinzu, bloß weil sie den Ruhm haben wollten, fremden Kenntnissen nichts verdanken zu dürfen. Allein sie fehlten; denn sie entfernten sich immer mehr von ihrem Zwecke, nämlich von der gesuchten Periode, nach welcher Sonne und Mond an eben dem Punkte des Himmels, an eben dem Tage, in eben der Stunde wieder zusammentrafen. Der Kalippische Cykel hatte eine Abweichung von fünf Stunden, 50 Min.; die Hebräer irrten sich um einen Tag, 6 Stunden, 51 Minuten.

R 5

P. Cal-

1) De ant. Iud. Cyclo etc.

P. Calmet in seinen Dissertationen von den Systemen, und Langhauſen 1) zeigen recht gut, wie materiell die Begriffe der alten Hebräer bey ihren astronomischen Beobachtungen, oder vielmehr Meynungen, zu ſeyn pflegten. Wer glaubt es nun wohl, wenn Eupolem bey Eusebius 2) ſagt, Abraham ſey derjenige geweſen, der zu allererſt den Chaldaern und den Priestern zu Heliopolis in Egypten Unterricht in der Aſtronomie gegeben habe? Die Bibel beſchreibt Moſen als einen in der ganzen Egyptiſchen Weiſheit erfahrenen Mann; doch verſteht ſich dies immer mit Ausſchluß der Sternkunde. Die Egyptiſchen Priester, vorzüglich die zu Theben, hatten durch Beobachtungen und Berechnungen manche Wahrheiten in dieſer Wiſſenſchaft entdeckt, die nach einer langen Reihe von Jahrhunderten Kopernikus, Galilei, und die Aſtronomen nach ihnen wiedergefunden haben: aber die Hebräer wußten nichts davon.

Laffen

1) de menſe Vet. Hebr. lun.

2) Praep. Evang. 9 B. S. 419.



Lassen Sie uns nun ganz kurz noch untersuchen, wie verschieden die Kenntnisse bey den gelehrtesten Völkern des Alterthums wären: wir finden hierinnen sichere Spuren von der Verschiedenheit ihres Ursprungs.

## II. Brief.

Hr. Bailly selbst ist derjenige, der uns mit dem Zustande der Wissenschaften bey allen alten Völkern bekannt macht. Seine gelehrten sinnreichen Untersuchungen setzen uns in den Stand, den Satz aufzustellen: die Verschiedenheit der Methoden und Studien bey den Egyptiern, Chaldäern, Indiern, Sinesen, u. s. w., giebt den Beweis, daß sie nicht aus einer und ebenderselben Quelle geschöpft haben. Wäre dieß der Fall, hätten sie alle ebendenselben Unterricht von einem einzigen alten nun verlorenen Volk empfangen, und, nach Hrn. Bailly's Behauptung, blos durch Tradition, nicht durch eigenes Nachforschen fortgepflanzt;

so würde man Methoden, Berechnungen und Entfel überall unverändert und gleichförmig finden.

Von den ältesten Kenntnissen eines Atlas und der Atlantiden giebt Virgil 1) einen Wink und wir haben schon mehr als einmal davon geredet. Das ganze Alterthum bezeugt, daß er den Gebrauch einer Himmelskugel gelehrt habe. Nithin hat er die Punkte der Sonnenwenden und Nachtgleichen bestimmt; gezeigt, wie man den heliakalischen Auf- und Untergang der Hyaden und Plejaden, beobachten müsse, die auch deswegen seine Töchter genennt wurden; eine Einteilung der Zeit angegeben, das Jahr auf 360 Tage berechnet, und auf ähnliche Art den Zirkel in 360 Theile oder Grade eingetheilt. Virgil sagt, er habe auch den Arktur und den grossen Bär beobachtet; und dieß läßt sich ohne Schwierigkeit glauben. Diodor spricht ganz mit Gewisheit von einer Beobachtung der Venus, oder des Hesperus so hieß des Atlas Sohn, der, nach der Sa-

1) Arn. I, v. 744.

ge, von dem Gipfel eines Bergs in den Himmel entrückt wurde.

Diese ganz einfachen Anfangsgründe haben viele Nationen gewußt, die das prächtige Schauspiel des gestirnten Himmels zum Nachdenken reizte. Sie sind älter als die große Fluth zu den Zeiten des Oynnes, der ohngefähr 4000 Jahre vor unserer Aere gelebt zu haben scheint.

Nach jener grossen Ueberschwemmung bemerkten die Egyptier, daß die Grösse des Sonnenjahres nicht 360, sondern 365 Tage betrüge. Sie fielen also darauf, ihm noch fünf Tage zu geben. Auch die Eintheilung des Zirkels wollten sie zu gleicher Zeit verbessern, und sie machten einen von 365 Gr. auf das Grabmahl von Osymanduas. Allein die neue Eintheilung kam nicht in Gebrauch, die alte wurde immer beygehalten: eben so wie die Priester bey den jährlichen Cerimonien bey den Gefässen die Zahl 360 wie vorher, nicht aber 365 beobachteten, um dadurch die täglichen Verrichtungen im ganzen Jahre anzudeuten. Daher erfanden sie für die Schaltjahre einen Cykel von 1460 Jahren.

Dies

Dies war also der Cykel der Egyptier; und wir wissen nicht, daß sie einen andern gekannt hätten.

Ferner ist zu bemerken, daß sie, nach Makrob's Berichte, den Thierkreis vermittelst der Wasseruhr in zwölf Theile eintheilten. Und ihre Priester hatten, wie Diogenes Laertius erzählt, vorzüglich das Geschäfte auf sich, die Sonnen- und Mondsternnisse, die Erscheinungen der Kometen, die Erdbeben, und alle Meteoren aufzuzeichnen, so wie sie auch die Epochen der Feste durch die Lichtabwechslungen des Mondes festsetzen mußten. Merkwürdig ist hierbey, daß man den Gebrauch der Wasseruhr unter dem Namen Garie auf der Küste von Coromandel gefunden hat; Afrikanische Schwarze, bey welchen allein sie gewöhnlich ist, haben sie dorthin gebracht.

Keine Geschichte haben die Alten so fleißig studiert, wie die Egyptische; und doch belehrt uns keiner von ihnen in Absicht auf die astronomischen Beobachtungen jenes Volks. Indessen, wenn Pythagoras, wie man glaubt, in Theben gelernt hat, die Erz

de

de sey ein Planet, der sich um die Sonne drehe; wenn man ebenfalls von den Egyptiern als eine Folgerung aus jenem Systeme, gelernt hat, daß Merkur und Venus sich gleichergestalt um die Sonne schwingen; wenn dieses ist, so muß man allerdings einräumen, daß sie ziemlich weit in der Sternkunde fortgerückt seyn mögen. Zwar spricht Makrobios (in Scipio's Traume), von andern Systemen in den verschiedenen Egyptischen Schulen; allein es fragt sich noch, in wie weit Makrobios hier Glauben verdiene: denn, weil er die Bewegung der Erde nicht verstand oder nicht zugeben wollte, so erklärte er auch die Bewegung des Merkurs und der Venus sehr unrichtig. Von jenen Systemen finden wir keine Spur bey den Asiatischen Völkern; wohl aber Beobachtungen. Als der Kayser Tschuen:hi die Kalenderverbesserung vornahm und den Jahresanfang auf den ersten Tag des Neumonds beim Eintritt des Frühlings festsetzte, trafen eben fünf Planeten, in der Gegend des Sternbildes  $\kappa$ , zusammen. Der Pater Mail-

la

la 1) findet diese Zusammenkunft des Mondes, mit Saturn, Jupiter, Mars und Merkur, in einem Raume von 11 Gr. 58'. 55'', um  $7\frac{1}{2}$  Nachmittags, drey Tage nach dem Neumonde, am 9ten Februar im Jahre 2461 vor Christi Geburt. \*) Eine solche Beobachtung ist zuverlässig mehr als bloße Volksüberlieferung; sie ist ein Beweis von Fleiß, und von Nachdenken über das Erscheinen der Planeten. Sie fällt um 300 Jahre vor Abrahams Wanderschaft nach Egypten; und hier findet sich gewiß weiter keine Nachricht bis auf die Zeiten der Alexandrinischen Schule, das heißt bis auf Aristarch, Eratosthenes und Hipparchus. Man vermuthet zwar, diese Schule habe sich auf den Trümmern der älteren Astronomie vor der Sündfluth erhoben; allein diese Muthmasung hat doch viel gegen sich: denn weder Hipparch, noch Ptolomäus wußten etwas von der Chaldäer Beobach-

1) Im dritten Sendschr. an Hn. Freret, vor der allgem. Gesch. von Sina.

\*) Alles dieses erzählt Hr. Bailly ganz anders in der Gesch. d. Sternk. u. im 2ten B., 3 Abschn. S. 28, S. 110. d. deutsch. Uebers.

obachtungen der Kometen; sie benutzten auch nicht, was die Thebanischen Priester von der Bewegung der Erde lehrten.

Eben so unbekannt war den Egyptiern die Periode von 223 Monaten, wodurch das Wiedereintreffen der Finsternisse bestimmt werden sollte; eine Periode, die man, ich weiß nicht mit welchem Rechte, den Chaldäern zugeschrieben hat. Sie kannten auch nicht den Persischen Cykel von 1440 Jahren; noch die Einschaltung eines Monats nach 120 Jahren um das Sternjahr zu verbessern, welches letztere der Astronom Omar Cheyani im J. 1079 unserer Zeitrechnung, noch mehr zu berichtigen suchte. Die Perser halten sich für die ältesten Astronomen; und doch war ihr Cykel von 1440 Jahren falsch; denn es fehlten noch einige Jahre an dem völligen Ablauf der Sternjahrperiode, oder mit andern Worten, ehe die Sonne, wegen einer jährlichen Verspätung von 6 Stunden, wieder auf ebendenselben Punkt des Himmels an ebendenselben Monatstage zu stehen kam. Die Periode von 1440 Jahren enthielt zwölfmal die kleinere von 120 ohne Einschaltung;

Br. üb. Amer. 3. Th.      S      durch

durch den Zusatz eines Monats nach jeder kleineren Periode wird ein Jahr mehr, welches nur 1441 Jahre ausmacht, und folglich mußten derer noch 19 fehlen\*). Die Egyptier sind also in diesem Stücke genauer gewesen.

Unbekannt war in Egypten auch der 60jährige Cykel der Braminen, und der von 3600 Jahren. Niemals haben die Egyptier, wie die Braminen, die Schiefe der Ekliptik, sey's nun gut oder schlecht, berechnet; sie haben niemals, wie diese, Tafeln für die Tagelängen, noch Aequationen des Mittelpunktes der Sonne, noch Methoden die Finsternisse vorher zu bestimmen, gehabt, dergleichen man doch bey den Sinesen ebenfalls findet.

Wohl aber kannten sie zu den Zeiten der Alexandrinischen Schule den 600jährigen

S 2

geit

\*) Auch hier scheint die Sache anders vorgetragen zu seyn als bey Hn. Bailly; bey diesem findet sich nichts von fehlenden 19 Jahren u. s. w. C. die Gesch. der Sternk. 1 B. 5 Abschn. S. 1, S. 153; besonders aber 2 B. 4 Abschn. S. 2, S. 126, 130.



gen Cykel, den man gebrauchte um die Wiederkehr der Sonne und des Mondes an eben dem Punkte des Himmels, an ebendemselben Tage, in ebenderfelben Stunde festzusetzen. Josephus giebt diesem Cykel einen Asiatischen Ursprung, und macht ihn noch älter als die Sündfluth: Plinius 1) hingegen erklärt ihn mit völliger Gewißheit für eine Erfindung Hipparchs. Es ist unangenehm für des letztern Andenken, daß Cassini, anstatt auf jene Stelle bey Plinius zu fallen, auf die Stelle bey Josephus kam, der seinen Patriarchen so gern alles zuschreiben mögte; daß Cassini sich nach den Asiatischen Astronomen umseh, anstatt seinen Blick auf den größten Astronomen des Alterthums, auf den eigentlichen Erfinder ächter Sternkunde zu richten. Meine Meynung ist nicht, den Josephus einen Betrüger zu schelten, wie Harduin, Papebroch, und viele andere gethan haben: aber einige Bemerkungen über ihn kan ich doch nicht zurückhalten. Er studierte zu Alexandrien, wo sich viele Juden aufhielten, die der allzugrausamen Herrschaft des

S 2

Anti

1) 2 B. 12 R.

Antigonus entronnen waren. Die Sternkunde der Griechen, und die Fortschritte jener Schule in der Astronomie waren ihm vollkommen bekannt. Allein er sann gern Märchen aus: es ist also nicht unwahrscheinlich, daß er auch dieses noch ausgedacht habe, um seiner Nation eine astronomische Entdeckung beizulegen, deren Ruhm blos dem Hipparch gebührte. Daß Plinius so bestimmt davon spricht, ist ein Beweis, daß sie zu des Kaisers Titus Zeiten, wo Josephus lebte, sehr gut bekannt gewesen seyn müsse. Nun wäge man das Ansehen dieser beyden Schriftsteller gegen einander ab; lege in die eine Schaale Hipparchs grosse Fertigkeit und unermüdete Genauigkeit in astronomischen Beobachtungen; in die andere die noch so einfachen Traditionen von Sternkunde bey den Asiaten: und es wird wohl, meines Erachtens, gar nicht zweifelhaft bleiben, wer den meisten Glauben und die Ehre jener Erfindung verdiene. Doch warum wollen wir den armen Josephus tadeln? War doch seine Meynung gar nicht, den Patriarchen die Erfindung der 600jährigen Periode zuzuschreiben. Er redet

von dem hohen Alter derselben, und sagt: Gott habe ihnen ein sehr langes Leben verliehen, und zwar auch zum Vortheil der schon erfundenen Künste, der Sternkunde und Geometrie, von welchen sie keine Gewißheit hätten erlangen können, wenn sie weniger als 600 Jahre gelebt hätten, als woraus das grosse Jahr zusammengesetzt gewesen wäre. Alsdann fügt er hinzu, Manethon, Berofus, Hesiodus u. s. w. schrieben ebenfalls jenen ersten Erdebewohnern ein Alter bis auf 1000 Jahre zu. 1) Die Gewährsmänner, auf die er sich beruft, sollen nicht beweisen, daß die Erfindung der 600jährigen Periode ein Werk der Patriarchen sey, sondern blos das hohe Alter der Patriarchen; man sieht dieß aus seinem Nachsatz: von allem diesen glaube ieder was ihm gut dünkt. Es scheint also, Cassini habe ihn unrecht verstanden, und folglich bleibe Hipparch ganz im Besitz des Ruhms jener Erfindung, ohne daß die Afiaten, und noch weniger die Hebräer Anspruch darauf machen können.

S 3

Sogar

1) Fl. Iosephi Ant. Iud. I, 4. Genf 1635. fol. C. II.

Sogar in Absicht auf die gemeine Uhr giengen die Egyptier von den übrigen Nationen ab: denn sie fiengen die Stunden des Tags um Mitternacht zu zählen an, welches hingegen die Babylonier mit dem Aufgang der Sonne, die Araber um Mittag, und die Sinesen beym Sonnenuntergang zu thun pflegten.

Lassen Sie uns nun zu der Betrachtung des Thierkreyses fortgehen. Die Chaldäer theilten ihn in vier und zwanzig Sternbilder ein; die Egyptier aber in zwölf, deren jedes wieder in drey Theile eingetheilt war. Die Sinesen gaben ihm zu einer Zeit vier und zwanzig Theile, jeden von sechs Unterabtheilungen; zu einer andern gaben sie ihm deren acht und zwanzig, wie die Indier, Araber, und Perser \*) bey den Egyptiern hieß Nemesis derjenige Planet, der bey andern Völkern Saturn genennt wurde: den Jupiter nennten sie Amun; die Venus hieß Nephthe  
(und

\*) Wieder anders als in Hn. B. Gesch. der Sternk. 1 B. 4 Abschn. S. 27. S. 149. und 5 Abschn. S. 13, 14; ingl. 2 B. 9 Abschn. S. 21. S. 356.

(und Mende; Theut wurde durch Merkur, und Arveris durch Apoll erklärt u. s. w. 1) Die Perser nannten den Jupiter Ormuzd, das heißt grosses Glück; die Venus Zoharah. Bey den Arabern wurde die letztere Saad Saghir, oder Kleineres Glück, und Merkur Ethared genennt. Die Namen und Gestalten der Sternbilder sind bey den Alten sehr verschieden; dieß hat unter andern Scaliger in den Noten zum Manilius bemerkt, und Sie finden es auch in dem Bailly'schen Werke; ich brauche mich also nicht länger bey dieser Untersuchung aufzuhalten. Ich habe wohl genug gesagt, um darzuthun, daß, da die Egyptier in Sprache, Schrift, Sitten, Religion, Künsten, Wissenschaften, Zeiteinteilungen, Gestirnbenennungen, so sehr von allen andern Asiatischen Nationen abweichen, nothwendig auch ihr Ursprung ganz verschieden gewesen seyn müsse.

Hr. Bailly findet sehr sinnreich das Verhältniß der Egyptischen Stadien zu den Persischen Parasangen sowohl, als zu den andern Meilenmaassen der Sinesen, Arabern

1) Plutarch v. Isis und Osir.

ber u. s. w. 1) Indessen habe ich doch eine andere Bemerkung gemacht. Alle Maasse sind ursprünglich durch Ausmessung des menschlichen Körpers entstanden: eines Daumens Dicke ist das Grundmaass von allen. Durch Zufehen einer Daumens Stärke an die andere, oder durch deren Vervielfältigung maass man den Fuß, den halben oder ganzen Arm; die Länge des letztern gab nachher die grossen Maasse, Stadium, Meile, Ly, Parasange u. s. w. Bey den Persern enthielt die Parasange drey Meilen, die Meile 3000 Ellen, die Elle 32 Zoll. Gemeiniglich giengen 24 Zoll auf die Elle. Abulfeda sagt in der Vorrede, bey den alten Arabern habe die Elle 32, bey den neuern aber 24 Zoll gehabt. Weiter nennt er die verschiedenen Maasse der Araber: digitus, cubitus, milliare, parasanga (Persisch Pharsane), statio, mansio cursus; und endlich setzt er hinzu, ein Zoll bestehe aus sechs Gerstenkörnern. Bringt man nun alle Maasse auf dieses Grundmaass, so läßt sich allerdings behaupten,

1) Hist. de l' Astron. mod. 4 B.

behaupten, daß bey allen Völkern und in allen Ländern der Zoll ohngefähr gleich gewesen sehn möge. Allein hieraus folgt noch lange nicht, daß ihre Sitten, ihre Kenntnisse, ihre politischen Verfassungen eine und dieselbe Quelle gehabt haben müßten. Findet sich doch schon eine grosse Verschiedenheit in den Maassen selbst, sobald sie die Zollstärke überschreiten. So war der Griechische Fuß länger als der Römische, der Persische länger als der erste; so war die Griechische Elle kleiner als die Hebräische, und diese nicht so groß als die Babylonische. Die Egyptier sind niemals gereiset, haben niemals ihr Land verlassen, es hätte sie denn Krieg dazu gezwungen; die einzigen Reisen, die sie etwa noch machten, erstreckten sich blos bis nach Ethiopien und Libyen; dieß beweiset eine wechselseitige Analogie zwischen den letztern und ihnen. Daher rühmten sie sich, ganz andere Sitten und ganz andere Religion als alle übrigen Nationen zu haben. Nicht so verhält es sich, wenn man die Sinesen mit den alten Scythen vergleicht; denn hier findet man bey beyden Völkern eben die

Sitten, eben die Religionsgrundsätze, eben den Aberglauben.

Hierher paßt die Bemerkung, die ich im dreizehnten Briefe des zweyten Theils gemacht habe. Diejenigen Völker, die ehemals die Gegenden von Baikal, Jakutskoi, Ochotzkoi u. s. w. bewohnten, sind in das Land herabgewandert, welches gegenwärtig Sina heißt, und zwar nach der Ogngischen Ueberschwemmung: vor dieser waren sie nach Amerika gezogen; dort vereinigten sie sich in dem Land Tuzco, und gründeten das Reich, welches wir Peru zu nennen pflegen. Auf einer andern Seite von den Thibetanischen Gebürgen müssen die Braminen, oder Indier, hinabgewandert seyn. Daß die Indier und die Sinesen in Absicht auf Religion, Sitten und Wissenschaften von einander abgehen, ist ein Beweis ihrer verschiedenen Abkunft. Hr. de Gentil versichert, er habe im südlichen Theile von Hindostan ein Sinesisches Gözenbild auf freyen Felde halb verscharrt und von niemanden geachtet, angetroffen. Die Sinesen handelten vor alters eher als die Braminen nach der Küste von

Coro-



Coromandel, und legten eine Kolonie zu  
 Negapatnam an. Als die Bramen von Ge-  
 bürge herabkamen, verjagten sie die Sines-  
 sen, und schafften die Verehrung ihres Gö-  
 tzenbildes ab, welches doch noch unter dem  
 Namen Bauth bekannt ist, bey den Sines-  
 sen aber Sauth oder Soe heißt. Ferner  
 führt Hr Bailly zum Beweise des gemein-  
 schaftlichen Ursprungs der Chaldaer, Indi-  
 er und Sinesen, noch den Umstand an, daß  
 sie die astronomischen Rechnungen ganz me-  
 chanisch zu machen pflegen; woraus man se-  
 he, daß ihr Rechnen bloß Sache der Tra-  
 dition, nicht ein Verfahren nach Grundfä-  
 cken sey. Hiergegen aber berufe ich mich  
 auf Hrn. Le Gentil, der durch Verwendung  
 eines Tamuls von einem Braminen selbst  
 Unterricht erhielt. Nun gesteht Hr. Le Gen-  
 til, er sey erstaunt, wie er die Finsternisse  
 so genau und mit so vieler Fertigkeit be-  
 rechnen gesehen habe. Allein er versichert  
 auch dabey, der schlaue Bramin habe ihm  
 nur die Resultate vorgelegt, die Gründe  
 der Rechnung aber sorgfältig verheelt. Er  
 belehrt uns ferner, daß die Braminen die  
 Größe

Größe des Jahrs, die Vorrückung der Nachtgleichen, und die Sonnen- und Mondfinsternisse recht gut zu berechnen wissen; daß sie auch die Planeten zu unterscheiden, und den Gebrauch des Gnomons zu verbessern verstehen: daß sie hingegen keinen Begriff von den Kometen haben, von welchen doch die Chaldäer so genaue Kenntnisse besaßen. Was hier noch in Absicht auf den Unterschied zwischen diesen Nationen angemerkt zu werden verdient, besteht in Folgendem. In Hindostan riß das Priestertum die Souveränität an sich; in Sina machte die Souveränität das Priestertum zu einem Schattenbilde; in Egypten blieben Souveränität und Priestertum immer unterschieden, und niemals vermengte man ihre Rechte. Wieder ein Beweis von der Verschiedenheit der Religion und der Staatsverfassung jener Nationen!

Nun frage ich, welche Uebereinstimmung oder Gemeinschaft in Begriffen und Sitten konnten wohl die Egyptier mit Völkerschaften in Norden oder unter dem Pole haben? Gesezt, jene Inseln seyen von einem

gestitteten Volke, das Wissenschaften getrieben habe, bewohnt gewesen; gesetzt, dieses Volk sey in Asien bis nach Sina und Hindostan eingedrungen: so läßt sich doch daraus noch immer nicht erklären, wie jene Nation Tahiti und die andern Inseln mitten in der Südsee bevölkern konnte, ohne taugliche Schiffe zu einer so weiten Fahrt zu haben. Noch weniger erklärt sich aus einem solchem Systeme die Bevölkerung von Neuseeland, oder dessen Uebereinstimmung in Religion und Sprache mit den Einwohnern von Tahiti, in einer Entfernung von ohngefähr 2580 Meilen, bey der Absonderung durch ein offenes Meer, welches sich wohl nicht mit ihren kleinen Kanoen beschaffen läßt, die blos ausgeholte Bäume sind, und nur sehr wenig Menschen fassen können. Und noch weniger können wir errathen, wie die Schwarzen in Afrika und auf einigen Inseln, die rings um sich weisse Insulaner zu Nachbarn haben, wie die Hottentotten, und so viele andere Völker von verschiedener Herkunft, rohe, wilde Menschenfresser, ich sage, wir können nicht errathen, wie alle diese

diese Leute Erziehung und Sitten mit den Nordischen Völkerschaften gemein gehabt haben sollten.

Sind vielleicht jene Inseln im äußersten Norden früher bevölkert worden, als Asien und Afrika? Können sie Spuren eines so hohen Alterthums an öffentlichen und Privatgebäuden aufweisen? Finden sich etwa Nachrichten bey Schriftstellern vor unserer Aere, oder aus den ersten Jahrhunderten nach unserer Zeitrechnung? Es giebt doch unter ihnen so viele Forscher des Ursprungs der Völker; vielleicht können ihre Nachrichten einiges Licht über die älteste Verfassung im Norden ausbreiten? Hier sind wir nun dem Hn. Mallet und einigen andern Gelehrten Dank schuldig; durch ihre sehr genauen Untersuchungen wissen wir etwas von jenen entfernten Ländern, können auch zuversichtlich behaupten, daß Scandinavien, weit entfernt Asien bevölkert zu haben, vielmehr seine eigene Bevölkerung von dort herleiten müsse.

Als ein wichtiges Denkmahl des Alterthums ist der Isländische Roman, die *Ed-*

da berühmt. Diese Edda kompilirte im J. 1057 unserer Zeitrechnung ein gewisser Sǫmund Sigfuson, der zu Cölln in Deutschland studirt hatte. Von dieser Kompilation ist ein Theil verloren gegangen; was wir noch haben, ist ein neuerer Auszug von einem andern Isländer, Snorre Sturleson, der um 1220 lebte.

Beider Vaterland blieb öde und unbesohnt bis 874. In diesem Jahre war's, daß Ingulf, aus Mißvergnügen über den Norwegischen König Harald, in Begleitung von einigen seiner Landsleute, nach Island kam. Er fand es so öde, so wenig zum Bewohnen geschikt, und so mit Wäldern verwachsen, daß die Norweger sich kaum in das Land hineinarbeiten konnten. Sie mußten sich erst durch Ausrottung der wilden Gewächse Platz machen; dann fiengen sie an, die Insel zu bevölkern.

Nithin sind die Fabeln und Ueberlieferungen der Edda nicht ursprünglich Isländisch; nein, die Norweger brachten sie mit, und eigentlich sind sie Schweden und Dänemark gemein.

Sie

Sie wissen: die Scythen gaben sich für Nachkommen Odins aus, mit welchem Namen sie auch den Welterschöpfer benannten. Die älteste nordische Tradition sagt, Odin sey aus Asgard nach Skandinavien ausgezogen: Asgard aber war bey den Schweden, Isländern u. s. w. so viel als Asien. Es ist also nach den Traditionen kein Zweifel, daß jene Inseln ihre Bewohner nicht sollten aus Asien bekommen haben. Vielleicht waren es zuerst Lappländer, die in Absicht auf Sprache und Sitten von allen ihren Nachbarn abwichen. Nun sind die Lappländer, nach Scheffers und Högströms Meynung, gleiches Ursprungs mit den Finnländern, die sich aus Asien herschreiben. Indem Hr. Mallet die Rudbeckischen Träume gelehrt widerlegt, 1) beweist er zugleich, daß die Völker am Schwarzen Meere zuerst Schweden bewohnt; ingleichen daß die Cimbern ihren nördlichen Wohnsitz gegen jene Gegenden vertauscht, und alsdenn nach ihren bekannten Zügen zuletzt ihren Untergang gefunden.

1) Introd. à l'hist. de Dan. S. 27.

funden haben. Die Cimbern waren ein räuberisches Nomadenvolk. Plutarch sagt, das Wort Cimbern bedeute bey den Deutschen Strassenräuber; welches auch Festus bestätigt. Nicht weniger sagt Possidonius bey Strabo, 1) die Cimbern seyen Nomaden und Räuber gewesen. Nun gab es in der ganzen Welt Nomaden = und Räubernationen: also konnten überall Cimbern seyn. Demohnerachtet versichert Possidonius, ihr erster Wohnsitz sey am Pontus Euxinus gewesen, und von ihnen habe der Bosphorus Cimmerius den Namen bekommen; weswegen auch die Griechen die Cimbern Cimmerier genennt hätten. Und Plutarch führt noch einiger anderer Schriftsteller Meinung an, die mit dem Zeugnisse des Possidonius übereinstimmt. Alsdann setzt er hinzu, nachdem die Cimbern aus ihrem alten Wohnsitz am Bosphorus Cimmerius von den Scythen vertrieben worden, hätten sie sich in zween Stämme getheilt; der eine davon sey nach Asien, der andere gegen Norden gezogen; dieser

1) 7. B. C. 293.

Br. üb. Amer. 3. Th. 2

dieser letztere sey zu des Marius Zeiten von dort wieder ausgewandert. Von dieser Vertreibung der Scythen spricht auch Strabo im elften Buche. Sonderbar ist es doch, daß Mascoy, der eine gute Geschichte der Deutschen geliefert hat, bey der Beschreibung der Cimbrischen Einbrüche und Kriege, ihren ersten Ursprung mit Stillschweigen übergeht.

Doch es sey damit wie es wolle! So viel ist doch gewiß, daß die Nordischen Inseln ihre Bevölkerung Asten zu danken haben, welches in der Edda auch Paradis genannt wird, und daß Religion, Sitten, Schrift und Regierungsverfassung das Werk der Scythen waren. Alles dieses hatte schon eine gewisse Form, ehe noch die Römer in die Nachbarschaft jener Länder kamen. Als aber der Römische Kalender Beyfall fand, wurden die Namen der Scythischen Gottheiten gleichförmig mit den Namen der Römischen gemacht. Daher auch die Benennungen der Wochentage: für den Freytag, als den Tag der Venus, Freytag, denn Freya war die Göttin der Liebe; für den Donnerstag



rag der dem Jupiter gehörte, Thorsdag, denn Thor war der Donnergott; u. s. w. Diese Bemerkung erhält viel Licht aus einer Stelle des Tacitus, wo er von der Religion der Narhwalen sagt: 1) apud Naharvalos antiquae religionis lucus ostenditur. Praesidet sacerdos muliebri ornatu, sed Deos interpretatione Romana Castorem Pollucemque memorant. So wie nun die Römer die Götter der Narhwalen durch ihren Castor und Pollux erklärten, eben so machten sie Cybele aus der Göttin Zertha bey den Sueven; eben so deuteten sie durch Hercules, Isis, Merkur u. s. w. die Götter oder Symbolen, deren Verehrung sie in Norden und in Deutschland wahrnahmen. Doch nicht blos durch Römische Deutung wurden die Namen den einheimischen Gottheiten abgeändert; sondern jene Nationen und ihre Fürsten nahmen grossentheils aus eigenem Antriebe den Götterdienst und die Mythologie der südlichen Völker an. Sigmund, ein Sohn des Eherusser Fürsten Segests,

22

be.

1) de. mor. Germ. 43. R.

Kennte sich öffentlich zur Religion der Römer  
 und ließ sich zum Priester bey dem Altare der  
 Ubier weihen; 1) und ein Deutscher Fürst in  
 Gallien, Agenarikus wurde von seinem Va-  
 ter, der ihn einige Griechische Geheimnisse  
 lehrte, Serapis genennt. 2) Da nun die  
 Edda so viel neuer als jene Zeiten, und in  
 Deutschland kompilirt worden ist: so darf  
 man sich nicht wundern, wenn sie Fabeln  
 und Namen aufstellt, die einige Analogie  
 mit den Fabeln und Namen der Griechen u.  
 Egyptier haben. Quot hominum linguae,  
 tot nomina Deorum, sagt Cicero; 3) aber  
 das Wichtigste, worauf es hier ankommt,  
 ist dieses, daß jene Namen von Süden nach  
 Norden gekommen sind, nicht umgekehrt.  
 Hier haben sie noch einen Beweis dafür.

Lucian beschreibt den Gallischen Herku-  
 les als ein Symbol der Beredsamkeit, und  
 sagt, die Gallier nennten ihn Ogminus. Oh-  
 ne die Keule und ohne die Löwenhaut, hätt'  
 er

1) Tacit. Annal. 1. 17.

2) Ammian. Marcell, 16. B. 12. R.

3) de Nat. Deor. 1, 30.

er ihn wohl durch Merkur erklärt. Nun erwähnt Cäsar 1) unter den Gallischen Göttern keinen Herkules: er muß nach Cäsars Zeiten unter deren Zahl aufgenommen worden seyn. Nur muß man hierbey einen gewissen Umstand nicht aus dem Gesichte verlieren. Marseille, eine alte Griechische Pflanzstadt, hatte öffentliche Lehrsäle, wo die jungen Leute aus Gallien, Helvetien und andern Ländern in Menge zusammenkamen; hierdurch ward Griechische Wissenschaft und selbst die Griechische Sprache in Marseille eingeführt. Für die Richtigkeit dieser Bemerkungen bürgt uns Cäsar in zwey Stellen.

2) In der einen erzählt er, man habe im Lager der bey Bibracte überwundenen Helvetier, Tabellen und Verzeichnisse von allen, die aus ihrem Vaterlande gezogen waren, Griechisch geschrieben, gefunden. In der andern Stelle, wo von den Galliern die Rede ist, sagt er, bey öffentlichen und Privatverhandlungen bedienten sie sich der Griechischen Buchstaben. War nun das

23

Studi-

1) de Bello gall. 6, 15.

2) de Bello gall. 1, 29; und 6, 21

Studium der Griechischen Sprache und Literatur so ausgebreitet und so beliebt: darf man sich dann wohl wundern, nicht nur in Gallien, sondern auch jenseits des Rheins die Namen der Götter Griechenlands, und auch wohl etwas von ihrer Religion, durch die Römischen Eroberungen dahin gebracht, wiederzufinden? Zeigen sich aber solche Aehnlichkeiten zwischen jenen Völkern und denen in Italien sowohl als in Griechenland, in Absicht auf die Namen oder Symbolen der Götter und in Ansehung der Sprachen: ist es nicht Gewaltthätigkeit gegen die Regeln des gesunden Denkens, und selbst gegen historische Fakta zu behaupten, alle jene Sachen seyen aus dem nördlichen Europa nach Griechenland und Italien gekommen, da sie doch wirklich aus diesen Ländern nach jenen verpflanzt und dort ausgebreitet worden sind?

Ein Scythischer König Segge ließ sich Odin nennen, verfolgte den von seinen Vorfahren eingeschlagenen Weg nach Norden, eroberte Scandinavien, verbesserte jener Länder Religion und Staatsverfassung. Auch brachte er die Runenschrift mit, deren sich die

die

die Tataren und Scythen in Asien bedienten; und Inschriften mit solchen Runen Charakteren hat man sowohl in der Tataren als in Schweden gefunden; ein Beweis, daß Alphilas bloß einige Buchstaben hinzugefügt habe. Von astronomischen Kenntnissen jener Völker schweigt die Geschichte. Hr. Mallet versichert, sie hätten nur wenige Sternbilder gekannt; ihr Jahr sey zur Zeit der Winter Sonnenwende angefangen, und in zwei Hälften, jede von zwei Unterabtheilungen, eingetheilt worden. Sonach hätte ihr Monat, wie es scheint, 45 Tage gehabt, ohne Rücksicht auf den Lauf des Mondes, wie bey andern Nationen.

Von den Britannischen Inseln ist hier die Rede nicht, denn ihre ersten Bewohner waren Celten.

Was endlich die unglückliche Insel Spitzbergen betrifft, von deren gegenwärtigen und vormaligen Zustande höre man jene armen Russen, die im J. 1743 nach dem Verlust ihres Schiffes, so lange dort verweilen mußten. Hr. Le Roy hat eine besondere Relation davon herausgegeben 1).

1) 1766, in 12. L 4

Sehn Sie da die reizenden Gegenden, wohin Rudbeck, und nach ihm, Hr. Bailly die Atlantis versetzt, wo beyde die Wiege aller Völker, folglich auch aller Wissenschaften und Künste zu finden glauben! Hier könnte ich allenfalls noch etwas von Sibirien sagen; allein Sie besitzen alle Relationen der forschenden Reisenden, die jenes grosse Land sehr gut untersucht, und doch niemals einen Ueberrest von Alterthum entdeckt haben, der auf Fortschritt in irgend einer Kunst, auf Kultur oder auf politische Verfassung hinwiese. Die Mitglieder der Akademie zu Petersburg, Smelin, Müller, Del'Isle, nebst verschiedenen Gefährten und nachher noch andere Astronomen, haben dieses Land nach allen Richtungen untersucht, in die Länge und in die Breite, von Petersburg nach Tobolsk, an den See Baikal, von da nach Selenginsk, bis an die Sinesische Grenze; von dort rückwärts bis Jakutz, wo sie sich theilten, so, daß einige von ihnen nach Kamtschatka, die andern auf dem Lena und Olenka bis an das Eismeer reiseten. In den Gegenden von Kolbassin und Sempalat, am Irtysh, fand man

man einige Ueberbleibsel von Kalmückischen Gebäuden, so wie auch verschiedene Gräber, in welchen man nachgräbt, um etwas wenig Gold, Eisenwaaren und dergl. zu finden. Etwas Sonderbares entdeckte man in ebendenselben Gegenden bey Utlaitit; nämlich Gemählde mit Figuren von 12 Ellen und andere in Form von Medaillons. Weiter fanden sie ein schönes Gefäß; wie auch verschiedene Tangutische und Kalmückische Handschriften. In der Nachbarschaft von Selenzinst trafen sie einen Mongolischen Priester an, der aus Sehnsucht nach dem Ehestande dorthin geflüchtet war. Sowohl an den Grenzen von Sina, als zwischen dem Jenesei, Ob und Lena fanden sie weiter nichts als wenige Ueberbleibsel von ganz neuen Sachen; und aus den Gräbern der Majaki Tataren wurden Gürtel, mit grünen Sammet gefüttert und mit goldenem Beschlage, ausgegraben. Alle Tataren, es seyen nun Usbesken, Boilocki, Bratski, Krasnojarki u. s. w. sind sich alle ähnlich, sind überall dieselben, unwissend und abergläubisch. Noch ärger sind die nördlichern Völkerschaften, z. B.

die Samoeden, die Lappländer, und die Ostiaken. Daß ein Volk ganz ausgerottet werden kan, ist eine gewöhnliche Erscheinung in der Geschichte: aber daß auch sogar die Grundlagen der Städte und Gebäude so zerstört würden, daß man gar keine Spur davon mehr entdecken könnte, dieß ist ganz außerordentlich, und man findet es blos in Sibirien.

---

## 12. Brief.

**H**r. Bailly hat ein Meisterstück von Astro-  
nomischer Kenntniß und Gelehrsamkeit ge-  
schrieben, seine Geschichte der Sternkunde  
des Alterthums. Wenn ein Gelehrter ein  
originelles, nütliches, in allen seinen Thei-  
len ausgebildetes Werk, wie dieses ist, voll-  
endet hat, so erlaubt er sich Erholung nach  
allzusehr gespannten Fleiße, und in Stun-  
den der Muße, zur Aufheiterung, behan-  
delt er Gegenstände von minderer Erheblich-  
keit. Aber auch die Erholungsarbeiten,  
die



die Aufheiterungen grosser Gelehrten sind achtungswerth: und daher werde ich, für meinen Antheil, niemals zugeben, daß eine Schrift über blosser Meynungen, ein Scherz, dergleichen die Briefe über Atlantis sind, dem Ruhme des Hrn. B. nur das geringste entziehen dürfe; seine Verdienste, seine gründliche ausgezeichnete Gelehrsamkeit werden mir demohnerachtet so schätzbar bleiben wie zuvor.

Wenn ich mich überdieses erinnere, wie Hr. B. in Absicht auf die Atlantis zu der Zeit gedacht hat, als er uns so viele tiefgeschöpfte interessante Nachrichten von der Sterkunde der Alten lehrte; ich sage, wenn ich mich daran erinnere, so kan ich nicht anders als mich in meiner Vermuthung bestärken, daß Hr. B. seine Briefe an den Hrn. von Voltaire eben so geschrieben habe, wie ich an Sie, das heist zur Unterhaltung, ohne die Verantwortung wegen einer Hypothese vorzüglich vor der andern zu übernehmen, und ohne sich zu grämen oder zu ärgern, wenn vielleicht andere für verschiedene Meynungen fechten wollten. Ein Egyptischer Priester sagte, wie Plato im Timäus erzählt

zählt, dem Solon ins Gesicht, die Griechen wären in der alten Geschichte noch Kinder: wir sind es noch mehr. In der Dunkelheit der Vorzeit, in der langen Reihe physischer und politischer Ereignisse auf unserer Erdkugel haben sich die ächten Nachrichten und Ueberlieferungen von den alten Begebenheiten verloren. Was wir noch von den Alten haben, ist alles verstümmelt, verworren, von Pralerey und Aberglauben und Unwissenheit entstellt. Wir müssen im Finstern tappen, und noch froh seyn, wenn wir auf einen Schluß kommen können, der uns in der Ferne ein mattes Licht von Wahrscheinlichkeit sehen läßt.

Sie verlangen die Fortsetzung meiner Betrachtungen; Sie fodern mich auf, Ihnen die Gründe anzugeben, aus welchen ich im neunten Brief behauptet habe, die Hieroglyphenschrift sey die bey den Atlantiden gebräuchliche gewesen, und von ihnen sowohl in Afrika als in Amerika ausgebreitet worden. Ich will suchen Ihre gelehrte Wißbegierde zu befriedigen.

Hr. Bailly

Hr. Bailly sagt: 1) „Olaus Rudbeck glaubte zwar das alte berühmte Atlantien in dem heutigen Schweden zu finden; allein wir sind nicht dieser Meinung:“ und gleich im Eingang des Werks von der ältern Sternkunde: 2) die Theogonie der Atlantiden sey auch die Theogonie der Egyptier, Phönizier und Griechen. . . Zu diesen sey sie zu der Zeit des grossen Einbruches eines unzählbaren Volkes gekommen, welches von der Insel Atlantis her einen grossen Theil von Europa, so wie Afrika und Asien sich unterworfen habe. Freylich war Hr. B. schon damals von Rudbeckischer Schlußmacherey eingenommen, so sehr er auch das Gegentheil versichert: indessen erklärt er sich doch noch ziemlich schwankend auf folgende Art: „Uebrigens mag diese Nation aus einer grossen Insel auf dem Atlantischen Meere ausgewandert und auf das feste Land übergegangen seyn, oder sie mag die

1) In d. Gesch. d. Sternk. d. Alt. 2. B. 3. Abschn. S. 1. d. deutsch. Uebers. v. Hrn. Wünsch.

2) Ebd. 1 B. 2 Abschn. S. 4.

die nördlichen Gegenden Asiens verlassen, und sich nach Jahrhunderten bis in den westlichen Theil von Afrika ausgebreitet haben: so scheint doch so viel gewiß zu seyn, daß sie dort sich einen festen Wohnsitz gewählt haben möge. Dieß vermuthet man schon mit hinreichendem Grunde aus dem Namen der Bergkette, welche die Barbaren und Biledulgerid in der Richtung von Morgen gegen Abend scheidet. 1)

Zuverlässig hätte Hr. B. nicht mehr so geschwankt, wäre nicht sein Augenmerk blos auf Asien gerichtet gewesen, wo doch in den ältesten Zeiten Atlas immer ein unbekannter Name war, wo weder Schrift, noch Religion, weder Künste noch Wissenschaften mit den Egyptischen übereinstimmten; wenn er, statt dessen, lieber seinen Blick nach dem westlichen Afrika gerichtet hätte, wo alle Nachrichten und Ueberlieferungen aus der entferntesten Vorzeit für die Lage der Atlantis in jenen Gegenden reden. Servius 2), der die Atlasse vervielfältigt, wie es denn bey-

1) Ebend. 2 B. I Abschn. I. 2.

2) Ad Aen. VIII.

nahe mit allen Heroen geschehen ist, nimmt deren drey an, die zu verschiedenen Zeiten regiert haben sollen. Der erste war, nach seiner Erläuterung, König von Mauritanien; der zweete herrschte in Italien, und war Elekrens Vater; der dritte regierte in Arabien, und war ein Vater der Maja. Hr. B. hätte also weder beyhm Servius, noch bey sonst einem Schriftsteller einen Asiatischen Atlas gefunden; sondern vielmehr an den Afrikanischen gedacht, der vom Oceane her gekommen war. Er hätte hier einen neuen Beweis wahrgenommen, daß jene Nation, die den Namen Atlantiden so lange erhielt, im Westen von Afrika gewohnt haben müsse. Auf einer weiteren Reise wär' er in den Gräften der alten Guanchios auf Teneriffa verweilt, um da Leichname, völlig nach Egyptischer Art eingewickelt und einbalsamirt, zu beobachten. Hätte er den ersten Entdecker und Statthalter der Insel S. Domingo Berichte von den Sitten der Einwohner zu Rath gezogen, so hätte er daraus ersehen, daß auch dort ein Todtengericht über die verstorbenen Könige gehalten wurde, daß man nur  
die

die guten Fürsten durch Lieder, Ariety genannt, zu preisen pflegte, daß man auch dort eine besondere Art die Leichen einzuwickeln hatte. Bey dem Uebergang endlich auf das feste Land, nach Yucatan und Mexiko, was hätte er dort nicht alles gesehen, das nicht mit Egyptischer Weise übereinstimmend gewesen wäre?

Die Bilderschrift oder die Hieroglyphen hatten die Mexikaner vollkommen so wie die Egyptier; so wie sie auch Blätter zum Papier und zu Büchern gebrauchten. Jene Art die Sachen und Begriffe durch Figuren oder Zeichen vorzustellen, die den Namen Hieroglyphe oder geheiligte Schrift bekam, hat nothwendig einen Ursprung haben müssen. Wäre sie aus Asien nach Egypten übergegangen, so fänden wir gewiß eine Spur davon bey irgend einem Asiatischen Volke; auch würden doch alte oder neuere Schriftsteller uns belehren, daß die Hieroglyphen in Asien eben so wie in Egypten gebräuchlich gewesen wären. Und woher kommt es nur, daß ein solcher Gebrauch, der in Asien nicht anzutreffen war, bey den Mexikanern als ein so

all.

allgemeiner Gebrauch erscheint? Ist es nicht ganz natürlich, daß sowohl die Mexikaner als auch die Egyptier ihn von einem und demselben Volke geerbt haben mögen? von einem Volke, dem beyde ihren Ursprung schuldig seyen, und welches in beyden festen Ländern diese Schrift, eben so wie Sprache, Religion und Sitten verbreitet habe? Nun jenes Stammvolk der Egyptier und Mexikaner glauben wir in den Atlantiden zu finden: folglich haben diese Atlantiden jenen beyden Nationen die Hieroglyphenschrift zum Erbtheil hinterlassen. Sie hieß wirklich, zum Andenken ihrer ersten Erfinder, Atlantische Schrift und Sprache. Pythagoras und Plato lernten sie, um die Aufschriften auf den Säulen Theuts zu verstehen; dieß sagt uns Iamblichus 1); aber Crantor setzt noch hinzu 2), sie hätten die Atlantische Sprache gelernt, und deswegen wäre Pythagoras von den Egyptischen Priestern eines Diebstahls beschuldigt worden. Diese Benennung ist

1) De Myfter. I, 8.

2) Bey Th. Gale in d. Anmerk. 3 Iambl.  
Br. üb. Auerl. zu Th. mi. Gall. 4

nachher geblieben; denn auch Solon lernte in Egypten die Atlantische Sprache 1). Eine solche Uebereinstimmung ist allerdings sonderbar; und schon deswegen könnten wir wohl eine gemeinschaftliche Abkunft der Ethiopter, Egyptier und Mexikaner von den Atlantiden anzunehmen, uns entschliessen. Hieraus erklärt sich nun, warum so viele Städte und Provinzen in Amerika mit dem Verbindungsworte Atlan benennt werden. Ja, die Mexikaner selbst, das heißt diejenige Nation, die zuletzt die herrschende in Mexiko war, diese leiteten selbst ihren Ursprung aus der Provinz Aztlan her. Nichtin mußten sie sich eigentlich Atlantiden nennen, so wie die Hieroglyphenschrift in Egypten ebenfalls die Atlantische hieß. Freylich ist Aztlan oder Atlan eine nördliche Provinz von Mexiko; allein dieser Umstand widerlegt noch nicht die ganze Hypothese, daß ihre Stammväter von der Insel Atlantis nach jenen Gegenden des festen Landes übergegangen seyn mögen: um sie zu retten, darf man nur annehmen, der Umfang der Atlantis habe sich bis an die Azoren

1) Plutarch im Solon T. 5. s. Opp. S. 92



Azoren erstreckt. Ueberdieses haben wir im Vorhergehenden verschiedene Beobachtungen gemacht, in welchen noch stärkere Beweise liegen. Wir haben gesehn, daß die Priester in Mexiko eben so wie die in Egypten für den Unterricht und für die Erziehung der Jugend sorgen mußten. Wir bemerkten dort ebenfalls die Gewohnheit, beim Ausziehen in den Krieg, Figuren von wilden Thieren auf den Kopf zu setzen; wir fanden auch dort gewöhnliche Opferrmesser von Stein, und Waffen von gehärtetem Kupfer und einem Zusatze von Gold. Wir haben angemerkt, daß die Mexikaner eben so wie die Egyptier die Beschneidung im Gebrauch hatten. Es sind uns sogar Sprachähnlichkeiten aufgestossen, z. B. bey dem Worte Theut: so nannten die Egyptier diejenige Gottheit, der sie den Unterricht in der Hieroglyphenschrift schuldig zu seyn glaubten; so nannten auch die Mexikaner überhaupt die Gottheit. Noch nicht genug! wir haben noch mehr Uebereinstimmendes mit Egypten beobachtet: die Mexikanischen Pyramiden, Cou genannt; die Verehrung der Sonne, des Mondes und der andern Planeten,

neten, die Figuren vom Sphynx; die Arbeiten von Schiff oder Rohr, Baumwolle, Leinwand, Kaninchen Haaren u. s. w.

Ferner erinnere ich mich, Sie darauf aufmerksam gemacht zu haben, daß die Sternkunde der Amerikaner zum Theil älter, zum Theil neuer als die Ogygische Fluth gewesen ist; daß jene mit des Atlas ursprünglichen, in Egypten ausgebreiteten Lehren übereinstimmet; diese aber schon in der Methode abwich.

Daher fanden wir die Zeit, wie in Egypten, unter dem Bild einer Schlange mit dem Schwanz im Munde vorgestellt; daher bemerkten wir bey ihnen ein Jahr von 360 Tagen; und daher nahmen wir wahr, daß sie die Hyaden, das Siebengeßirn, den kleinen Bär, die Venus, und andere Planeten und Sternbilder recht gut gekannt haben. La Condamine erstaunte, daß sie nicht nur die Hyaden kannten, die wir an den Kopf des Stiers setzen; sondern auch Tapyra Kayruba zu nennen pflegten, welches Kinnbacken vom Wagra oder

Stier

Stier bedeutet. \*) Die Einwohner von Manu-  
co nannten die sieben Sterne zunächst am  
Nordpole Mosk, d. i. Bär. Bey den Per-  
uvianern hieß die Venus Tascu, die Kraus-  
haarigte; und den Namen Coylar gaben sie  
sowohl den Plejaden, als auch den Gestir-  
nen, in welche die Punkte der Sonnenwen-  
den und Nachtgleichen fielen. Alles Kennt-  
nisse des Atlas und der Egyptier. \*\*) Nach  
der Dargischen Revolution, ver-  
größerten die Peruaner ihr Jahr um fünf Ta-  
ge, so daß es nun aus 365 T. bestand; fer-  
ner machten sie daraus ihre Periode von  
1460 Jahren.

Die Mexikaner hatten die Gewohnheit  
am Schluß eines jeden Jahres, welches aus  
18 zwanzigtägigen Monaten bestand, Feste

\*) Man vergleiche hiermit den drey und zwanzigsten Brief des ersten Theils S. 412, nebst der daselbst befindlichen Anmerkung.

\*\*) Wieder etwas anders als in Hrn. Bailly's  
Gesch. d. Sternk. ic in den Abschnitten von  
der Astronomie der Egyptier.

zu halten, die fünf Tage währten; worauf dann ein neues Jahr angefangen wurde. Da sie ihren grossen Zeitraum oder Cykel in vier Theile, jeden von 13 Jahren eingetheilt hatten, so brachten sie die Einschaltungs Verbesserung jedesmal nach 52 Jahren an. Nach dem Ablauf eines solchen Cykels wurden dreizehn Buftage gehalten, und das Volk sah dem Untergange der Welt entgegen. Waren nun die 13 Tage verfloffen, und die Sonne erschien wieder, so fieng man einen neuen Cykel an, und jederman kehrte zu seinem Gewerbe zurück.

Man könnte also die Mexiceaner in diesem Stücke für bessere Astronomen als die Egyptier erklären. Ihr Cykel war kürzer, und folglich weniger fehlerhaft als der von 1460 Jahren, in welchem die jährliche Differenz von 10 bis 11 Minuten ziemlich merklich werden mußte. Nur wird hierbey vorausgesetzt, diese Differenz sey in den alten Zeiten, wo jene Cykel eingeführt wurden, völlig so gewesen, wie man sie jetzt berechnet: und dann scheint es mir doch beynahe unmöglich, daß die Egyptier, kein Fortrü-

cken

den des Sirius vor ohngefähr 11 Tagen bemerkt haben sollten, wenn die scheinbare jährliche Bewegung der Fixsterne, so wie solche ihr Austritt aus den Sonnenstrahlen wahrnehmen läßt, damals eben so wie gegenwärtig erschienen wäre. Doch dieses ist eine Untersuchung, die eigentlich für Astronomen gehört: diese mögen bestimmen, ob die Ape der Erdbahn sich vermindert habe, und noch von Zeit zu Zeit vermindere. Sie mögen auch untersuchen, ob das Sternjahr in den alten Zeiten wirklich 365 Tage 6 Stunden, wie man es berechnete, oder, nach der Chaldäischen Ausrechnung, 365 Tage 6 Stunden, 11 Minuten gehabt habe; nicht 365 Tage, 6 Stunden  $48\frac{11}{12}$  Minuten, wie wir es finden. So viel ist gewiß, Hipparch fand es um ein wenig kürzer als 365 Tage 6 St., nämlich von 365 T. 5. St. 55 Min. 12 Sec. Dieses war auch die Meinung von Ptolomäus, und dieser konnte wohl am wenigsten so sehr verstoßen; denn er berechnet ja eine ziemlich lange Periode von Sonnenwenden und Nachtgleichen. Es läßt sich um so weniger annehmen, da die

Mondumläufe sowohl von Hipparch als von  
 Ptolomäus selbst so genau bestimmt worden sind,  
 daß ihre Berechnungen mit den heutigen so-  
 gar in der Anzahl der Sekunden überein-  
 stimmen, und nur einen Sekundenbruch  
 mehr als die neuern haben. Dieser Ueber-  
 schuß bestätigt die Meinung der Astronomen  
 von einer Beschleunigung der Bewegung  
 des Mondes. Da nun eine solche Beschleu-  
 nigung ebenfalls für das Fortrücken der Er-  
 de zu gelten scheint, so läßt sich hieraus  
 nicht ohne Wahrscheinlichkeit vermuthen,  
 daß die Bewegung der Erde sowohl als des  
 Mondes seit Hipparchs Zeiten bis jetzt ge-  
 schwinder geworden sey; oder, welches ei-  
 nerley ist, daß die Ape der Erdbahn sich  
 vermindert habe. Nun wollen wir anneh-  
 men, eine solche Beschleunigung finde wirt-  
 lich statt, und seit Hipparch bis gegenwärtig,  
 das heißt, in einem Zeitraume von beynabe  
 2000 Jahren, betrage der Unterschied  $6\frac{17}{60}$   
 Minuten: wir wollen ferner annehmen,  
 (was doch nicht möglich zu seyn scheint), daß  
 diese Beschleunigung sich gleichförmig erhalte:  
 so würde man leicht berechnen können, nach  
 welcher

welcher; Zeit das Jahr seine einmalige Grösse von 360 Tagen wieder bekommen müste.

Hr. Bailly selbst würdigte diesen Gegenstand seiner Untersuchung, in einem Aufsatz, den er der Akademie der Wissensch. zu Paris im J. 1773 vorlegte. Gegen die von einigen behauptete Unveränderlichkeit des Planetensystems, die sich nach meiner Einsicht gar nicht vertheidigen läßt, liegt auch ein Grund in der verschiedenen Neigung der Ekliptik. Ich rede hier nicht von der Theorie des Hn. Nitters von Loubille; die Herren Godja und Cassini haben sie weitläufig widerlegt: ich will nur einiges, was hierher gehört, bemerken. Die Sinesen nahmen, nach Hrn. de Gentils Bericht, die Neigung der Ekliptik von 25 Gr. an; eben so wie ehemals in Griechenland nach einer alten Ueberslieferung. Ebendasselbe Verhältniß fand Hipparch; wir setzen es auf 23 Gr. Man weiß, welche verschiedene Meinungen die Astronomen in Absicht auf die Schiefe der Sonnenbahn hegen. Sie mögen nachrechnen, wenn sie glauben, alle mögliche Grundangaben und alle mögliche

Fälle zusammengenommen zu haben, woran ich doch noch zu zweifeln mir getraue. Lassen Sie uns bloß unsere Hypothese weiter zu entwickeln suchen. Die Abweichungen, die man in den alten astronomischen Beobachtungen wahrnimmt, führen auf die ganz vernünftige Vermuthung, daß wirklich das Sonnenjahr zuallererst 360 Tage gehabt habe; dieß zeigt die Uebereinstimmung zwischen allen Völkern auf dem Erdboden. Doch es mag damit seyn wie es wolle: auch wenn man annimmt, das Sternjahr habe damals aus 365 Tagen, 5 Stunden,  $48\frac{1}{2}$  Minuten bestanden, so fehlten doch die Mexikaner bey ihrem Enkel von 52 J. um nicht mehr als um  $9\frac{1}{2}$  Stunden.

Unter die vielen Sachen, die wir in Amerika eben so wie in unserm Welttheile gefunden haben, gehört auch die Analogie der Sprachen: eine Beobachtung, die La Condamine ebenfalls gemacht hat. Sie zeigt sich besonders in den Wörtern Mamma, Mutter, und Papa, Vater: die letztere Benennung gaben die Mexikaner auch den Priestern; und Mamma nannten die Peruaner sowohl



ihre Kaiserin, als den Mond. In Peru hießen, wie wir schon bemerkt haben, die Prinzessinnen aus dem regierenden Hause, Palladi; und die Namen Uclan und Ante waren etwas ganz gewöhnliches.

Nimmt man nun dergleichen Analogien zwischen den Amerikanern und dem festen Lande von Europa und Afrika; erwägt man im Gegentheil, wie wenig, oder vielmehr daß gar keine Gleichförmigkeit zwischen ihnen und den Asiatischen Völkern sich zeigt, obgleich ihre Länder zusammenstossen, und obnerachtet ihres spätern Verkehrs; vergleicht man ferner auf einer andern Seite die Sitten, die Religion, und die Schrift, das heißt die Quippo's der Sinesen mit den Quippo's, den Sitten und der Religion der Peruaner: so wär' es mir unbegreiflich, wenn man nicht so schlösse: vor Erfindung der Eisenarbeiten, der Buchstabenschrift, des Geldes, und vor den Verbesserungen des Sternjahres und der Eyzel muß zwischen den Mexikanern und Egyptiern, zwischen den Peruanern und Sinesen ein wechselseitiger Verkehr und Umtausch von Ideen und Kenntnissen statt gefunden haben.

Weil

Weil nun dieß niemals möglich gewesen wäre, wenn ein weiter Ocean zu jeder Zeit Amerika theils von Afrika und Europa, theils von Asien abgesondert hätte, so haben wir eine doppelte Untersuchung angestellt. Auf der einen Seite haben wir nachgeforscht, wie die in der Tataren wohnenden Sinesen nach Amerika übergehen konnten; wobei sie denn Ueberbleibsel ihrer alten Sprache unterweges zurückließen, besonders in Kamtschatka, wo, nach Hrn. Stellers Beobachtung noch jetzt Wortdeckungen auf ong, ing, schin, Ksin, Ksung, u. s. w. gefunden werden. Auf einer andern Seite fanden wir einen Vereinigungspunkt, von welchem aus die Völker des einen wie des andern festen Landes ihren ersten Unterricht und ihre ersten Sitten haben erhalten können. Jener Vereinigungspunkt ist die Atlantis. Diese große Insel lag, nach dem Zeugnisse des ganzen Alterthums, mitten zwischen beyden festen Ländern; die Atlantiden hatten, wie Plato und Diodor uns belehren, in dem einen sowohl als in dem andern Eroberungen gemacht; sie konnten also auch ihre Kenntnisse in beyden



indem er sagt: 1) Wenn Atlas jemals regiert hat, wie man denn doch wohl glauben muß; so war es in Libyen. Vielleicht bestand sich in dem Gebürge, das noch jetzt seinen Namen führt . . . Seine Söhne oder Brüder zogen in der Folge nach dem obern Theile Ethiopiens, von wo sie sich nach Egypten, als es bewohnbar wurde, ausbreiten konnten. Dieses Geständniß ist uns zu schätzbar, als daß wir nicht verbunden seyn sollten, den Beweis dafür zu übernehmen, und solches gegen des berühmten Herrn Verf. eigene Einwürfe in den Briefen über die Atlantis zu verfechten. Mag doch Hr. B. sich beschweren, in mir einen schwachen Vertheidiger gefunden zu haben; er soll wenigstens nicht darüber klagen, daß ich seine Meinungen bloß deswegen bestreiten wollte, um meine eigenen in unserm Briefwechsel geltend zu machen. Hören Sie nun, wie ich schliesse. Die Physik zeigt dem nachdenkenden Forscher zwei wichtige Erscheinungen: eine grosse Insel vom Oceane verschlungen; und

1) In d. Gesch. d. Sternk. 2 B. 5 Abschn. § 1. S. 198 d. deutsch. Uebers.

in der Tataren, in Kanada, Ungarn, Frankreich und in den Nordländern ein Klima wie dasjenige unter der heißen Zone.

Es ist hinlänglich erwiesen, daß in Sibirien, Kanada, Siebenbürgen, Ungarn und sonst, unter der Erde und zwischen den Schichten, woraus die Hügel bestehen, Knochen und Zähne von Elephanten angetroffen werden. Dieß bezeugen die Schriften der Akademien zu Paris und London; dieß bezeugen auch die Reisenden und die Naturforscher, so, daß sich nicht daran zweifeln läßt. Auch findet man Knochen von andern grossen Thieren; die Veranlassung zu den Fabeln der Sibirier von dem grossen Thiere Mammuth im Innersten der Erde. Gewiß aber ist es und keinem Zweifel unterworfen, daß die in den angezeigten Gegenden von Asien, Europa und Amerika ausgegrabenen Zähne von Elephanten herrühren.

Leibnitz entdeckte im Mansfeldischen und Braunschweigischen unter der Erde zwischen Schiefeln, Abdrücke von grossen Blättern solcher Gewächse, die blos in Indien einheimisch sind, und in keinem nördlichen Klima  
fortz

fortkommen. Etwas ähnliches von andern  
 Pflanzenblättern, die man in Sachsen gefun-  
 den hatte, führt Scheuchzer an 1). Im  
 Jahre 1718. fand der berühmte Jussieu in  
 den Gegenden von St. Chaumont im Yon-  
 nois, ebenfalls zwischen Schiefer-schichten ei-  
 ne sehr grosse Menge solcher Blätter und  
 Saamen von Indischen Gewächsen. Er ließ  
 darauf Blätter und Saamen von jenen Ge-  
 wächsen aus den Gegenden, wo sie wachsen,  
 nämlich aus Indien und von den Kanari-  
 schen Inseln kommen, verglich sie genau,  
 und ließ Zeichnungen, sowohl von den einen,  
 als von den andern in die Memoiren der Pa-  
 riser Akademie einreichen. Es sind ganz un-  
 streitig Blätter und Saamen von dem so ge-  
 nannten Trauerbaume, der blos in südlichen  
 Ländern wächst 2).

Hier glauben nun die Herren von Buffon und Bailly einen untrüglichen Beweis  
 von der vormaligen Wärme der Nordlän-  
 der.

Im Herbar. Diluv.

2) S. die erwähnten Mémoires besonders  
 von den J. 1705, 1718, 1727, 1743, 1762 u.

der zu finden. In Ihrem vorigen Briefe verweisen Sie mich auf eine Dissertation nach ebendemselben Grundsatz von Hn. Costellini bey der Veranlassung von entdeckten Elephantenknochen in Toskana. Ich habe diese Dissert. nicht gesehen: allein nach Hannibals und Pyrrhus Einbrüchen, und nach dem Römischen Luxus, der Elephanten und Rhinoceros nach Italien kommen ließ, nach allen diesem sind solche Knochen kein befremdendes Phänomen; auch ohne Rücksicht auf die schon gemachte Bemerkung von der Leichtigkeit des Uebergangs dieser Thiere aus Afrika nach Europa zu der Zeit, ehe noch der Ocean die Meerenge bey Gibraltar durchgebrochen hatte, als noch beyde Welttheile zusammenhängen. Sey's indessen damit wie es wolle! richtig bleibt immer die folgende Reihe von Schlüssen: weder die Elephanten, noch die gegenwärtig Indischen Gewächse konnten in einem andern Klima fortkommen, als in einem solchen wie unter der heißen Zone; ist aber dieses, so muß man nothwendig zugestehen, daß in jenen Ländern, die jetzt zu Eis und Kälte verdammt sind, damals als sie die

Br. üb. Amer. 3r Th.      K      gedach-

gedachten Thiere und Gewächse hervorbrachten, ein solches Klima gewesen seyn müsse.

Der Hr. Graf von Buffon sagt: nach der Abkühlung der Erdkugel starben jene Gewächse aus, und die Elephanten wanderten nach und nach gegen die Länder unter dem Aequator. Hier steckt der Knoten.

Erlauben Sie mir dasjenige kurz zu wiederholen, was ich in den vorhergehenden Briefen ausführlicher abgehandelt habe. Wir haben untrügliche Beweise, daß das grosse Meer um Europa und Asien bis auf die höchsten Berge angestiegen sey und dort einen Bodensatz und Seeprodukte hinterlassen habe, die vrrzüglich in den kalkartigen Materien Merkmale von unbestimmbarem Alterthum an sich tragen. Wie nun unsere Halbkugel Meeres Berge habe seyn können, dieß läßt sich nicht anders denken, als wenn wir annehmen, die entgegengesetzte Hemisphäre sey zu eben der Zeit fester Boden und bewohnt gewesen. Das grosse Meer hat sich nachher zurückgezogen: und davon kan die Naturkunde keinen andern Grund angeben, als eine Veränderung in der Gestalt unsers Erdballs;  
eine



eine Veränderung, vermittelst welcher sein Kern oder Mittelpunkt der Schwere sich verschoben, das Meer eine andere Lage angenommen, und unsere Halbfugel trocken gelassen hätte. Welch ein schrecklicher Anblick ein solcher Zustand damals hätte seyn müssen, habe ich Ihnen bereits bey einer andern Veranlassung gezeigt. Damals beschrieb ich Ihnen zugleich die Erhizung und das Aufwallen der Erde beym völligen Einwürfen der Sonne und der Luft, nebst der Gährung und Entzündung der Vulkane, deren Spuren sich überall verrathen. Die so allgemeinen Ausbrüche der letztern werden gewiß nicht mehr in Erstaunen setzen, wenn man nur folgende Betrachtungen zu Hülfe nimmt. Schwefel, in Verbindung mit salzichten Substanzen, mit alkalischen und kalkichten Erden, die aus Muscheln und andern Meerprodukten entstehen, bedarf nur noch eines Zusatzes von Wasser, und er erregt Gährung: die so verbundenen Theile wirken wechselseitig auf einander und wieder auf einander zurück, um sich aufzulösen und zu entwickeln; und daher entsteht Erhizung und Wärme.

Auf eine solche Art müssen wohl die vielen Vulkane hervorgebracht worden seyn. Zu der Zeit ihres Ursprungs hiengen die festen Länder von Europa und Afrika mit Asien zusammen, und zwischen jenen und Amerika blieb die grosse Insel Atlantis. Sie haben schon von mir eine geographische Beschreibung, wie man sich die damalige Gestalt der Erdoberfläche, nebst den innern Seen oder Meeren, vorstellen könne. Dieser dritte Zustand ist der Zustand der Bevölkerung unserer Halbkugel; und von ihm haben sich Nachrichten durch Ueberlieferung von einem Zeitalter zum andern bis auf uns fortgepflanzt.

Jene Ueberlieferungen belehren uns, daß in den Nordländern, als dort das Klima warm war, die Elephanten lebten und vermehrten, ohnerachtet die Natur ihnen bloß den heißen Erdstrich zum Aufenthalte bestimmt zu haben scheint; sie belehren uns ferner, daß auch Gewächse, die gegenwärtig bloß auf den Kanarien und in Indien zu Hause sind, dort ebenfalls ausdauern konnten. Verbinden Sie hiermit eine andere

Beobachtung in Absicht auf eine von der jetzigen verschiedene Abmessung des Jahres.

Ich habe, wie Sie sich erinnern werden, nicht ohne Grund gemuthmaßt, daß in jenem Zeitalter der Ablauf des Jahres wirklich in 360 Tagen vollendet worden sey: denn es ist doch in der That unmöglich, daß alle Völker auf der ganzen Welt, mit Einschluß der Mexikaner, einstimmig auf einen so groben Irrthum sollten verfallen seyn, indem sie die Wiederkehr der Sonne auf eben den Punkt am Himmel ohngefähr sechs Tage zu früh bestimmt hätten. Schon vor der Sündfluth war vollkommene Sternkunde, sagt Hr. Bailly. Diese Sternkunde, durch deren Hülfe die Himmelskugel erfunden ward, theilte den Thierkreis in 360 Grade und diese Eintheilung des Zodiacus führt uns auf den Schluß, daß ein gleichförmiges Maas von 360 Tagen ebenfalls für das Jahr gegolten habe. Dieß war also nicht Folge von Irrthum, sondern es beruhete auf genau angestellten Beobachtungen. Ohne eine gänzliche Revolution können wir uns nicht vorstellen, wie sich der Lauf der Sonne um  $5\frac{1}{4}$  Tag habe

verlängern können. Sobald die in die verschiedenen Gegenden des Erdbodens zerstreuten Menschen ihre Blicke gegen den Himmel zu richten anfiengen, bemerkten sie eine solche Verlängerung, und überall gab man dem gewöhnlichen Jahre noch 5 Tage und weiterhin erfand man die Cykel, um auch das jährliche Uebermaaß von 6 Stunden auszugleichen. Seit jenen Zeiten bis jetzt mag sich wohl die Axe der Erdbahn, wie schon gesagt, vermindert haben: aber der Grund daran liegt gewiß nicht in der Erkaltung unsers Planeten. Es scheint also vielmehr, eine und dieselbe einzige Ursache habe zu gleicher Zeit die Natur der Klimate verändert, die Grösse des Jahres verschieden gemacht, und der Oberfläche unserer Halbkugel, die nicht mehr zusammenhängend und eben, wie ursprünglich ist, eine andere Gestalt gegeben. Dieß ist also der Zustand, von welchem wir reden, und dessen Abänderung die Naturkundigen so eifrig nachforschen.

Der Ritter Sloane hat in einem Aufsatze, der in den Schriften der Akademien zu Paris und London gedruckt ist, ein gros-

ses

ses Stück aus Osbrands Ides Reisebeschreibung von Moskau nach Sina eingerückt. Aus diesem Bruchstücke lernen wir nicht nur in welchen Lagen die Elephantenknochen gefunden wurden, sondern auch was die Sibirier davon glaubten. Unter andern führt er an, die aufgeklärtesten Männer unter ihnen stellten sich vor, es hätte wirklich Elephanten in ihrem Lande vor der Sündfluth gegeben, als das Klima wärmer gewesen wäre. So haben sich den zwo analogische Ueberlieferungen sowohl in Egypten als in Sibirien erhalten. Jene redet von einer Ueberschwemmung, durch welche die Insel Atlantis untergegangen sey; diese sagt ebenfalls, eine Art von Fluth oder Ueberschwemmung habe das Elephantengeschlecht in den nördlichen Gegenden vertilgt, und das Klima verändert. Mich dünkt, die Vernunft gebe den Ausschlag auf die Seite solcher Ueberlieferungen.

Die Elephantenknochen finden sich zwischen Schichten von Sand, Schisten und Schiefer; dieß wird allgemein zugestanden. Diese Schichten sind Absatz vom Meere: und eben

So finden sich in dem verhärteten Meeres-  
 schlamm auch Blätter und Saamen von Ge-  
 wächsen, die jetzt Indien eigen sind. Die  
 Knochen liegen auf den Bergen in Haufen  
 ohne Ordnung umher: auch sieht man auf eben  
 den Bergen Zähne von verschiedener Grösse.  
 Diese Knochen und diese Zähne sind augen-  
 scheinliche Beweise, daß Thiere aus allen  
 Zeitaltern hier auf einmal ihren Tod gefun-  
 den haben, und daß ihre Ueberbleibsel so  
 zerstreut hier liegen geblieben seyn müssen.  
 Nun würde dieß nimmermehr geschehen seyn,  
 wenn jene Thiere nach und nach, in einer  
 langen Reihe von Jahrtausenden, nach dem  
 Verhältniß der allmählig erkaltenden Erde  
 gegen Mittag herabgezogen wären. Es ließe  
 sich nicht behaupten, wenn man auch an-  
 nähme, die Elephanten hätten die grosse  
 Bergkette, die Asien in zween Theile schei-  
 det, übersteigen können; welches doch eben  
 diesen Thieren, nach des Hrn. Grafen von  
 Buffon Versicherung, in Amerika nicht gelang,  
 indem ihnen die Berge den Uebergang aus  
 Kanada nach den südlichen Ländern versperr-  
 ten. Und eben so wenig würde man gewin-  
 nen,

nen, wenn man auch ferner annähme, die Theile des Erdballs zunächst am Mittelpunkte, wohin man so zu sagen die Werkstätte der innern Glut versetzt, das heißt, die Polarländer wären früher erkaltet, als die unter dem Aequator, indem diese, zufolge der Berechnung nach der Differenz der Axen, achtzehn Meilen weiter von dem Mittelpunkte der Wärme ablügen.

Auch im Temeschwarer Bannate und im eigentlichen Ungarn finden sich solche Knochen und Zähne von Elephanten, untermischt mit Meerprodukten, Zoophyten, Rückgraden von Cetaceen, und auch mit Menschengebissen. Ein ähnliches Gemisch von Knochen von Elephanten und Cetaceen haben die berühmten Männer Smelin und Müller u. s. w. auch in Sibirien beobachtet, wo sie in den Gegenden am Irtsch, Tom und Lena ganz gewöhnlich sind. Man hielt sie anfangs für Knochen vom Mammuth, dem Gegenstande von vielen daher entstandenen Fabeln, daß man vollkommen gut erhaltene Gerippe und Knochen gefunden, aber dabey vergessen hatte, daß die Kälte für Verwesung schützt. Im

Indigirka entdeckte man Zähne vom Narwal, einer Art Wallfische, und von Seekühen bey Andioskoi. Zwischen den Flüssen Kolyma und Indigirka fand Hr. Pallas Zähne von Flußpferden und verschiedenen andern Cetaceen, ingleichen unterschiedene Gewächse des heißen Erdgürtels, wie auch Gerippe von Elephanten und Rhinocerossen, deren Häute noch sehr gut erhalten waren; eine Folge der Kälte und des Eises, die dort beständig herrschen. Jos. Monti, Doktor zu Bologna, glaubte auf den Bergen um diese Stadt zwey Zähne vom Wallros zu finden, welches Amphibiur, aus den Gegenden von Neuzembla, Conrad Gesner und Wormius beschrieben haben: allein der ganze ausgegrabene Klumpen ist zu unförmlich, als daß man solches geradezu behaupten dürfte. Alle diese Beobachtungen führen auf den Schluß, daß wir, um solche Erscheinungen zu erklären, eine grosse Begebenheit mit unserer Halbkugel annehmen müssen, das heißt, eine Veränderung mit ihrer Aze und mit der Ekliptik. Vielleicht nun, in der Voraussetzung einer solchen auch nur geringen Abänderung, das Meer



Meer bis auf den Gipfel eines jeden Bergs steigen könne, ergiebt sich aus der gegenwärtigen Differenz der halben Erdedurchmesser, die, wie schon mehrmals gesagt worden, ohne gefahr achtzehn Meilen beträgt. Erreichte aber das Wasser unter dem Aequator eine solche Höhe, wie wenig darf sich nicht die Aze verändern, um es bis auf unsere Berge steigen zu machen?

Nun lassen Sie uns die Buffonsche Hypothese noch einmal überblicken. Nach dieser ist unsere Erde ein von der Sonne abgeschlagener Funke; im Anfang der Zeiten war sie eine glühende und flüssige Masse; wie Eisen und andere glühende Metalle wurde sie kalt, bis zu dem Grade wie sie gegenwärtig ist; zuletzt wird sie gänzlich erkalten, so daß es die belebte Natur nicht mehr wird ertragen können. Bey dieser Hypothese, auf welche, wie Sie wissen, Hr. Bailly seine Meinungen stützte, bleibt freylich die Erdeaxe unverändert.

Allein ist nicht die ganze Sache, wie der Herr Graf von Buffon sie vorstellt, mehr ein sinnreiches Gewebe von Hypothesen, als  
ein

ein System, das nur einiger Demonstration fähig wäre? Ist die Sonne wirklich ein flüssiger und glühender Körper, ein verzehrendes Feuer, welches sich immer gleich erhält, ohne Verminderung der Materie, die ihm zur Nahrung dienen muß? Können wir begreifen, von beweisen will ich gar nicht einmal reden, daß es in der Natur so erfolgen könne? Newton sagte, die Kometen könnten wohl bestimmt seyn, von Zeit zu Zeit mit der Sonne zusammenzuströmen, und dadurch die brennbare Materie zu vermehren. Allein es findet sich in keinem Jahrhundert irgend einige Nachricht von einer solchen Begebenheit. Ich wüßte auch nicht, wie es damit zugehen sollte, so lange man zugiebt, daß die Kometen in bestimmten Bahnen laufen, und so lange man auch das einräumt, was alsdann nothwendig erfolgen müßte, nämlich eine allmähliche Verminderung der Masse in der Sonne, oder mit andern Worten, eine Abnahme von Druck, Attraction und Centralkraft. Die Sonne hat angewissen Stellen Flecken, die nicht immer sichtbar sind; und dadurch hat man, seit Galilei's

113 bis

bis auf unsere Zeiten, dargethan, daß sich die Sonne in  $25\frac{1}{2}$  Tagen, oder noch genauer, in 25 Tagen, 14 Stunden, 8 Minuten um ihre Aze schwingt. Diese Flecken bewegen sich regelmässig nach der Ordnung der Zeichen des Thierkreyses: zu gewissen Zeiten beschreiben sie gerade, zu andern aber krumme Linien; und was noch mehr ist, bey jedem Flecken sehen die Zeittheile in Verhältniß mit dem Raume. Solche Eigenschaften, immer gleichförmig wahrgenommen, lassen auf einen festen und unzerstörbaren Körper schliessen; dieses könnte aber nicht statt finden, wäre die Sonne eine glühende Masse, ein verzehrendes Feuer. So viel Fixsterne, so viel Sonnen! Nun müßten es auch eben so viele flüssige und glühende Massen seyn: allein wenn sie das wären, woher käm' es wohl, daß der sogenannte neue Stern im Wallfische 333, und der im Schwane 405 Tage lang unsichtbar wird? Solche periodische Verfinsterungen beweisen offenbar, daß diese Sterne sich um ihre eigene Aze schwingen. Ebendasselbe läßt sich auch von denjenigen sagen, deren Entdeckung sich Hevel im J. 1670, und Kirch

Kirch im J. 1686 zugeschrieben; wosern sie anders von jenen, die Cassini entdeckte, verschieden sind. Es giebt also Sterne, die zur Hälfte hell, zur Hälfte dunkel erscheinen; folglich bestehen sie nicht aus einer flüssigen und glühenden Masse. Noch wissen wir nicht, was Elementarfeuer, Electricität, Magnetismus, und Elementarlicht eigentlich sey. Wären etwa die Sterne, so wie auch die Sonne, phosphorische Körper, mit einer Mischung von elektrischer und magnetischer Materie, ingleichen von Elementarlicht ohne verzehrende Flamme? Es übersteigt alle meine Vorstellungskraft, mir ein Feuer zu denken, das keine Nahrung bekäme, das heißt, ein Feuer ohne brennbare Materie; noch diese letztere wirklich entzündet und brennend ohne Verminderung. Empedokles behauptete, die Sterne wären Feuermassen, aber von jenem Feuer, das in der Luft enthalten wäre, bevor es sich daraus loswickelte. Noch bestimmter erklärt sich Aristoteles: die Luft werde von der Sonne erwärmt, nicht weil diese ein feuriger und glühender Körper sey, sondern durch die Schnelligkeit der Bewegung.

gung. Fast wie Aristoteles dachte Newton, besonders aber Georg Cheyne. Nach dessen Meynung ist die Sonne eine feste und dichte Masse; wie die Fixsterne schwimmt sie in einem Lichtstrome; dieser besteht aus äusserst feinen Theilen, welche beständig äusserst heftige und so schnelle Schwingungen machen, daß sie von der Sonne auf die Erde in zehn Minuten herabschiessen, woben sie denn in jeder Minute einen Raum von ohngefähr 130000 Meilen durchlaufen. Ist dieses die Natur der Sonne und des Lichtes; beruht das Zurückwerfen der Strahlen auf einer Kraft, die auf der ganzen Oberfläche des zurückwerfenden Körpers gleich stark verbreitet ist, ohne daß sie, wie Newton erwiesen hat, von einer unmittelbaren Berührung abhängt: so können wir uns die Sonne, die Wärme und das Licht, ohne Bild von einer grossen glühenden und flüssigen Feuermasse, denken. Zwar erklärt Newton die Sonne und die Fixsterne für nichts anders, als für dunkle, heftig glühende Körper, und berechnet, daß der Komet vom J. 1680 in seiner Sonnennähe eine solche Hitze erlangt habe,

daß

daß er erst in 50000 Jahren kalt werden könn-  
 ne. Alles das weiß ich recht gut; aber ich  
 mache mir dagegen ganz verschiedene Hofnun-  
 gen in Absicht auf die Lehre von der Elektri-  
 cität. Man wird, wenn auch nicht schon in  
 unsern, doch wenigstens in künftigen Zeiten,  
 zur Erweiterung dieser Lehre nicht nur voll-  
 kommenere Maschinen ausdenken, sondern  
 auch noch genauere Versuche anstellen; da-  
 durch werden sich denn die Gesetze des wech-  
 selfeitigen Anziehens der Körper, und der  
 Schwingungen des Lichts im Verhältniß zu  
 der Größe, Zusammensetzung, Entfernung,  
 Bewegung und Reibung derselben Körper,  
 deutlicher als jetzt ausfinden lassen; es wird  
 sich gleichsam eine neue Bühne von Schau-  
 spielen der Natur eröffnen. Ich erinnere  
 mich dem P. Beccaria zu Turin bereits im  
 J. 1753. gezeigt zu haben, wie viel in diesem  
 Felde zu bearbeiten übrig sey; allein noch bis  
 jetzt hat, meines Wissens, nichts geleistet  
 werden können, was einem so grossen Ge-  
 genstand entspräche. Ich rede hier nicht  
 von den Eigenschaften des Lichtes und der  
 Farben; auch nicht von den Gesetzen des Zu-  
 ruf

rückwerfens und Brechens der Lichtstrahlen; diese Gesetze sind seit Newton nicht nur bekannt, sondern auch erwiesen: ich rede blos von der eigentlichen Wärme.

Einige leiten diese einzig aus der Sonne her und gemeiniglich berechnet man sie nach den Regeln der Gesetze der Schwere oder der Attraction, das heißt, nach dem umgekehrten Verhältnisse der Quadrate zu der Entfernung. Sonach würde diesen Gesetzen zufolge, Saturn vereist, Mars hingegen feuriger als glühens des Eisen seyn; denn in jenem ist die Atmosphäre so verdünnt, und die Menge der Ausdünstungen so groß daß sie zuweilen den Ring erreichen; bey dem letztern aber entdeckt man kaum eine Atmosphäre. So schreibt man auch den größten Theil der Ausdünstungen und Ausdämpfungen in den Kometen auf Rechnung des in der Sonne enthaltenen Feuers. Hieraus glauben denn die Physiker erklären zu können, wie die Kometen, wenn sie nahe bey der Sonne vorübergehen, so grosse Schweife bekommen; wiewohl andere auch vorbeys rollen ohne Schweif oder Tuppé mitzunehmen. Was sich hierbey als gewiß behaupten läßt,

Br. üb. Amer. 3. Th.            Y            mög.

mögte wohl nach meiner Einsicht in Folgendem bestehen.

Die Empfindungen der belebten Körper haben, in Rücksicht auf die Grade der Wärme und Kälte, kein Verhältniß zu dem Steigen oder Fallen des Thermometers, so daß man daraus schliessen könnte, die Sonnenstrahlen brächten unter ebenderselben Breite ebendieselbe Wärme hervor. Nein; es wirken dabey noch andere Ursachen, unabhängig von der Stärke und Dauer der Sonnenstrahlen auf einem gewissen gegebenen Punkte des Erdballs. Diese Erscheinung zeigt sich ganz augenscheinlich in allen Ländern; besonders aber in Sicilien. Dort wird die Atmosphäre zuweilen so sehr erhitzt, daß jedermann u. selbst die stärksten Leute aus dem gemeinem Volke die freye Luft auszustehen nicht vermögen; sondern in ihren Häusern eingeschlossen, müssen sie sich durch angefeuchtete Schiffsdecken und weiche Tücher gegen die Schwüle verwahren, die den Athem benimmt, und sogar dem Leben gefährlich wird. Bey allen diesem verändert sich das Thermometer wenig oder gar nicht. Hingegen verändert es sich



sich sehr beträchtlich und zeigt zuweilen unter Breiten des gemäßigten Erdgürtels einen Grad von Wärme, der mitten in der heißen Zone unter dem Aequator ausserordentlich stark scheinen würde; und zwar wohl zu merken, ohne unmittelbare Wirkung der Sonne. Auf der Sternwarte zu Paris, an einem Orte, den die Sonne niemals bescheint, stieg ein Fahrenheitisches Thermometer mehr als einmal auf 89 Gr., eine Beobachtung des Hrn. Bremond in den Philosophischen Transactionen v. 1731. Der Marchese Polemi sah es im J. 1728. auf 91 Gr. Muschenbröck fand es an dunkeln dem Sonnenscheine nicht ausgesetzten Orten im J. 1729 auf 90, und im J. 1733 auf 94 Gr. Die Wärme im Sommer beträgt ohngefähr 26 G. nach Reaumur, oder 76 nach Fahrenheit; und Boerhave behauptet irrig, der Mensch könne in einer Hitze über 90 Gr. nicht leben.

Eine andere Erscheinung zeigen uns die Brennspiegel. Homberg machte im J. 1705 die Beobachtung, daß der Spiegel jedesmal den Tag nach einem Regen stärker wirkte. Tschirnhausen versichert, der seinige

sey während einer grossen Wärme nicht so kräftig, als bey der gewöhnlichen. Ist es nun ferner richtig, wie's denn wirklich ist, daß die phosphorischen Körper, wie z. B. die vom Monde zurückgeworfenen Sonnenstrahlen, Licht ohne Wärme geben; ist es wahr, daß die geschmolzenen Metalle, die siedenden Flüssigkeiten, und die elektrischen Körper beim Reiben Wärme ohne Licht wahrnehmen lassen: so scheint es allerdings, als ob man sich die Sache eben so wie Boerhave vorstellen müsse. Ihm ist das Feuer ein durch die ganze Natur verbreitetes Element, und blos aus der Modification der Bestandtheile der Natur selbst beim Durchgang der Sonnenstrahlen entsteht die Wärme. Man muß auch zugeben, daß seine Vorstellung in der That viel für sich habe: denn wenn die Sonnenstrahlen sich brechen, und durch eine Linse in einer gegebenen Entfernung gehn, so verstärken sie den Grad der Wärme so sehr, daß sie in brennbaren Materien Flamme hervorbringen; man spalte sie nun durch das Prisma, nehme jeden einzeln, so zeigen sie blos Farben  
aber

aber Wärme haben sie keine mehr. Daher  
 kommt es mir vor, als liesse sich die Sache  
 etwa so denken: die elektrische Materie und  
 die Feuertheilchen befänden sich in der Luft in eis-  
 ner gewissen Beziehung auf unsere Erdkugel,  
 welche diese feurigen und entzündbaren Theil-  
 chen wechselseitig mittheilte und wieder in  
 sich zurückzöge; auf die Feuertheile wirkte  
 die magnetische Kraft der Sonnenstrahlen  
 durch einen gewissen Mechanismus, und  
 durch Umstände der Lage unsers Erdballs in  
 Bezug auf die Gestirne, deren Einfluß er  
 unterworfen wäre: der Mechanismus dieser  
 Wirkungen bestünde nun wohl darinne, daß  
 die in der Luft zerstreuten Feuertheilchen  
 in dem möglichkleinsten Raume verbunden  
 würden, und eine Richtung nach Parallels-  
 Linien, wie die Sonnenstrahlen, erhielten.  
 Ein solcher Mechanismus scheint von der Ver-  
 einigung unzählbarer Umstände abzuhängen,  
 vermöge welcher das Thermometer zuweilen  
 im Dunkel der Nacht höher gestanden hat,  
 als am hellen Tage. Aus einer solchen Ver-  
 bindung von Umständen entsteht auch zu Lima  
 ein größserer Grad von Wärme als zu Quito,

obgleich jenes ohngefähr unter  $13 \frac{1}{2}$  Gr. südlicher Breite, dieses aber unter dem Aequator selbst liegt. Eben deswegen ist es am Senegal, unter einer gleichen nördlichen Breite von etwa 13 Gr. ziemlich viel wärmer als zu Makiau, Ternate, und in andern Gegenden unter der Linie. Die Herren Pallas, Gmelin der Sohn, und andere Russische Naturforscher fanden in Astrakan die Wärme viel grösser, und den Stand des Thermometers weit höher als zu Pondichery, ohnerachtet Astrakan ohngefähr 36 Gr. mehr gegen Norden liegt.

„Alle Wärme kommt von der Sonne; ohne diese ist überall Dunkel und Kälte: so dünkt mich, hör'ich einen sich so nennen, den Philosophen sagen. Herren von der Art, die so gern Nachtsprüche thun, sollten doch erst erklären, aus welchem Grunde im Sommer bey Sonnenaufgang die Morgenluft kühler ist als die Nachtlust; sie sollten auch erst eine Ursache angeben, warum bey dem Untergang der Sonne, nachdem sie 15 bis 16 Stunden über dem Horizonte gestanden hat, die Wärme sich vermindert, nicht

zunimmt, wie doch erfolgen würde, wenn der Grad der Wärme von der Nähe der Sonne, oder von ihrem längern Stande über dem Gesichtskreis abhienge. Ueberdieses müßte ja, wofern die Wärme lediglich auf der Richtung und Neigung der Sonnenstrahlen beruhte, die gemässigte und mittlere Wärme unter dem sechzigsten Grade der Breite seyn, denn dort ist der Einfalls Sinus die Hälfte des ganzen Bogens. Ferner müssen jene Pyrrhonisten erklären, woher es komme, daß auf den Gebürgen unter dem Aquator der Schnee liegen bleibt, und in vertiefen Brunnen in Norwegen schmilzt; warum auf jenen Gebürgen die Kälte sehr streng ist, dahingegen in diesen Brunnen, in den unterirdischen Höhlen und am Boden des Meeres sich eine solche Wärme befindet, daß das Thermometer stufenweise bis auf 10 und mehrere Grade über 0 steigt.

Eben so gern wird man von ihnen belehrt seyn wollen, auf welche Art, vorausgesetzt alle Wärme rühre blos von der Sonne her, zu eben der Zeit, da die Kälte in Sibirien das Thermometer bis 70 Gr. unter 0 sinken

macht, die Wärme im menschlichen Körper  
 sich auf 26 oder 27 Gr. über 0 erhalte. Kä-  
 me alle Wärme von der Sonne allein, so  
 würde in angrenzenden Ländern unter eben-  
 demselben Breitengrade, wie z. B. zu Mahe  
 und Pondichery, die Sonne nicht so verschie-  
 den wirken, daß jene Stadt Winter hätte,  
 wenn diese ihren Sommer genießt. Hr. Le  
 Gentil erzählt eine sonderbare Erscheinung  
 von Pondichery. Das Thermometer steht  
 dort gewöhnlich auf 26 bis 27 Gr. Fast  
 alle Tage in gewissen Monaten um 9 Uhr,  
 wenn die Sonne gegen Süden zugeht, er-  
 hebt sich ein Westwind, der bis 1 Uhr Nach-  
 mittags dauert. Bey diesem Winde nimmt  
 die Hitze außerordentlich zu, und das Ther-  
 mometer steigt bis 36 auch 37 Gr. Nach 1  
 Uhr, wo er sich legt, erhebt sich ein Süd-  
 wind, von der Seite, wo die Sonne steht;  
 und dieser kühlt die Luft so sehr ab, daß das  
 Thermometer auf 26 bis 27 Gr. zurückfällt.  
 Es giebt also in der Natur noch eine andere  
 Ursache, auffer der Sonne, welche die Wär-  
 me vermehrt und vermindert. Es giebt al-  
 so in der Natur ein von der Sonne unabh-  
 hängiges

hängiges Feuer, denn es giebt warme und feurige Ausdünstungen und Dämpfe. Es giebt Electricität und entzündbare Luft, denn es giebt Feuertheile in der Atmosphäre, die, wenn ihnen der Wind oder die Sonne Verbindung und Richtung giebt, die übermäßige Hitze hervorbringen; so wie umgekehrt, wenn sie abgelenkt und zerstreut werden, Kälte oder Kälte darauf erfolgt. Dieses Feuer ist im Innern unserer Erde verborgen, jene Feuertheile in der Luft sieht man nicht; aber existiren müssen sie doch, und sie existiren auch. Wahr ist Newtons Satz, daß ein feuriger und entzündeter Körper Licht von sich giebt, und leuchtet: aber es ist auch wahr, daß ein Körper leuchten kan, ohne feurig und entzündet zu seyn. Ich nenne z. B. nur das Zodiacallicht und die Nordscheine. Wie viele mit Licht versehene Körper hat uns nicht Beccari angezeigt? Wir können daher als eben so wahr annehmen, daß das Sonnenlicht allein nicht die unmittelbare Ursache der Wärme sey; wir können uns sehr wohl die Sonne als leuchtend vorstellen, ohne daß sie deswegen ein feuriger, entzündeter und brennender

nender Körper seyn müßte, wie sie in der gewöhnlichen Beschreibung erscheint; denn nach dieser umgiebt sie eine immerwährende Ausdünstung, oder verzehrende Flamme, ohne Verminderung des Körpers, von dem sie ausgeht, und wenn sie ihn verläßt, verbreitet sie sich bis über die Bahn des Saturns hinaus.

Es würde mich zu weit führen, wenn ich mich über eine Materie weitläufig erklären wollte, auf welche die größten Männer in der Naturlehre, wie Newton, Boyle, s'Gravesand, Richmann, Lemery und noch viele andere ihren Fleiß verwendet haben. Ich will gern gestehn, daß ich die vielen und so verschiedenen Erscheinungen in der Luft, am Licht und an der Wärme nicht verstehe. Auch begreife ich nicht, wie die Johanniswürmchen, die verfaulten Fische und einige andere Körper ihr Leuchten im luftleeren Raume verlieren, an der freyen Luft aber wieder erlangen; da doch der Urinphosphorus seinen Glanz im luftleeren Raume behält, und glühendes Eisen im luftleeren Raume sogar noch länger heiß bleibt als an der freyen Luft



Luft. Ich weiß wohl, der Kiesel oder Feuerstein, wenn er mit einem Stahle angeschlagen wird, giebt Funken von sich, die von einer sogenannten brennbaren Materie aufgefangen, Feuer und erwärmende Flamme hervorbringen. Diese Wärme, die ich empfinde, ist Wirkung der aus dem Kiesel oder aus einem ähnlichen Körper herausgeschlagenen Funken: allein der Kiesel, der Körper, der die Funken fahren ließ, die, durch die Beschaffenheiten der dazwischen liegenden Materien modificirt, eine erwärmende Flamme hervorbrachten, diese Körper waren und sind ihrer Natur nach kalt, nicht warm, nicht fähig aus sich selbst Wärme zu erzeugen. Uns sey es genug an der Bemerkung, daß es Licht ohne Wärme, und Wärme ohne Licht giebt; und daß die Sonnenstrahlen nicht die einzige Ursache des Grades der Wärme sind, den die belebten Körper empfinden; denn es kan sich mit den Sonnenstrahlen so verhalten wie mit dem Lichte; sie müssen nicht nothwendig aus einer Flamme kommen, die selbst aus einem ungeheuern Feuerklumpen entspringt, dergleichen der Sonnenkörper seyn soll.

Indessen

Indessen kan ich doch diese Materie nicht verlassen, ohne Sie noch auf eine gewisse Betrachtung aufmerksam zu machen. Sie betrifft noch einen Grund gegen die Sonnenfreunde (Eliofili), die ziemlich unartig über den Zweifel derjenigen spotten, die der Sonne die unmittelbare Wirkung der Wärme, die wir auf der Oberfläche unsers Planeten empfinden, absprechen wollen.

Es ist gewiß, daß unsere Erde, wenn sie sich in ihrem Perihelio, das heißt, im Wendezirkel des Steinbocks befindet, und wir Winter haben, der Sonne um 2,800000 Meilen näher ist, als zur Zeit unsers Sommers, wenn sie ihr Aphelium, das heißt, den entgegengesetzten Punct der Ekliptik, oder die größte Entfernung von der Sonne erreichte hat. Wären wir nun unsere ganze Sommerwärme der Sonne schuldig, welche Hitze müßte nicht in den südlichen Ländern abwärts vom Aequator seyn, wenn die Sonne zur Zeit ihres Sommers ihnen um 2,800000 Meilen näher gekommen ist? Welche Wirkungen müßten sie nicht von der Annäherung einer ungeheuren Masse erfahren, die, wie  
man

man sagt, ganz Feuer seyn soll? Müßte nicht alles, Länder, Menschen, Gewächse, Thiere verbrennen, und das Meer vertrocknen? Gleichwohl erfolgt das Gegentheil. Zu Rio Janeiro, in Paraguay, am Kap, auf Madagaskar, und auf allen Tahitischen Inseln ist der Sommer mässig heiß; und wiewohl Tahiti ohngefähr unter 18 Gr. Südbreite liegt, auch die Sonne in kurzer Zeit zweymal gerade darüber hingehet, so hat es doch gemässigte Luft, und die Wärme ist dort nicht nur erträglich, sondern auch geringer als diejenige, die zuweilen einige Tage lang in dem gemässigten Erdgürtel uns niederdrückt. Noch nicht genug! Man findet sogar in den südlichen Weltgegenden etwas, das dem Satze, daß sich die Wärme umgekehrt wie die Quadrate der Entfernungen verhalten müßte, geradezu widerspricht. Ich meyne hier die ungeheuern Eismassen in der See, die sich dort nicht nur eben so groß finden, wie im Gewässer gegen den Nordpol, sondern auch noch um 1500 Meilen näher nach dem Aequator zu sich ausbreiten; denn so fand sie der unerschrockene

verdienstvolle Cook auf drey Fahrten nach einander von Neuseeland nach Amerika. Nehmen Sie nun alle diese unstreitige Thatsachen zusammen, und ziehen Sie selbst Schlüsse daraus, wie sie Ihnen natürlich und billig vorkommen werden. Geben Sie auch mir nunmehr unrecht in Absicht auf meine Vermuthung, daß die Sonne nicht die unmittelbare Ursache der Wärme unserer Erdkugel sey. Die Frage: ist die Sonne ihrer Natur nach eine flüssige Feuermasse, brennend, und die unmittelbare Ursache der Wärme? — diese Frage wird wohl ein weites Feld für die Untersuchungen, so wie ein reicher Stoff zu mannichfaltigen Streitigkeiten der Physiker bleiben.

Aber gesetzt auch, die Sonne sey wirklich ein glühender und flüssiger Körper, ist es wohl möglich, daß ein Komet bey seiner Annäherung an ihr anschellen könne, ohne von ihr verschlungen zu werden? Und wenn er ein Stück flüssiger und glühender Materie von ihr losreißen könnte, wär' es wohl möglich, daß dieses Stück sich nicht mit dem Kometen verbinde, und ihm nicht in seinem Laufe

Laufe mit derjenigen Abänderung folgte, welche die neue Masse in der Richtung des Kometen hervorbringen müßte? Ich bin weder Astronom noch Mathematiker genug, auch nicht Herr über die mir übrige wenige Zeit, um mich in solche Untersuchungen zu vertiefen; also will ich Ihnen nur noch kurz sagen, wie ich mir die Sache weiter denke. Könnte auch eine solche Materie auf solche Art losgerissen, und um die Sonne herumgetrieben werden, so müßte sie doch, wie Hr. Sejour bewiesen zu haben scheint, in die Sonne zurückfallen; aber keineswegs könnte sie sich in eben so viele Körper theilen, als Planeten nebst ihren Trabanten sind, noch sich in den Bahnen erhalten, welche diese regelmässig und unverändert um die Sonne beschreiben.

Alles dieses führt nun auf den Schluß, daß die Wärme der Erde von einer andern Ursache herrühren müsse. Ich habe daher die Frage als Problem aufgeworfen, ob sie nicht, wie die Fliehkraft, von dem Umschwingen und Fortrücken, von dem wechselseitigen Druck und Reiben der Planeten bewirkt werden könne? Bey diesen bleiben Bewegung  
und

und Druck sich immer gleich: nimmt man nun an, unser Erdball sey aus gleich grossen Antheilen von elektrischer, phlogistischer, entzündbarer und verglasender Materie zusammengesetzt, so scheint es nicht möglich, daß die Wärme abnehmen, und sich zuletzt ganz verlieren könne. Ich weis nicht, ob ich mich täusche; allein überzeugt bleibe ich doch von der Richtigkeit des folgenden Satzes. Wenn man einen Klumpen Metall zum Fluß und zum Glühen bringt, und nachher, weit von dem schmelzenden Feuer, an der freyen Luft ungestört erkalten läßt, so kan ein solches Verfahren noch keine Grundangabe oder Analogie darbieten, um danach den Grad des Erkaltes einer Kugel, wie die unsrige, zu berechnen. Diese ist beständig in einer gleichen und unveränderlichen Bewegung, und immerfort einem gleichförmigen Reiben mit den himmlischen Körpern unterworfen; in dieser Bewegung, in diesem Reiben muß eine unveränderliche, immerwährende Ursache von Wärme enthalten seyn. Aristoteles sagte: *motus est causa caloris*; und sein grosser und einfacher Grundsatz siegt im Kopernikani-

nikanischen Weltsystem. Auch Des Cartes, ein grosser Mann, selbst wenn sein Nachforschen die Wahrheit nicht erreicht, Des Cartes erklärte, wie Aristoteles, den Ursprung der Wärme blos aus der Bewegung. Leibniz, (vielleicht auch Cartesius an einem andern Orte), stellte sich vor, die Planeten wären nichts anders als erloschene Sterne, die vormals gelehrt und gelehrt hätten. Des Menschen Phantasie kennt keine Schranken; und der zügellose Stolz alles zu wissen, alles zu erforschen, in jedes Geheimniß der Natur einzudringen, verleitet uns zuweisen systematisch zu Thorheiten. Wir sind noch Kinder: aber es wird eine Zeit kommen, wo unsere Nachkommen die Reihe der physischen Kenntnisse da anfangen werden, wo wir aufhören. Mit vollkommenern Fernröhren, durch genauere Beobachtungen, mit weniger Systemdunkel, werden sie den Himmel immer besser kennen lernen; und die Erscheinungen sowohl in der Luft, als auf der Erde werden nicht mehr problematisch, noch ein Spiel willkürlicher Erklärungen seyn.

Indessen läugne ich nicht, daß Hr. Ba-  
 ily allerdings eine merkwürdige Beobach-  
 tung am Jupiter, am Mond, und an der  
 Erde, zur Bestätigung des Buffonschen Sy-  
 stems, gemacht habe. Er bemerkt nämlich  
 im ersten einen Zustand von Erhizung, Auf-  
 wallen, und gewaltsamer Bewegung; der  
 Mond erscheint unverändert ruhig, und sich  
 immer gleich; die Erde in einem Mittelzu-  
 stande. Hierdurch scheint sich nun des Hrn.  
 Grafen von Buffon Berechnung zu bestäti-  
 gen, nach welcher wir uns vorstellen sollen,  
 Jupiter sey noch zu glühend um von lebendis-  
 gen Geschöpfen bewohnt werden zu können;  
 der Mond schon längst vereist und deswegen  
 öde und verlassen; nur unsere Erde befinde  
 sich in einem Mittelzustande, und habe da-  
 her einen Reichthum von belebter Natur.  
 Alle diese Erscheinungen sind richtig: aber  
 beruhen sie auch auf den angenommenen  
 Grundsätzen? Ist der Mond vereist, so muß  
 man sagen, es fehle ihm an phlogistischer  
 entzündbarer, elektrischer Materie; sonst  
 würden Bewegung und Reiben zuverlässig  
 Wärme und solches Feuer erregen, wie wir  
 aus



aus Kieseln, Feuersteinen, Holz, Mischungen von Mineralien u. s. w. herausziehen. Der Mond muß also nicht aus solchen Materien bestehen, woraus unsere Kugel zusammengesetzt ist. Dieses elektrische und phlogistische Element in dem Grundstoff unserer Erde läßt sich, meines Erachtens, nicht berechnen; und noch viel weniger ist die Zeit seiner Dauer einer Bestimmung fähig: mithin lassen sich auch keine Grade seines Erkaltens angeben. Durch jede Bewegung, durch jedes Reiben entwickelt sich Erhitzung, Wärme und Flamme in Materien, die sich kalt anfühlen, wie die Metalle, die außer des Hrn. Grafen von Buffon Schmieden, in einer verhältnißmäßigen Zeit kalt wurden und sich bearbeiten ließen. Die Wärme von diesen kan berechnet werden, denn sie ist nichts wesentliches, sondern Sache der Willkühr: aber ein phlogistisches, elektrisches Element, welches die Natur in sich selbst und in den Grundstoff der Dinge einschließt, das sich bloß durch die Bewegung kennbar macht, ein solches Element ist kein Gegenstand der Berechnung.

Endlich ist noch angemerkt worden, daß die Gletscher in der Schweiz keinen Beweis für die Erkaltung der Erde abgeben können; sondern man habe vielmehr Ursache zu glauben, daß vor siebenzehnhundert Jahren die Kälte heftiger und mehr Eis gewesen sey, als gegenwärtig, und daß vielmehr unser Erdball von Zeit zu Zeit einen höhern Grad von Wärme erlange. Sie rückt nicht nur der Sonne näher; sondern auch die Ekliptik nähert sich dem Aequator. Diese Bemerkung, die Sie ebenfalls im zweyten Theile finden, könnte wohl auf die Vermuthung führen, die Natur bestrebe sich, zu dem vormaligen Zustande, aus dem sie herausgehoben ward, zurückzukehren. Nun denke man sich jenen vormaligen Zustand etwa so: die Erdbahn wäre um so viel kleiner, daß ein Jahresumlauf in 360 Tagen vollendet wäre, und die Ekliptik auf der Ebene des Aequators senkrecht aufstünde, oder doch einen nur geringen Winkel mit ihm machte: so würden wir uns manches sehr leicht erklären können. Wir sehen nunmehr die Ursache, warum die Zirkel der Himmelkugel in 360 Grade eingetheilt wurden

den; die Idee von unveränderter Beschaffenheit der Klimate und der Jahreszeiten würde uns eben so natürlich vorkommen; als die Erscheinung, daß es unter 50 und 60 Gr. der Breite wärmer ist; auch wunderten wir uns nicht mehr über jenes goldene Zeitalter, dessen Glück das ganze Alterthum einstimmig erhebt. Nach dessen Vorstellung war dieses goldene Weltalter zu Saturns Zeiten; früher als die Entdeckung des Eisens und die Erfindung des Geldes und der Schrift;

*Ver erat aeternum, placidique tepentibus auris*

*Mulcebant Zephyri. 1)*  
 In spätern Zeiten als Saturn, nämlich unter Jupiters Herrschaft, ereignete sich jene grosse Katastrophe, die der Natur eine andre Gestalt gab, und den jährlichen Umlauf der Sonne in vier Jahreszeiten unterschied.

*Jupiter antiqui contraxit tempora veris;*

*Perque hyemes, aestusque et inaequales autumnos;*

33

Et

1) Ovid Metam. I. B. 107.

Et breve ver; spatiis exegit quatuor  
 or annum. 1)  
 Plato sagt: 2) Von diesen Dingen haben unsere ältesten Vorfahren erzählt, die nach der ersten Erdenveränderung jenen Zeiten nahe waren, die auf die erwähnte Veränderung folgten. Nimmt man diese Ueberlieferungen zusammen, so ergiebt sich daraus ohne Mühe der Schluß, daß zu Saturns glücklichen Zeiten die Bahn der Erde um die Sonne nur 114,048000 deutsche Meilen betragen haben müsse, nicht 121,504240, wie gegenwärtig.

Es giebt also eine physische Ursache, wodurch die Klimate sich zu eben der Zeit geändert haben, wo das Meer eine andere Richtung nahm, die Insel Atlantis ersäufte, die Erdzunge bey Gibraltar durchbrach, einen grossen Theil des festen Landes überschwemmte, und sowohl Amerika durch einen so ungeheuren Zwischenraum von unserer Hemisphäre auf der einen, als auch Asien auf der andern Seite trennte; zu eben

1) Ebd. V. 116.

2) Im Dial. de regno.

der Zeit, wo das Jahr beynähe um 6 Tage länger als 360 ward.

Nun wollte ich doch, man zeigte mir zur Erklärung so vieler Erscheinungen, die sich unmöglich bezweifeln lassen, eine andere Ursache als eine Verrückung der Erdoberfläche. So lange man aber eine solche Ursache nicht gefunden hat, erlaube man mir immer einen selbstgefälligen Blick auf mein Gedicht, oder meinen Roman, wovon ich den Umriss im zweeten Theile gezeichnet habe. Ich verband dort die alten Ueberlieferungen, verglich sie mit dem grossen Buche der Natur, und so glaubte ich vier Epochen zu sehen: I. Meer; II. Vulkane; III. zusammenhängende feste Länder; IV. Absonderung dieser festen Länder durch ein neuentstandenes Meer. Die letztere Revolution muß zu den Zeiten des Egyptischen Herkules vorgefallen und später seyn, als Saturn und das goldene Zeitalter; sie fällt in die Zeiten, wo Danges, von dem sie den Namen führt, gelebt haben soll. Sie ist neuer als die allgemeine Fluth; dieß beweisen die Ueberreste der Völkerschaften, die auf den Bergen

und Inseln des ganzen Erdbodens geblieben sind. Augustin bemerkt dies sehr gut; er sagt: *Ogygius ipse quando fuerit (incertum) cujus temporibus etiam diluuium magnum factum est, non illud maximum, in quo nulli homines evaserunt, nisi qui in arca esse potuerunt.* Er setzt diese Fluth in die Zeiten Minervens, die genau mit den Zeiten des Egyptischen Herkules zusammen treffen, der dem Atlas im Besitz der Wissenschaften folgte.

Ich weiß wohl, irgend eine Veränderung mit den Meeren war fähig, der Oberfläche der Erde hier und da eine andere Gestalt zu geben. Ich weiß auch Manfredi's Beobachtung zu Ravenna, daß sich das Bett des Adriatischen Meeres erhöht habe; eine Erscheinung, die Vitaliano Donati 1) in Rücksicht auf Dalmatien, und Zendrini zu Viareggio in Ansehung des Mitteländischen Meeres bestätigt haben. Die Schwe-

1) Della storia naturale marina dell' Adriatico, Saggio etc. Venez. 1750, ar 4. von dem Hrn. Grafen Carli zum Drucke fördert.

dischen Gelehrten behaupten <sup>†</sup> ist, daß sich die Ostsee senke. Wäre nun die Erhöhung des Mittelländischen eine Folge von dem Sinken des nördlichen Meeres, so scheint freylich hieraus zu folgen, daß einst das Meer, ohne irgend eine Veränderung mit der Erdkugel, in Italien, Griechenland, Asien und Afrika übertreten, im Norden hingegen austrocknen konnte.

Allein es läßt sich verschiedenes dagegen erinnern. Hartsoeker fand, daß das Meer an den Holländischen Dämmen eben so steigt, wie an den Küsten von Italien; und dann so fand Manfredi zu Ravenna dieses Steigen von einem Fuß in 348 Jahren, Hartsoeker aber von einem Fuß in einem Jahrhundert. Bey Venedig beträgt es, nach meinen eigenen Beobachtungen, einen Fuß in 150 Jahren. Nun aber ist hier die Rede von einem Steigen von 1000, oder 2000 und noch mehr Fuß, und ein solches würde, den vorher angeführten Beobachtungen zufolge, einen Zeitraum von 200000 Jahren erfordern; auch ist hier die Rede von einer plötzlichen Uebertretung des Meers, die, nach  
der

der Voraussetzung, einen so grossen Theil des Erdballs mit Wasser bedeckte, und über die Berge der dritten Ordnung hinausgieng. Eine solche plötzlich erfolgte Revolution läßt sich, nach meinem Bedünken, nicht anders erklären, als durch Verrückung der Erdaxe.

Aber wie konnte sich nun diese Axe auf einmal dermassen verrücken, daß das Meer die ganze weite Oberfläche des Erdballs überschwemmte? Ich wüßte keine Antwort auf diese Frage, dürfte ich nicht einen Kometen zu Hülfe nehmen, der vermittelst seiner Annäherung gegen die Erdbahn eine so grosse Revolution hätte bewürken können. Hr. Heggström fragte in Lappland die ältesten Leute, ob sie wohl glaubten, daß ihr Land vor Alters bewohnt gewesen sey, und bekam zur Antwort, die ganze Erde sey einmal bewohnt gewesen, ehe der liebe Gott sie umgekehrt habe. Ich muß gestehn, auf einen Kometen scheint nicht nur die Fabel vom Phaeton anzuspielen, sondern auch die vom Typhon, dem man den Untergang Egyptens und der ganzen Erde zuschrieb. Daher die Ueberlieferungen die schreckenvollen Ahndungen, die Kometen,  
die



die Prophezeungen von einer Fluth von Feuer und einer Fluth von Wasser, das fenerliche Wassertragen und die Verehrung des heiligen Feuers; daher der Gebrauch, auf Stein, auf Säulen und auf Obeliften die Nachrichten, trotz allen Verstörungen durch Feuer oder Wasser, für die Nachwelt einzugraben. Typhon ward nachher in Egypten ein Schreckbild, oder ein böser Geist, den man durch Siferschall verscheuchen zu können glaubte. Denken sich nun grosse Naturforscher eine Annäherung eines Kometen gegen die Sonne, die fähig gewesen wäre, ihr einen Theil ihres Eigenthums zu rauben, um daraus die Planeten zu bilden: so ist es doch wohl kein seltsamer Gedanke sich vorzustellen, daß ein Komet der Erde so nahe kommen könne, um eine Revolution mit ihrer Axe zu bewürken, wie sie der Hr. von Maupertuis in seinem Aufsatze über den Kometen vom J. 1742 beschreibt.

Ich habe des Hn. Sejour schönen Versuch über die Kometen gelesen und bewundert. Er beweist darinne, die Besorgniß der Annäherung eines Kometen, wodurch eine

Veränz

Veränderung mit unserer Erdfugel hervorgebracht werden könne, sey ein wahrscheinliches Verhältniß wie  $\frac{1}{752,730}$ . Allein nur von wenig Kometen sind uns die Bahnen bekannt, und nur wenige hat Hr. Sejour berechnet. Wahr ist es, wenn man einen Körper von gleicher Grösse mit unserer Erde, in einer gewissen Entfernung annimmt, so kan allerdings eine geringe Veränderung in ihrer Bahn erfolgen; aber ein Körper, der fünfzig bis hundertmal grösser ist, in obender selben Entfernung, könnte dagegen eine beträchtliche und für das Menschengeschlecht verderbliche Revolution bewürken.

Demohnerachtet ist das gewiß, was ich oben festgesetzt habe: die Erscheinungen in der Natur verbinden sich mit den Ueberlieferungen der Alten, um uns das Geständniß abzudringen, daß eine plötzliche Revolution oder Veränderung mit der Ape unserer Kugel und mit der Ekliptik vorgegangen seyn müsse; ein Geständniß, das schon berühmte Männer und aufgeklärte Philosophen vor uns abgelegt haben. So ist es auch gewiß, daß man ohne jene Revolution nichts von demjenigen

nigen erklären könne, was die Natur der Aufmerksamkeit des Beobachters zeigt. Man denke sich aber eine Erschütterung des Erdballs: nun läßt es sich ohne Mühe erklären, wie bey dem ungeheuren Schwanken unserer Kugel das Meer nicht nur die Erdzunge bey Gibraltar durchbrechen konnte, sondern auch vermögend war, auf der einen Seite bis fast auf die Alpen zu dringen, und auf der andern in Frankreich, Spanien, Deutschland, Asien, im nördlichen Theile von Afrika, und in Amerika die Berge zu erreichen. Auf diese Berge konnten sich die Ueberreste der Erdbeswohner gerettet haben; und von dort zogen sie herunter, als der Kern des Erdballs vermittlest dessen täglicher Umdrehung sein Verhältniß bekam, und das grosse Gewässer in das Gleichgewicht trat, woben denn grosse Stücke Landes, die jetzt bewohnt sind, trocken gelassen wurden. Meine Hypothese zeigt auch einen Grund, warum auf den ursprünglichen Bergen die Seeprodukte, die Schaalenthier und die Crustaceen in Steinen, ja sogar in Metallen tief eingedrückt erscheinen; und warum sie im Gegentheil auf den nie-

drigern Bergen und Anhöhen gut erhalten, in ihrer völligen Gestalt und vollkommen angetroffen werden: alles Anzeigen von zwei verschiedenen und entfernten Epochen, von einem zwiefachen Zustande des Meeres. In Ansehung des letztern hat der Abt Fortis erwiesen, daß man ein doppeltes unterscheiden müsse, nämlich ein ursprüngliches und eines das später entstanden sey. Hierzu kommt noch eine Beobachtung, die ich an einem andern Orte gemacht habe. Als das Meer auf unsere Halbkugel zurückströmte, mußte es sich von der entgegengesetzten entfernt haben, die seit den ältesten Zeiten, wo die unfrige trockner Boden war, unter Wasser gestanden hatte. Ist dieses, so müssen sich in der Südsee noch mehr auszeichnende Merkmale von höherem Alterthume finden: und solche Merkmale zeigen sich auch wirklich an den Korallen. Diese sind in unsern Meeren klein, und sehr mühsam zu sammeln: hingegen in der Südsee sind alle Inseln mit Korallenklippen umgeben, die nicht nur vom Meeresgrunde bis an die Oberfläche des Wassers reichen, sondern auch stellenweise um  $1\frac{1}{2}$  bis 2 Ellen darüber hervorragen.

Kurz: um das Meer von einer Hemisphäre nach der andern in Bewegung zu setzen, ist eine Veränderung im Mittelpunkte der Erde hinreichend; wiewohl die Natur  
solches

solches vielleicht auch vermittelst der successiven Veränderungen mit unserer Kugel selbst bewürken könnte. Und was jene plötzlich auf einmal vorgefallene Revolution betrifft, durch welche die Klimate anders wurden, die Erdbahn, und mit ihr das Jahr um beyläufig 6 Tage sich verlängerte, und das Meer über einen Theil der nördlichen Halbkugel zurückströmte; so kan man sie wohl nicht anders erklären als durch Annäherung eines unbeschaidenen Kometen, der den Untersuchungen und Berechnungen des Hrn. Sejour entschlüpft seyn mag. Es giebt grundgelehrte Männer, die mit voller Ueberzeugung glauben, ihr System sey keines Zusatzes, keiner Berichtigung fähig. Aber wenn sie nun in den weiten Ebenen in verschiedenen Ländern des Erdbodens und auf den Gebürgen unserer Halbkugel wahrnehmen, wie Seeprodukte schichtenweise, in verschiedener Höhe, mehr oder weniger vollkommen erhalten da liegen; wenn sie dabey Sand und Schlamm und alle Arten Bodensatz vom Meer erblicken: so müssen sie entweder ihre Vernunft verläugnen, oder gestehen, daß das Meer zu zwey verschiedenen Zeiten noch höher gestanden haben müsse. Es ist also gewiß, das Meer hat einmal eine Höhe von 1000, 2000, bis 3000 Fuß über seinen gegenwärtigen Stand erreicht. Nun frage ich: wenn an-

genommen wird, die Lage der Erdaxe, der Ekliptik, und unserer Kugel selbst gegen die Sonne sey unveränderlich (erklären Sie mir doch dieses Phänomen?) wie konnten sich wohl die Meere Jahrhunderte lang in einer solchen Höhe über unserer Hemisphäre im Gleichgewicht erhalten, wenn keine Veränderung mit dem Aequator oder mit der Erdaxe vorgegangen wäre? Sollte sich die Höhe und Richtung der Meere geändert haben, die Erdaxe aber unbeweglich geblieben seyn? Unmöglich! Also bleibt uns keine Auskunft übrig, als eine Revolution des Erdballs.

In den Fluthen dieser Revolution versank vielleicht die Atlantis, diese grosse Insel mitten auf dem gleichnamigen Ocean, das Mutterland jener Völkerschaften, die sowohl in Amerika, als in Egypten und in Europa den ersten Saamen der Wissenschaften, vorzüglich der Sternkunde ausstreuten, denen andere Nationen nicht nur den Gebrauch der Hieroglyphenschrift, sondern auch Sitten und Religion zu danken hatten.

So erhält sich denn, wie ich glaube, mein Roman in seiner völligen Kraft; mögen auch berühmte Männer sich noch so viel Mühe geben, die Insel Atlantis nach Schweden oder Spitzbergen zu versetzen!

Ende des dritten und letzten Theils.

Inhalt des dritten Theils  
der Briefe über Amerika.

I. Brief.

Auszug eines Briefwechsels zwischen  
Hrn. von Voltaire und Hrn. Bailly über den  
Ursprung der Wissenschaften bey einem ab-  
gestorbenen Volke im Norden von Asien.  
Einwürfe des Erstern, und des Letzern Be-  
antwortungen in zehn Briefen. S. 1.

2. Brief.

Vorlegung des von Hrn. Bailly angenom-  
menen Systems des Grafen von Buffon in  
Absicht auf die innere Wärme der Erde, wo-  
durch erwiesen werden soll, daß das Klima  
im Norden, wo die Wissenschaften entstan-  
den, ursprünglich warm gewesen sey. S. 18.

3. Brief.

Erste Betrachtungen über die Hypothe-  
se von der Bildung der lebendigen Geschö-  
pfe; über die Centralwärme, daß sie wohl  
von

## Inhalt

von einer andern Ursache herrühren könne; über die successive Erkaltung der Erde, mit der Bemerkung, daß unsere Halbkugel vielmehr wärmer als vor 1700 Jahren zu seyn scheine; über die falsche Tradition von der Unbewohnbarkeit des heißen Erdgürtels.

S. 36.

### 4. Brief.

Hr. Bailly sucht die Atlantis im Norden; Einwürfe dagegen. Unveränderte Ueberlieferungen der Alten, daß sie auf dem Atlantischen Meere im Westen von Afrika und Europa gelegen habe. Es findet sich keine sichere Nachricht von Atlantiden in Asien.

S. 79.

### 5. Brief.

Untersuchung der Gegenbeweise wider die Meinung von Atlantiden in Afrika, und zur Behauptung, daß ein aufgeklärtes Volk im Norden von Asien gewohnt habe. Von den Divis und Peris.

S. 108.

### 6. Brief.

Fortsetzung. Gog und Magog. Es wird erwiesen, daß die Egyptier, Sinesen u. s. w. früher



## Inhalt

früher in bürgerlicher Gesellschaft gelebt haben als die Tataren. Erklärung einiger von Hrn. Bailly angeführten Stellen aus Schriftstellern des Alterthums. S. 125.

### 7. Brief.

Amazonen in Afrika; sie sind älter als die in Asien; ihre Kriege mit den Atlantiden. Eine Stelle aus Apollodor, und eine aus Maximus von Tyrus erklärt. S. 144.

### 8. Brief.

Vom Bernstein an den Ufern des Eridanus. Etymologien der nordischen Sprachen. S. 167.

### 9. Briefe.

Einwürfe gegen die vermeyntliche Entdeckung des Vaterlandes der Atlantiden. Welchen Weg Ulysses auf seiner Reise nach Homers Dichtung genommen habe; die Lage von Circe's und Kalypso's Inseln wird bestimmt. Von den Cyceln; besonders von Metons Periode, daß sie zu Athen, nicht in Asien ausgefunden worden sey. S. 198.

Die









